



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

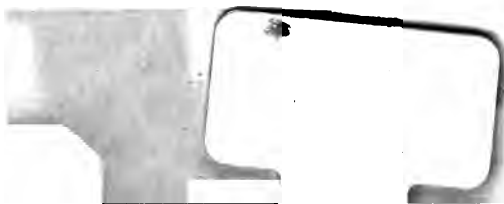
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Vet. Ger. III A. 262



~~312 a 25~~



9.

10.

**Götter, Helden, Don: Quirote.**

---

Von demselben Verfasser sind ferner bei uns erschienen :

- G u g l o w , K. , Briefe eines Narren an eine Närrin. 8.  
1 Thlr. 16 Gr.
- — Novellen. 2 Bde. 3 Thlr.
- — öffentliche Charaktere. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
- — Zur Philosophie der Geschichte. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
- — Seraphine. Ein Roman. 8. 1 Thlr. 16 Gr.
- — Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verständniß  
des Görres'schen Athanasius. 12 Gr.
-

**Götter,  
Helden, Don-Quixote.**

---

**Abstimmungen**

zur

**Beurtheilung der literarischen Epoche.**

Von

**Karl Gutzkow.**

*W. H. Meyer*

---

**Hamburg,  
Hoffmann und Campe.**

**1838.**





## V o r w o r t.

---

Indem ich diese unter verschiednen Eindrücken verfaßten Artikel zusammenstellte, ward ich selber von einer Einheit derselben betroffen, die ich in sie nicht hineingelegt hatte. Ich fand, daß der Refrain aller dieser Artikel die Mißstellung der Literatur zu den öffentlichen Thatsachen ist, mochte die Klage nun in meiner Auffassung, oder, was eben so oft wiederkehrte, in den behandelten Gegenständen selbst liegen. Hier unterliegt der Dichter der Unbill prüder Beurtheilungen seiner Werke; dort stirbt eine Hoffnung, wie ein in voller Blüthe stehender Baum, der einen plötzlichen verspäteten Winterfrost nicht ertragen kann; eine gewaltige Kraft vergeudet sich an dem vergeblichen Kampfe gegen die nüchternen Rücksichten der bürgerlichen Ordnung; ein Maler

ahnt das Ideal, ohne es lebenvoll beschwören und meistern zu können; ein Publizist geräth nach vielen heitern Parallelen, die sein Geist mit den Verhältnissen zog, plötzlich in Widerspruch mit dem Weltlauf oder auch nur in Widerspruch mit Ansichten, die von ihm als Beamten eines Staates vorausgesetzt werden; ein Dichter seufzt unter einer Fluth von bürgerlichen Geschäften, welche eine Lebensstatik und eine öffentliche Haltung bedingen, die der eigentlichen warmen Regung seines Herzens schmerzlich, aber aus offiziellen Rücksichten still widersprechen; ein Aenderer findet dort Kälte, wo er Liebe, dort Widerspruch, wo er Uebereinstimmung voraussetzte; er hat dieselben Ideen, wie die Männer seiner Partei, aber er motivirt sie anders und verknüpft mit ihnen Vorstellungen, welche Jenen wieder bedenklich scheinen; ein großer Styliff findet sich vom Staate, dem er ehrgeizig dienen möchte, zurückgesetzt und tröstet sich mit der Erinnerung früherer Zeiten, wo dem Talente eine unmittelbarere Einwirkung

auf die öffentlichen Dinge geklammert wurde, und wo Fürsten und Staatsmänner nicht verschmähten, zu den Füßen geistreicher Aspasiens zu sitzen. Hier wieder ein Andern, den der Staat nicht bloß ignoriert, sondern den er sogar verfolgt; dort ein Zorniger, der eine philosophische Grammatik des Stils zu schreiben vorgibt und unter den Anakoluthieen eigentlich Regierungsmaximen versteht. Ein Andern möchte an demselben Staate, der ihn der Lüge zeigt, grade eine Wahrheit werden, und hält seine Anstellung als Muskau'scher Staatsgefängener für eine Gnade, der bald der Legationsrathstittel folgen werde. Des Abenteuerlichen wird immer mehr. Ein junger Neuling schreibt deshalb gegen Metternich, weil er hofft, jeden Augenblick könnte ein Courier kommen, um ihn an Gengens Stelle zu berufen; ein Jude philosophirt wie ein Christ, ohne sich taufen zu lassen; ein Feind der Pressfreiheit will die Presse durch die Censur veredeln und den Staat zum Intestaterben des Cicero und Livius machen, ohne dessen Willen.

keine neue Auflage des Cicero und Livius mehr erfolgen kann, es sei denn, daß der Staat da für das Honorar bezogen hätte; und über all dies Gewühl und Narrenthum spricht ein Letzter, Prof. Steffens, seinen norwegischen Herenfegen und schlingt um alle Parteien den gefährlichen Strick der Revolution, der dem Lärm und Treiben ein criminelles Ende macht.

Dies die Einheit des Buches — und wahrlich, sie ist schmerzlich genug! Vielleicht findet sich ein philosophischer und freimüthiger Kopf, der von Alledem, was hier nur als Erscheinung auftritt, außer den von mir bezeichneten individuellen, auch noch die historischen und im allgemeinen Zeit-Zusammenhänge zu erfassenden Ursachen anzugeben versucht.

R. G.

---

# Inhaltsverzeichnis.

---

## I. Götter.

	Seite
Percy Bysshe Shelley . . . . .	3
Georg Büchner . . . . .	19
Christian Grabbe . . . . .	51

## II. Helden.

Wilhelm Schadow . . . . .	61
Friedrich von Raumer . . . . .	95
J. P. von Keffvies . . . . .	127
K. Zimmermann . . . . .	149
Barnhagen von Ense . . . . .	165
Leo und Dieckerweg . . . . .	183
H. Heine . . . . .	201
Th. Mundt . . . . .	215
H. Laube . . . . .	235
Gustav Schlegel . . . . .	271

## III. Don-Quixote.

Johannes Mindwig . . . . .	291
Joel Jacoby . . . . .	309
F. A. Eßfler . . . . .	325
Henrik Steffens . . . . .	396

---

# Introduction

## 1.1.1.1.1

This document is a technical specification for a system designed to manage and analyze data from various sources. It provides a detailed overview of the system's architecture, components, and data flow.

## 1.1.1.1.2

The system is designed to handle large volumes of data and provide real-time analysis and reporting. It consists of several key components, including a data ingestion layer, a processing engine, and a reporting module. The data ingestion layer is responsible for collecting data from various sources, such as databases, APIs, and sensors. The processing engine then analyzes this data and generates reports and dashboards for users. The reporting module provides a user-friendly interface for viewing and interacting with the data.

## 1.1.1.1.3

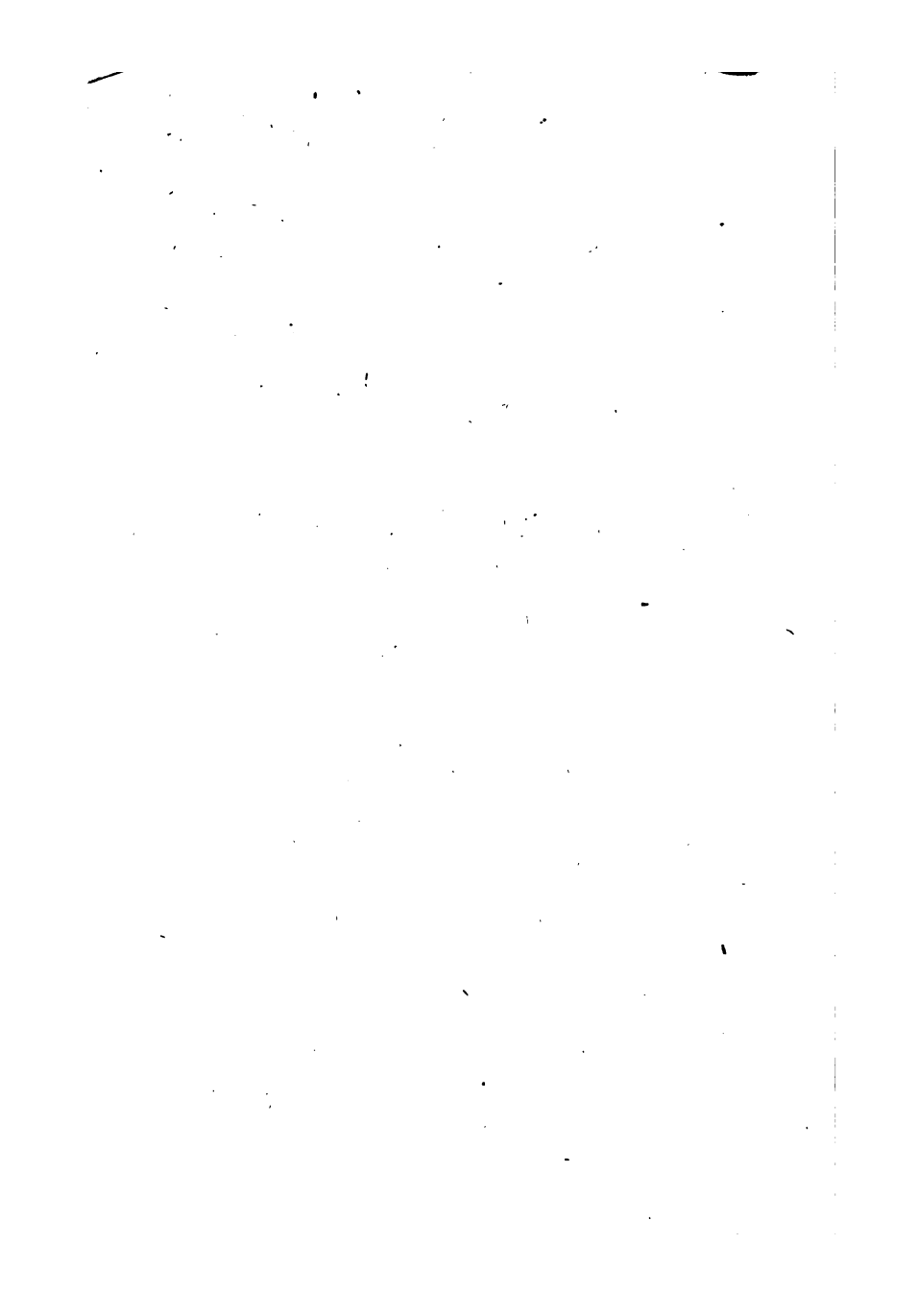
The system is built using a modular architecture, allowing for easy integration with other systems and components. It is designed to be scalable and flexible, capable of handling a wide range of data sources and analysis requirements.

The system is designed to be secure and reliable, with robust security measures in place to protect data and ensure system availability. It is also designed to be easy to use and maintain, with comprehensive documentation and support resources available.

I.

Ö t t e r.

---



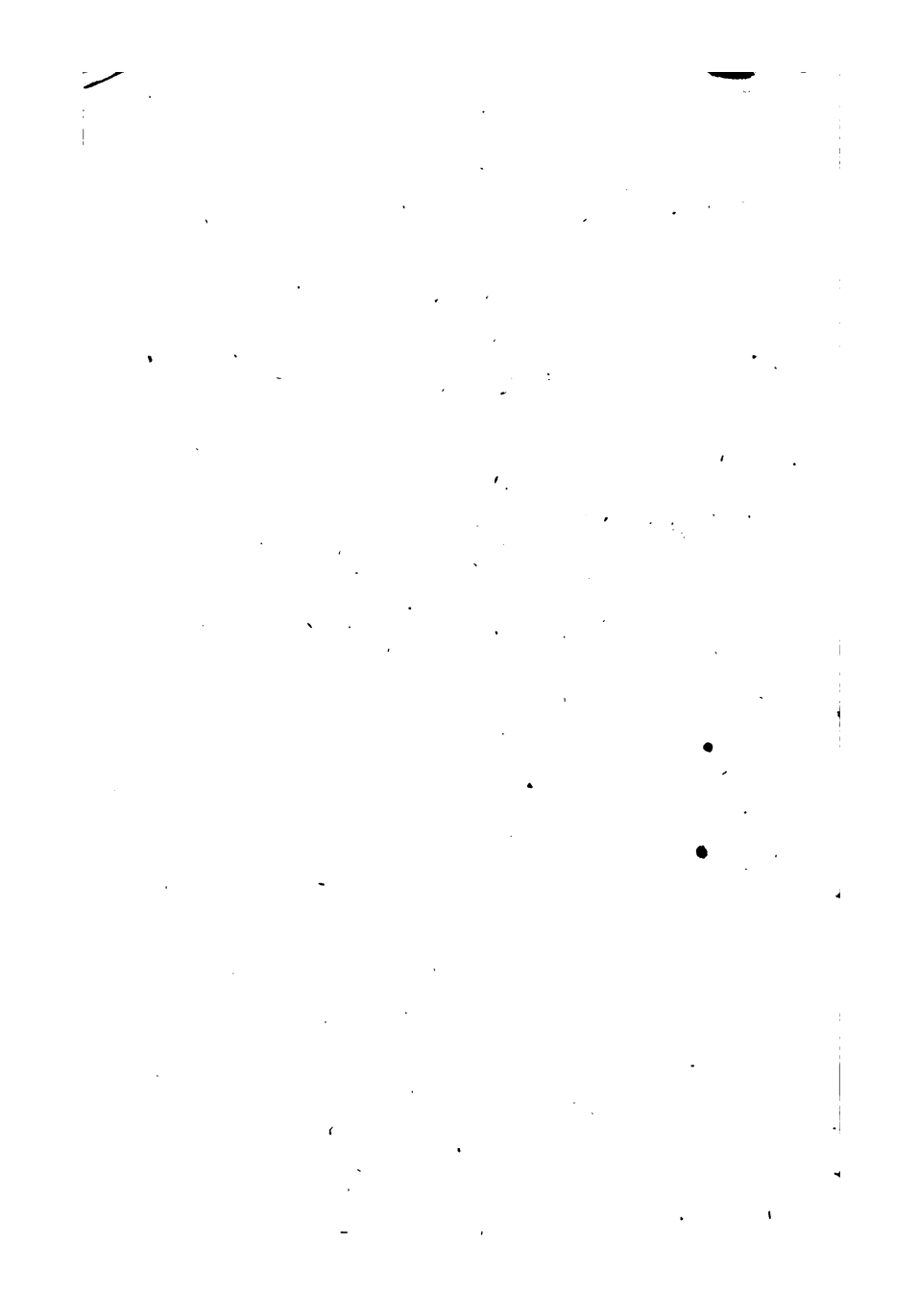


I.

**Percy Bysshe Shelley.**

(Geb. 1792. Ertrank im Meere 1822.)

---



---

Vor dem Posthause in Pisa stand im Jahre 1820 ein schöner, langaufgeschossener, aber kränklich aussehender Engländer und fragte, ob nichts für ihn poste restante angekommen wäre?

Wie heißen Sie? fragte der Postoffiziant.

Shelley!

In dem Augenblick erhielt der Engländer einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf, nachdem er kaum gehört hatte, daß ein hinter ihm stehender Landsmann ausrief: Was, Sie sind der Gottesläugner? Der Glende entlief. Shelley war besinnungslos niedergesunken. Als er sich erholte, lechzte seine gekränkte Ehre nach Rache. Er hört, der Fremde sei nach Genua

abgereist. Er eilt ihm nach; er will für die gemeine Mißhandlung Genugthuung haben. Er findet ihn nicht: er ist außer sich über den Schuft, bis er hört, daß er nach Lissabon gereist war. Es war ein englischer Lieutenant in portugiesischen Diensten. Was sollte Shelley thun? Leidend, hinfällig, sah er dem Tode, der ihn später in den Fluthen des mittelländischen Meeres ereilte, längst schon mit gebrochenen Augen ins Angesicht. Er ertrug und verwand seinen Schmerz. Der Mann von Geist hat gegen die Brutalität keine andere Waffe, als Stillschweigen, Mitleid, Verachtung.

Und diese Anekdote kann uns auch schnell vergewärtigen, wer Percy Bysshe Shelley war, wenigstens wofür er in der öffentlichen Meinung galt. Er galt für einen Gottesläugner, für einen Gegner des Christenthums. Seine Braut wurde ihm entrißen, als ihn dieser Ruf zu verfolgen anfing, sein Vater, ein außerordentlich

reiches Glied der englischen Aristokratie, verfließ ihn und ließ ihn darben, hungern sogar; die Kinder einer Ehe, welche er schloß, weil sein Herz einer Anknüpfung bedurfte, und welche Scheidung trennen mußte, wurden durch Beschluß des Lordkanzlers von England aus seiner Nähe genommen; er floh, verfolgt von den Verwünschungen der Prüderie und der Trägheit der Masse, nach Italien, ein brutaler Lieutenant wollte ihm den Hirschädel einschlagen; er hatte die ganze Welt gegen sich, die ganze Kritik, die Kirche, den Staat, die Gesellschaft, den Vater und die erste Geliebte gegen sich, er hatte nichts als eine zweite Gattin, die einen Geist besaß wie Georg Sand und selbst köstliche Dichtungen giebt, nichts, als einige spärlich gefäete Verehrer, zwei oder drei Freunde, unter ihnen aber einen, der ihn anbetete, Lord Byron.

Wenn irgend das Leben eines modernen Dichters — denn das war Shelley und der ge-

nialste! — die Stellung des originellen Gedankens und der schöpferischen Phantasie, unserem schroffen, egoistischen und an Vorurtheilen haftenden Zeitalter gegenüber, vergegenwärtigen kann; so ist es das Leben Shelleys. Er war ein Sohn der Zeit, wie keiner, und seine Mutter, grade unser materielles leichtsinniges Jahrhundert, stieß ihn von sich, wenn er sich auf sie berief, sich nach ihrem Namen nannte und die Maale zeigte, an welchen er erkannt sein wollte. Er trug, wie keiner, den Fluch einer Epoche, die nur von Gährungen und halben Ahnungen bezeichnet wird, den Fluch des Mißverständnisses und einer dem Neide und der Intrigue gar leicht möglichen Entstellung seiner edelsten Träume und Absichten. Er konnte sich nicht vertheidigen. Denn was läßt sich der Menge Vernunft predigen, der Menge, die nur nach Stichwörtern hört, die von stereotypen Ausdrücken nicht läßt, die nur schwarz oder weiß sehen will und von den

Farben des Regenbogens der Ideen nichts versteht! Shelley galt als Atheist, als Gegner des Christenthums, als ein Ungeheuer; welche Waffe hatte er? Konnte er rufen: Von Allem, was ihr sagt, bin ich das Gegentheil; nur die Freiheit meiner Dialektik, in der ich erst meine Uebersetzung die Feuerprobe bestehen lasse, nur mein Genius ist es, der euch beleidigt, den ihr nicht enträthseln könnt! Er konnte es nicht. Er konnte nicht sagen: Ich, Shelley, bin ein armer leidender Mann, der nach Klarheit und Offenbarung ringt; ich bin empfindsam, wie die Sinnespflanze; ich bin Idealist in einem Grade, wie es Plato nicht war; ich sehe Gott in jedem, was Leben verräth; ich finde in der Natur die ewig geöffnete Pforte des Himmels; ich bin ein schwaches Rohr, das vom Zugwind seiner Zweifel hin und hergeweht wird; schmachte nach Liebe, Hingebung; ich opfre all mein Vermögen Armen und Hilfsbedürftigen; ich schreibe nicht des Ruh-

meß wegen, sondern um mir genugzutun; ach und ich will aufhören, da ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichster, kämpfte dem Tode entgegen und werde von Visionen geängstigt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich sah mich selbst, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verschlungen werden und schrecklich sterben, wie ich freudenlos gelebt habe!

So konnte Shelley selbst nicht sprechen. So spricht nur der, der ihn näher kannte, so spricht sein Leben, sein Tod. Erst die Grabchrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cæsius in Rom zu lesen ist, ein treues Herz, cor cordium, eine Liebe, gute, treue Haut, nennen. Byron nannte ihn so. Das atheistische Ungeheuer, vor welchem sich die Basen und Reviews Englands beugten, war ein schwaches, liebes Kind, das ich in Augenblicken der Gefahr zur muthigsten



Elastizität emporschwellen konnte; sonst aber sanft und gut wie ein Frauenzimmer war, abergläubisch sogar, religiöser jedenfalls als die Bischöfe von Orford und Exeter. Im Leben konnte das niemand von ihm beweisen. Erst sein Tod und die unverfälschten Thatfachen, die der Gedächtnistrede seiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derselben Lage; allein diese Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an seinen Segnern, er schwang seine satyrische Geißel über die, die ihm mißwillten. Konnte er nicht ganz England durch seine Verse in den Belagerungszustand der Poesie versetzen, so nahm er Repräsentanten an Italien, an den Frauen, an Menschen, die ihn nicht verstanden, die nur sein Geld, seine Hunde und seine aristokratischen Manieren zu schätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er seinen Keger ausstoben konnte. Allein Shelley,

mes wegen, sondern um mir genugzuthun; ach und ich will aufhören, da ich nirgends in euren kalten Gemüthern ein Echo finde; ich bin der Unglücklichen Unglücklichster, kämpfte dem Tode entgegen und werde von Visionen gedüngt, die mich zum Schlafwandler machen, zum Schrecken meiner Umgebung; ich sah mich selbst, einen Doppelgänger; ich werde vom Sturm auf dem Meere verschlungen werden und schrecklich sterben, wie ich freudenlos geteibt habe!..

Es konnte Shelley selbst nicht sprechen. So spricht nur der, der ihn näher kannte, so spricht sein Leben, sein Tod. Erst die Grabchrift konnte ihn, wie an der Pyramide des Cæsius in Rom zu lesen ist, ein treues Herz, cor cordium, eine liebe, gute, treue Haut, nennen. Byron nannte ihn so. Das atheïstische Ungeheuer, vor welchem sich die Basen und Reviews Englands kreuzigten, war ein schwaches, liebes Kind, das sich in Augenblicken der Gefahr zur muthigsten

Elastizität emporschwellen konnte; sonst aber sanft und gut wie ein Frauenzimmer war, abergläubisch sogar, religiöser jedenfalls als die Bischöfe von Orford und Exeter. Im Leben konnte das niemand von ihm beweisen. Erst sein Tod und die unverfälschten Thatfachen, die der Gedächtnißrede seiner Freunde zum Grunde lagen, konnten ihn rechtfertigen.

Shelley war mit Byron in derselben Lage; allein diese Lage wirkte auf ihn anders, als auf Byron. Byron nahm Rache an seinen Gegnern, er schwang seine satyrische Geißel über die, die ihm mißwolten. Konnte er nicht ganz England durch seine Verse in den Belagerungszustand der Poesie versetzen, so nahm er Repräsentanten an Italien, an den Frauen, an Menschen, die ihn nicht verstanden, die nur sein Geld, seine Hunde und seine aristokratischen Manieren zu schätzen und zu fürchten wußten. Er hatte Stoff, woran er seinen Keger ausstoben konnte. Mein Shelley,

dem man nicht so sehr die Unsitlichkeit, als die senkrechte Gottesläugnung vorwarf, mußte denselben Aerger in sich selbst verwinden. Er tobte sich nicht in den Leidenschaften aus. Er ertrug die Mißgunst der Welt und lebte, je mehr sie ihn von sich stieß, desto mehr in sich hinein. Sein Weib verstand ihn; sie war auf der Höhe seiner Ideen; ein seltnes Glück beim Dichterglück. Er hatte Frieden in den Kreisen, die ihm die nächsten waren. Das gab ihm den Muth, so viele üble Nachrede zu ertragen und seinem ätherischen Genius treu zu bleiben. Shelley hatte eine Seele wie Ariel.

Wie Ariel war auch seine Poesie. Lustig und ätherisch flattert sie, wie die Libelle über dem Bache. Seine Gedanken zitterten, wie die Flamme des Lichtes zittert. Er war, wie die Lerche, immer im Steigen begriffen, wenn er sang. Er wußte die Poesie an das, was uns begegnet und im Wege liegt, wie die falsche mo-

berne Richtung ist, nicht anzuknüpfen, sondern er mußte Grundlagen für seine Anschauungen haben, die dem Reiche der Gedanken und der Reflexionen angehörten. Nachdenken entzündete seine dichterische Begeisterung, die Anschauung ließ ihr erst die Worte, deren sie sich bediente. Alles, was er sang, ging von einer hohen Idee aus; die Form erst schöpfte er aus der Natur, die ihn umgab. Er mußte der Natur aber Alles zu entlehnen und abzulocken, was sie Poetisches nur enthält. Er kannte das Wesen der Blumen und Steine; er löste von Allem, was er sah, ein Bild für seine Dichtungen ab. Die schönsten Gleichnisse strömten ihm in üppiger Fülle zu. Er konnte in Bildern ebenso lieblich wie großartig sein. Schwellen die Anschauungen, hoben sich die Gedanken, so ward er in seinen Formen gigantisch. Er brauchte Bilder, wie Aeschylus, dem er in der Tragödie nachstrebte. Es ist, als sähe man das heiße Afrika eines Hannibal über

das Eis der Alpen ziehen. Oft erhoben sich seine Formen so hoch, daß man ihm nicht folgen konnte, sondern wie einen Luftball ihm allmählig aus dem Auge verlor. Ich weiß nicht Englisch genug, um meiner Charakteristik der Shelley'schen Poesie Vollständigkeit zu geben. Aber ich ahne ihre zarte Mischung von Sentimentalität und Metaphysik und glaube allerdings gewiß zu sein, daß sie der äußern plastischen Gestaltung ermangelte und in den zu erhabenen Stellen mit den obern Luftschichten der Atmosphäre zuweilen eine gleiche Wirkung hat, nämlich die, daß man erfriert. Indessen rühmt Byron das Talent seines Freundes für das Drama und sagt: die *Gen ci Shelleya* sind das beste Trauerspiel, welches die neuere Zeit hervorgebracht hat und Shakespeares nicht unwürdig.

Die *Gen ci* betreffend, so leitet sie Shelley mit tiefen Bemerkungen über den dramatischen Charakter, über Moralität der Poesie und ähn-

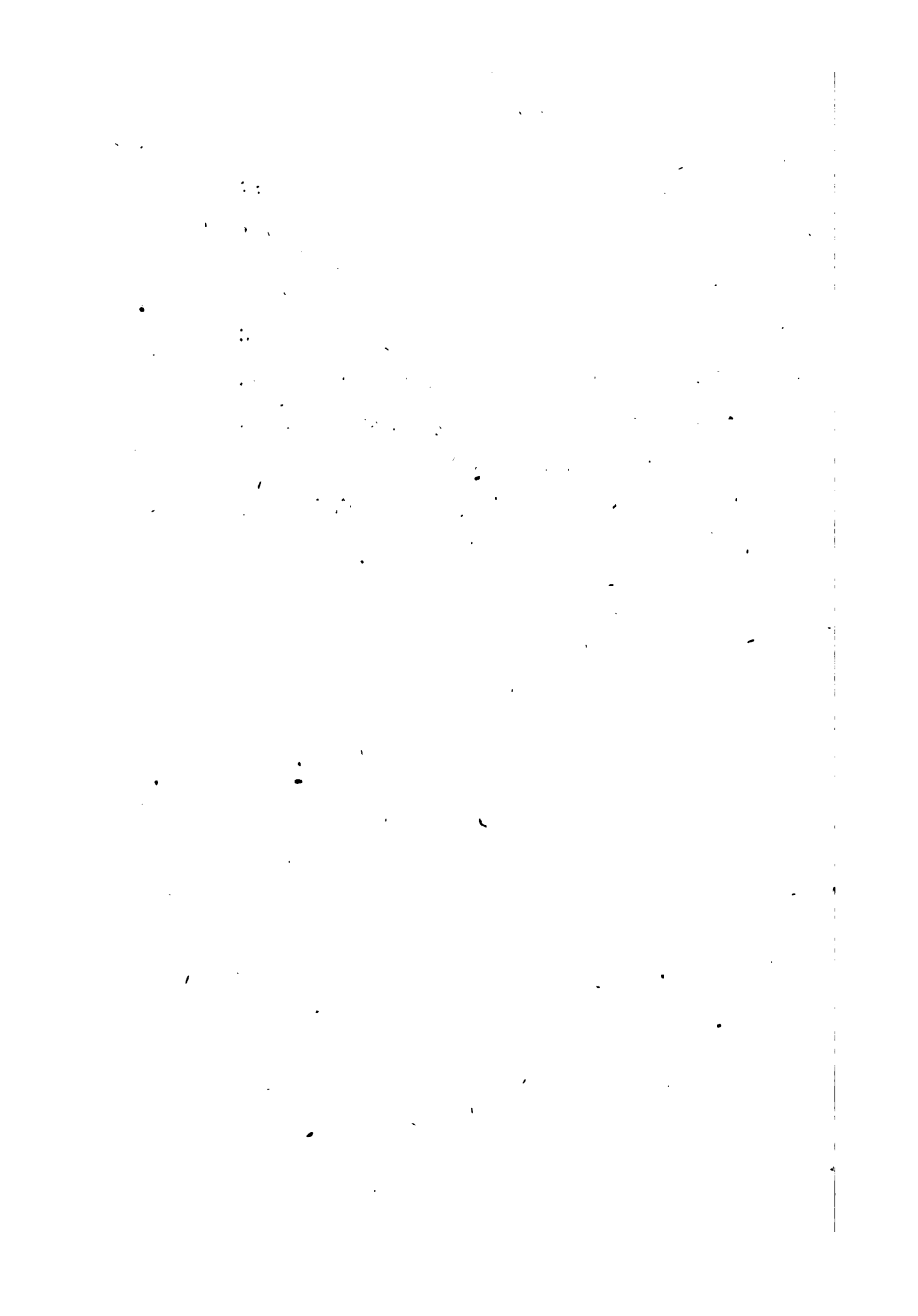
liche Fragen ein. Der Gegenstand ist bekannt. Ein römischer Patrizier, Cenci, ein Büßling, der sich vor seinen eignen Kindern nicht sicher glaubt, wirft in verbrecherischer Leidenschaft sein Auge auf seine eigne Tochter und reizt diese durch die ihr angethane Schmach, den Vater ermorden zu lassen. Die That wurde entdeckt und sie mit ihren Mitschuldigen zum Tode geführt. Beatrice Cenci ist der Mittelpunkt der Tragödie, die füglich noch ihr hätte benannt werden können. Ihr Unglück, ihre Verzweiflung, ihre Wache und die Verschlagenheit, mit der sie sich gegen die Anschuldigung des Mordes zu rechtfertigen sucht, sind meisterhaft geschildert. Wenn das Trauerspiel im Allgemeinen zur Deklamation geeigneter ist, als zur Darstellung, so liegt dies in der negativen Charakteristik der übrigen Personen. Sie entwickeln wenig dramatische Leidenschaft, sie sind fein gezeichnet, sie entsprechen menschlichen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, allein sie bewe-

gen sich in keiner schlagenden und raschen Thätigkeit, sie haben nicht einmal sichere Zwecke, die sie erreichen wollen. Der Vater, Graf Cenci, ist gleichfalls mit origineller Wahrheit hingestellt, und auch wirksamer, als die übrigen, Beatrice ausgenommen. Die Sünde im Bunde mit der Frechheit hat der Dichter in krassen aber naturgetreuen und die Schranken haltenden Situationen gezeichnet, Lästerung und Bigotterie liegen auf einer vom Weinrausch lallenden Zunge. Ein Schauspieler, der diesen Charakter richtig wiederzugeben wüßte, müßte die satanische Originalität mancher Menschen gründlich studirt haben. — Zu den Vorzügen des Trauerspiels gehört die natürliche Sprache desselben. Shelley vermied absichtlich die lyrischen Ueppigkeiten, welche heutigen Tages grade bei talentvollen Dichtern das Drama so unwirksam machen. Er wußte, daß die Größe Shakespeares nicht in seinen verblühten, oft schwülftigen Redensarten, sondern in der



Sorglosigkeit, so oft sie ihn beschleicht, in der Familiarität des Ausdrucks liegt. Nichts weckt die Sympathie mehr, als wenn sich die Gestalten des Dichters ihm ganz analog, ganz ebenbürtig bewegen, wenn sie die Sprache Aller reden und nicht etwa eine Staats- und Sonntags-sprache, die nur das Zeichen des Ungeschickes zur Poesie ist.

---



---

II.

**G e o r g B ü c h n e r.**

---



---

Um die Wehmuth zu verstehen, welche diesen Nachruf an einen früh vollendeten jungen deutschen Dichter durchbebt, denke man sich eine Freundschaft, die aus der Ferne, ohne persönliche Begrüßung, nur durch wechselseitige Bestrebungen, durch gleiche Gesinnungen hergengerufen, und durch das Band thatsächlicher Ideale zusammengehalten wurde! Man wechselt Briefe und Zusprüche, man tauscht seine Zukunft aus und schüttet ein reiches Füllhorn lachender, dreister Hoffnungen sich einander in den Schooß; man spricht sich in trüben Stunden Muth zu und malt sich eine Wendung der Dinge aus, in welcher wir selbst vom Winde, der sich dreht,

gefaßt werden dürften; man hofft auf persönliche Begrüßung und gibt sich Kennzeichen, wenn man sich plötzlich begegnen sollte. Ein solcher Gemüth und Geist bewegender Verkehr dauert ein Jahr; da tritt eine kleine Unterbrechung ein; der Eine bestellt sein Haus, der Andre rüstet sich zu einer Reise und neuen Lebensbahn. Der Briefwechsel stockt. Man ist ohne Sorge über den still fortglühenden Freundschaftsfunken und tritt eines Tages an einen öffentlichen Ort, wo sich das Echo der tausend Tagesgerüchte, der Irrthümer und der Verfolgungen in Zeitungen durchkreuzt. Man ergeht sorglos eine derselben und liest, daß der Freund, der hoffnungsvolle, Strabende, muthige, schon seit Monaten hinübergegangen ist in das Reich des Friedens, sanft entschlummert im Arme einer Geliebten, ausgelöscht aus dem jungen Rachwuthsregister unsrer Hoffnungen, todt — ja mehr als todt. — schon seit Wochen verstorben!

So ging es mir mit Georg Büchner, einem strebenden Jünglinge aus Darmstadt, dessen Freundschaft ich mir durch die That erworben hatte und der sie mir leistete mit vollem, ideenreichem Herzen, ging es mir mit einer Knospe, deren Entfaltung ein herrliches Farbenspiel am Sonnenlicht gespiegelt hätte, die die volle Ahnung eines nicht bloß genießenden Frühlingslebens in sich trug, sondern auch das Versprechen eines durch außerordentliche Fähigkeiten gesicherten Gewinnes für seine Nation. Noch glaubt ich einen jungen Titanen aus widerwärtigen Verhältnissen sich losringend zu wissen; und in dem Augenblicke barg ihn schon der kühle Schooß der Erde. Ich sah ihn seine Waffentrüstung zum Kampfe mit der Unbill der Zeiten schmücken — und schon schlummerte er in jenem ewigen Reiche des Friedens, wo die Widersprüche versöhnt und der Egoismus des Zeitalters in kalte Asche verwandelt ist. Mein Herz bebte vor Rührung.

Sch kann jenes tiefe, grausame Weh verstehen, auf dem Todtenbette mit seiner Liebe zum Leben und seinen Zukunfts träumen zu ringen, sich trennen zu müssen von dem Großen und Edlen, was man noch von sich bewahrheiten und bewahren wollte, und in jener Hand, die sich eben ausstreckte, um ein Reich des Ruhmes und der Ehre zu erobern, den lähmenden Tod zu fühlen! Junger Kämpfe, vielleicht warst du ergeben, als sich die Sinne und dein Bewußtsein lösten, vielleicht lächeltest du, schon verklärt über der Menschen ehrgeiziges Rennen und Treiben und dachtest selig, daß Alles eitel wäre, daß auch die Irthümer, die du bekämpfen wolltest, ja selbst die Dichterträume, die wie Lorbeer schon auf deiner Stirne lagen, an der Pforte der Ewigkeit zerfchellen und wie bunte Farben sich in Vergänglichendes auflösen. Vielleicht vermischtest du, schon im Vorhofe der Ewigkeit, den Nachruf deiner Freunde nicht. Aber sie sind ihn dir schul-



dig; sie müssen dein Andenken mit frischem Rasen belegen und einen Kranz von Immergrün um das bescheidne Kreuz hängen, welches deine Grabstätte bezeichnet. Du gehörtest in die Legion der edlen Streiter für die Sache des Jahrhunderts. Die Menschen, die du haßtest, sollen wissen, wer du warst; und die du liebtest, sollen hören, was sie an dir verloren haben.

In den letzten Tagen des Februar 1835, dieses für die Geschichte unsrer neuern schönen Literatur so stürmischen Jahres, war es, als ich einen Kreis von ältern und jüngern Kunstgenossen und Wahrheitsfreunden bei mir sahe. Wir wollten einen Autor feiern, der bei seiner Durchreise durch Frankfurt am Main nach Literaturart das Handwerk begrüßt und lange genug zurückgezogen gelebt hatte, um uns zu verbergen, daß er im Begriff war, Bücher herauszugeben, welche, ob sie gleich jüdischen Inhalts waren, dennoch von der evangelischen Kirchenzeitung kanonisiert

werden sollten. F. Jacoby war dies. Kurz vor Versammlung der Erwarteten erhielt ich aus Darmstadt ein Manuscript nebst einem Briefe, dessen wunderlicher und ängstlicher Inhalt mich reizte, in ersterem zu blättern. Der Brief lautete:

Mein Herr!

Vielleicht hat es Ihnen die Beobachtung, vielleicht, im unglücklicheren Fall, die eigne Erfahrung schon gesagt, daß es einen Grad von Elend gibt, welcher jede Rücksicht vergessen und jedes Gefühl verstummen macht. Es gibt zwar Leute, welche behaupten, man solle sich in einem solchen Falle lieber zur Welt hinaus hungern, aber ich könnte die Widerlegung in einem seit Kurzem erblindeten Hauptmann von der Gasse aufgreifen, welcher erklärt, er würde sich todt schießen, wenn er nicht gezwungen sei, seiner Familie durch sein Leben seine Besoldung zu erhalten. Das ist entsetzlich. Sie werden wohl einsehen, daß es ähnliche Verhältnisse geben kann, die Einen ver-

hindern, seinen Leib zum Rothanker zu machen, um ihn von dem Brack dieser Welt in das Wasser zu werfen, und werden sich also nicht wundern, wie ich Ihre Thüre aufreiße, in Ihr Zimmer trete, Ihnen ein Manuscript auf die Brust setze und ein Almosen abfordere. Ich bitte Sie nämlich, das Manuscript so schnell wie möglich zu durchlesen, es, im Fall Ihnen Ihr Gewissen als Kritiker dies erlauben sollte, dem Herrn S. . . zu empfehlen, und sogleich zu antworten.

Ueber das Werk selbst kann ich Ihnen nichts weiter sagen, als daß unglückliche Verhältnisse mich zwingen, es in höchstens fünf Wochen zu schreiben. Ich sage dies, um Ihr Urtheil über den Verfasser, nicht über das Drama an und für sich, zu motiviren. Was ich daraus machen soll, weiß ich selbst nicht, nur das weiß ich, daß ich alle Ursache habe, der Geschichte gegenüber roth zu werden; doch tröste ich mich mit dem Ge-

denken, daß, Shakespeare ausgenommen, alle Dichter vor ihr und der Natur wie Schulknaben dastehen.

Ich wiederhole meine Bitte um schnelle Antwort; im Falle eines günstigen Erfolgs können einige Beilen von Ihrer Hand, wenn sie noch vor nächstem Mittwoch hier eintreffen, einen Unglücklichen vor einer sehr traurigen Lage bewahren.

Sollte Sie vielleicht der Ton dieses Briefes befremden, so bedenken Sie, daß es mir leichter fällt, in Lumpen zu betteln, als im Frack eine Supplik zu überreichen und fast leichter, die Pistole in der Hand: *la bourse ou la vie!* zu sagen, als mit bebenden Lippen ein: Gott lohn' es! zu flüstern.

G. Büchner.

Dieser Brief, den ich abdrucke, um gleich ein Bild von der Aufregung des Charakters zu geben; dessen Erinnerung wir feiern, den ich auch, unbekümmert um seine noch lebenden, ver-

möglichen Eltern, abdrucke, weil wir die kleine Affektation und das unmotivirte Glend darin bald erklären werden, reizte mich, augenblicklich das Manuscript zu lesen. Es war ein Drama: *Dantons Tod*. Man sah es der Produktion an, mit welcher Eile sie hingeworfen war. Es war ein zufällig ergriffener Stoff, dessen künstlerische Durchführung der Dichter abgesetzt hatte. Die Scenen, die Worte folgten sich rapid und stürmend. Es war die ängstliche Sprache eines Verfolgten, der schnell noch etwas abzumachen und dann sein Heil in der Flucht zu suchen hat. Allein diese Hast hinderte den Genius nicht, seine außerordentliche Begabung in kurzen scharfen Umrissen schnell, im Fluge, an die Wand zu schreiben. Alles, was in dem lose angelegten Drama als Motiv und Ausmalung gelten sollte, war aus Charakter und Talent zusammengesetzt. Jenes ließ diesem keine Zeit, sich breit und behaglich zu entwickeln; dieses aber auch

jenem nicht, nur bloß Gefinnungen und Ueberschweifungen hinzuzzeichnen, ohne wenigstens eine in der Eile versuchte Abrundung der Situationen und namentlich der aus der köstlichsten Stahlquelle der Natur fließenden krystallhellen und muntern Worte. Dantons Tod ist im Druck erschienen. Die ersten Scenen, die ich gelesen, sicherten ihm die gefällige, freundliche Theilnahme jenes Buchhändlers noch an dem bezeichneten Abend selbst. Die Vorlesung einer Auswahl davon, obschon von diesem oder jenem mit der Bemerkung, dieß oder das stände im Thiers, unterbrochen, erregte Bewunderung vor dem Talent des jugendlichen Verfassers.

Raum hatte Georg Büchner einen Erfolg, so erfuhren wir, daß er auf dem Wege nach Straßburg war. Ein Steckbrief im Frankfurter Journal folgte ihm auf der Ferse. Er hatte in Darmstadt, vor seiner Familie sogar, verborgen gelebt, weil er jeden Augenblick be-

fürchten mußte, in eine Untersuchung gezogen zu werden. Er war in jene unglückseligen politischen Wirrnisse verwickelt, welche die Ruhe so vieler Familien untergraben, so vielen Vätern ihre Söhne, und Frauen ihre Gatten genommen haben. Ob ihn Verdacht oder eine vorliegende Beschuldigung verfolgte, weiß ich nicht; man versicherte, daß er den Frankfurter Vorfällen nicht fremd gewesen. Vielleicht hatten ihn auch nur seine in Straßburg früher fortgeführten Studien verdächtig gemacht. Jedenfalls ergab sich, daß Büchner die Partie der Flucht gern ergriff. Er war mit einer jungen Dame in Straßburg versprochen; das Exil, für Andre eine Plage, war Wohlthat für ihn. Er gestand mir ein, daß er die Theilnahme seiner (wahrscheinlich loyalen) Eltern durch seine tollkühnen Schritte auf eine harte Probe stelle, und daß er nicht den Muth hätte, diese abzuwarten. Dies spornte ihn an, sich selbst einen Weg zur bürger-

lichen Existenz zu bahnen und von seinen Gaben die möglichen Vortheile zu ziehen. Daher das verzweifelnde Begleitungsschreiben des Danton: daher das Pistol und die unschuldige Banditenphrase: *la bourse ou la vie!*

Mehre der aus Straßburg an mich gerichteten Briefe Büchners sind mir nicht mehr zur Hand. Ich hatte indessen große Mühe mit seinem Danton. Ich hatte vergessen, daß solche Dinge, wie sie Büchner dort hingeworfen, solche Ausdrücke sogar, die er sich erlaubte, heute nicht gedruckt werden dürfen. Es tobte eine wilde Sansculottenlust in der Dichtung; die Erklärung der Menschenrechte wandelte darin, nackt und mit Rosen bekränzt. Die Idee, die das Ganze zusammenhielt, war die rothe Mütze. Büchner studirte Medizin. Seine Phantasie spielte mit dem Elend der Menschen, in welches sie durch Krankheiten gerathen; ja die Krankheiten des



Leichtsinn mußten ihm zur Folie seines Witzes dienen. Die dichterische Flora des Buches bestand aus ächten Feld- und aus Quecksilberblumen. Jene streute seine Phantasie, diese seine übermüthige Satyre. Als ich nun, um dem Censor nicht die Lust des Streichens zu gönnen, selbst den Rothstift ergriff, und die wuchernde Demokratie der Dichtung mit der Scheere der Censur beschnitt, fühlt' ich wohl, wie grade der Abfall des Luchses, der unsern Sitten und unsern Verhältnissen geopfert werden mußte, der beste, nämlich der individuellste, der eigenthümlichste Theil des Ganzen war. Lange, zweideutige Dialoge in den Volksscenen, die von Witz und Gedankenfülle sprudelten, mußten zurückbleiben. Die Spizen der Wortspiele mußten abgestumpft werden oder durch aus helfende dumme Redensarten, die ich hinzusetzte, krumm gebogen. Der ächte Danton von Büchner ist nicht erschienen. Was davon herauskam, ist ein nothdürf-

tiger Nest, die Ruine einer Verwüstung, die mich Ueberwindung genug gekostet hat.

Büchner schrieb im Sommer 1835 an mich:

„Straßburg.

Verehrtester!

Vielleicht haben Sie durch einen Steckbrief im Frankfurter Journal meine Abreise von Darmstadt erfahren. Seit einigen Tagen bin ich hier; ob ich hier bleiben werde, weiß ich nicht, das hängt von verschiedenen Umständen ab. Mein Manuscript wird unter der Hand seinen Kurs durchgemacht haben.

Meine Zukunft ist so problematisch, daß sie mich selbst zu interessiren anfängt, was viel heißen will. Zu dem subtilen Selbstmord durch Arbeit kann ich mich nicht leicht entschließen; ich hoffe, meine Faulheit wenigstens ein Vierteljahr lang fristen zu können, und nehme dann Handgeld entweder von den Jesuiten für den Dienst der Maria oder von den St. Simonisten

für die femme libre, oder sterbe mit meiner Geliebten. Wir werden sehen. Vielleicht bin ich auch dabei, wenn noch einmal das Münster eine Jacobiner=Mühe aufsetzen sollte. Was sagen Sie dazu? Es ist nur mein Spaß. Aber Sie sollen noch erleben, zu was ein Deutscher nicht fähig ist, wenn er Hunger hat. Ich wollte, es ginge der ganzen Nation wie mir. Wenn es einmal ein Mißjahr gibt, worin nur der Hanf geräth! Das sollte lustig gehen, wir wollten schon eine Boa Constrictor zusammen flechten. Mein Danton ist vorläufig ein seidnes Schnürchen und meine Muse ein verkleideter Samson."

Der wilde Geist in diesem Briefe ist die Nachgeburt Dantons. Der junge Dichter muß seinen Thiers und Mignet loswerden; er verbraucht noch die letzten Reste auf seiner Farbpalette, mit welcher er jene dramatischen Bilder aus Frankreichs Schreckensherrschaft gemalt hatte.

Der Ausdruck ist ihm wichtiger als die Sache. Die revolutionäre Phraseologie reißt ihn hin, für sie nach idealen Unterlagen zu suchen. Er wird bald andere Ansichten haben und sich von jener Unruhe befreien, die man immer spürt, wenn man eben vom Reisewagen absteigt. Der Puls schlägt dann öfter in der Minute, als man Gedanken für jeden Schlag hat. G. Büchner hörte bald auf, von gewaltsamen Umwälzungen zu träumen. Die zunehmende materielle Wohlfahrt der Völker schien ihm auch die Revolution zu verschieben. Je mehr jene zunimmt, desto mehr schwindet ihm eine Aussicht auf diese. Er schrieb mir unter anderm: „Die ganze Revolution hat sich schon in Liberale und Absolutisten getheilt und muß von der ungebildeten und armen Klasse aufgefressen werden; das Verhältniß zwischen Armen und Reichen ist das einzige revolutionäre Element in der Welt, der Hunger allein kann die Freiheitsgöttin und nur ein Moses, der uns die sie-



ben ägyptischen Plagen auf den Hals schickte, könnte ein Messias werden. Mästen Sie die Bauern, und die Revolution bekommt die Apoplexie. Ein Huhn im Topf jedes Bauern macht den gallischen Hahn verenden."

Inzwischen hatte ich den erschienenen *Dantone* nach Verdienst im *Phönix* gewürdigt. Büchners Bescheidenheit schmolte, daß ich ihn zu hoch gestellt; er käme in Verlegenheit, meine in seinem Namen gegebenen Versprechungen zu erfüllen. Meine Kritik hatte aber noch eine andre Folge, die für unsre Zustände nicht uninteressant war. Ich erhielt nämlich aus der Schweiz einen anonymen Brief, der allem Anscheine nach von der dortigen jeune Allemagne hertührte und worin mir über mein Lob eines patriotischen Apofstaten, wofür Büchner nun schon galt, die heftigsten Vorwürfe gemacht wurden. Es war zugleich Zeit der Neid eines Schulkameraden, der sich in dem Briefe ausgällte. Den Verf., den

ich wohl errathe, ärgerte das einem ehemaligen Freund gespendete Lob und um seine kleinliche Empfindung zu verbergen, hüllte er sich in pädagogische Vorwände. Der geärgerte Schulkamerad schrieb: „Bei der unbedingtesten Gerechtigkeit, die ich Büchners Genie widerfahren ließ, ist es mir doch nie eingefallen, mich vor ihm in eine Ecke zu verfrischen!“ Darauf folgte ein Erguß über die Eitelkeit, in der nun der Kamerad bestärkt werden würde, eine Versicherung, daß er Büchners wahrer Freund wäre und in einem Postscript — ob ich nicht eine Antikritik abdrucken wollte! Mir schien dies anonyme Treiben so verdächtig, daß ich Büchnern einen Wink gab und von ihm Aufklärung erhielt. Ich will die betreffende Stelle hersetzen; nicht, weil das ganze Verhältniß von Bedeutung ist, sondern weil ich darin eine Abspiegelung von Jugenderinnerungen sehe, die gewiß in vielen Lesern dieses Gedächtnisses aufstauen. Wer hätte nicht

in Beziehungen gestanden, wo brechen so schwer, fast unmöglich ist, und wo man durch das freundschaftliche Verhältniß doch nicht erquickt, sondern im Gegentheil nur belästigt wird, und mit Freuden jede Gelegenheit ergreift, sich mit gutem Grund die Last abzuschütteln! Büchner antwortete: „Was Sie mir über die Zusendung aus der Schweiz sagen, macht mich lachen. Ich sehe schon, wo es herkommt. Ein Mensch, der mir einmal, es ist schon lange her, sehr lieb war, mir später zur unerträglichen Last geworden ist, den ich schon seit Jahren schleppe und der sich, ich weiß nicht aus welcher verdamnten Nothwendigkeit, ohne Zuneigung, ohne Liebe, ohne Zutrauen an mich anflammert und quält und den ich wie ein nothwendiges Uebel getragen habe! Es war mir wie einem Lahmen oder Krüppel zu Muth und ich hatte mich so zierlich in mein Selben gefunden. Aber jetzt bin ich froh, es ist mir, als wäre ich von einer Lastsünde ab-

solvirt. Ich kann ihn endlich mit guter Manier vor die Thüre werfen. Ich war bisher unvernünftig gutmüthig, es wäre mir leichter gefallen ihn todt zu schlagen, als zu sagen: Pack dich! Aber jetzt bin ich ihn los! Gott sei Dank! Nichts kommt Einem doch in der Welt theurer zu stehen, als die Humanität.“

Weil sich Büchner mit allen Kräften auf eine akademische Stellung vorbereitete, so konnte er seine Mußezeit nur leichten Arbeiten widmen. Er übersezte in der Serie von Victor Hugo's Werken die Tudor und Borgia mit ächt dichterischer Verwandtschaft zu dem Original. Eines seiner Briefe, wo er die Schwächen Victor Hugo's mit seinem Auge musterte, kann ich nicht wiederfinden. Alfred de Musset zog ihn an, während er nicht wußte, „wie er sich durch B. Hugo durchnagen“ solle, Hugo gäbe nur „aufspannende Situationen“, A. de Musset aber doch „Charaktere, wenn auch ausgeschnitten.“



Wie wenig er auch arbeitete und erklärte, für den Danton, der so hurtig nicht zu Stande gekommen, wären „die Darmstädtschen Polizeidiener nicht seine Musen gewesen“; so trug er sich doch mit einer Novelle, wo Lenz im Hintergrunde stehen sollte. Er wollte viel Neues und Wunderliches über diesen Jugendfreund Goethes erfahren haben, viel Neues über Friederiken und ihre spätere Bekanntschaft mit Lenz.

Büchners spätere Briefe beschäftigen sich meist mit seinen Zukunftsplänen. Sein Herz war gefesselt, er suchte eine Existenz, als Schmied seines Glückes. Er hatte die Medizin verlassen und sich auf die abstrakte Philosophie geworfen. Er schrieb (wie gewöhnlich ohne Datum):

„Straßburg.

Lieber Freund!

War ich lange genug stumm? Was soll ich Ihnen sagen? Ich saß auch im Gefängniß und im langweiligsten unter der Sonne, ich habe eine

Abhandlung geschrieben in die Länge, Breite und Tiefe. Tag und Nacht über der ekelhaften Geschichte, ich begreife nicht, wo ich die Geduld hergenommen. Ich habe nämlich die fixe Idee, im nächsten Semester zu Zürich einen Kurs über die Entwicklung der deutschen Philosophie seit Cartesius zu lesen; dazu muß ich mein Diplom haben und die Leute scheinen gar nicht geneigt, meinem lieben Sohn Danton den Doktorhut aufzusetzen.

Was war da zu machen?

Sie sind in Frankfurt, und unangefochten?

Es ist mir leid und doch wieder lieb, daß Sie noch nicht im Rebstöckel, (Straßburger Gasthof) angeklopft haben. Ueber den Stand der modernen Literatur in Deutschland weiß ich so gut als nichts; nur einige versprengte Broschüren, die, ich weiß nicht wie, über den Rhein gekommen, fielen mir in die Hände.

Es zeigt sich in dem Kampf gegen Sie eine

gründliche Niederträchtigkeit, eine recht gesunde Niederträchtigkeit, ich begreife gar nicht, wie wir noch so natürlich sein können! Und Menzels Hohn über die politischen Narren in den deutschen Festungen — und das von Leuten! mein Gott, ich könnte Ihnen übrigens erbauliche Geschichten erzählen.

Es hat mich im Tiefsten empört; meine armen Freunde! Glauben Sie nicht, daß Menzel nächstens eine Professur in München erhält?

Uebrigens; um aufrichtig zu sein, Sie und Ihre Freunde scheinen mir nicht grade den klügsten Weg gegangen zu sein. Die Gesellschaft mittelst der Idee, von der gebildeten Klasse aus reformiren? Unmöglich! Unsere Zeit ist rein materiell, wären Sie je directer politisch zu Werke gegangen, so wären Sie bald auf den Punkt gekommen, wo die Reform von selbst aufgehört hätte. Sie werden nie über den Riß zwischen

der gebildeten und ungebildeten Gesellschaft hinauskommen.

Ich habe mich überzeugt, die gebildete und wohlhabende Minorität, so viel Concessionen sie auch von der Gewalt für sich begehrt, wird nie ihr spitzes Verhältniß zur großen Klasse aufgeben wollen. Und die große Klasse selbst? Für die gibt es nur zwei Hebel, materielles Elend und religiöser Fanatismus. Jede Parthei, welche diese Hebel anzusetzen versteht, wird siegen. Unse Zeit braucht Eisen und Brod — und dann ein Kreuz oder sonst so was. Ich glaube, man muß in socialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volk suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding, wie diese, zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben desselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzlichste Langeweile zu vertreiben.

Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

Sie erhalten hierbei ein Bändchen Gedichte von meinem Freunde Stöber. Die Sagen sind schön, aber ich bin kein Verehrer der Manier à la Schwab und Uhland und der Parthei, die immer rückwärts ins Mittelalter greift, weil sie in der Gegenwart keinen Platz ausfüllen kann. Doch ist mir das Büchlein lieb; sollten Sie nichts Günstiges darüber zu sagen wissen, so bitte ich Sie, lieber zu schweigen. Ich habe mich ganz hier in das Land hineingelebt; die Vogesen sind ein Gebirg, das ich liebe, wie eine Mutter, ich kenne jede Bergspitze und jedes Thal und die alten Sagen sind so originell und heimlich und die beiden Stöber sind alte Freunde, mit denen ich zum Erstenmal das Gebirg durchstrich. Adolph hat unstreitig Talent, auch wird Ihnen sein Name durch den Musenalmanach be-

kannt sein. August steht ihm nach, doch ist er gewandt in der Sprache.

Die Sache ist nicht ohne Bedeutung für das Elsaß, sie ist einer von den seltenen Versuchen, die noch manche Elsässer machen, um die deutsche Nationalität Frankreich gegenüber zu wahren und wenigstens das geistige Band zwischen ihnen und dem Vaterland nicht reißen zu lassen. Es wäre traurig, wenn das Münster einmal ganz auf fremdem Boden stände. Die Absicht, welche zum Theil das Büchlein erstehen ließ, würde sehr gefördert werden, wenn das Unternehmen in Deutschland Anerkennung fände und von der Seite empfehle ich es Ihnen besonders.

Ich werde ganz dumm in dem Studium der Philosophie; ich lerne die Armseligkeit des menschlichen Geistes wieder von einer neuen Seite kennen. Meinetswegen! Wenn man sich nur einbilden könnte, die Bücher in unsern Höfen seien Pallastfenster, so könnte man schon

wie ein König leben; so aber friert man erbärmlich.“

Dies Ganze ist die Zusammensetzung zweier Briefe; der letzte Theil ist älter, als der erste. Der Umzug nach Zürich brachte eine momentane Störung hervor. Die Habilitation beschäftigte Büchner, der übermäßig arbeitete; ich drang auf keine Nachrichten, weil ich hoffte, die Zürcher Niederlassung würde gute Wege haben. Inzwischen erkrankte Büchner und starb.

Beweisen nicht schon diese, von mir mitgetheilten Brieffragmente, um welch einen reichen Geist mit ihm unsre Nation gekommen ist? Alles, was er berührte, wußte er in eine bedeutende Form zu gießen. Er hatte die Rede und den Gedanken stets in gleicher Gewalt und wußte mit einer an jungen Gelehrten so seltenen Besonnenheit, seine Ideen abzurunden und zu krystallisiren. Seine Inaugurationsabhandlung wird als ein seltner Beleg von Gelehrsamkeit

und Scharfsinn gerühmt. Büchner würde, wie Schiller, seine Dichterkraft durch die Philosophie geregelt und in der Philosophie mit der Freiheitsfackel des Dichters die dunkelsten Gedankenregionen gelichtet haben. Alle diese Hoffnungen knickte der Sturm. Ein frühes Grab war der Punkt, in welchen sich all die frischen, kühnen Perioden, die wir von einem Jünglinge in diesen Mittheilungen gelesen haben, enden sollten. Zu dem Troste, der aus diesem Charakter sprach, lachte der Tod. Der Friedensbogen, der sich über diese gährende Kampfes- und Lebensluft zog, war die Sense des Schnitters, von welcher so frühe gemäht zu werden, uns schmerzlich und fast mit einem gerechten Scheine die Unbill des Schicksals anklagen läßt. Könnst' ich diese Erinnerungsworte ansehen, als in Stein und nicht in Sand gegraben, daß sie vom Winde nicht verweht werden! Könnst' ich in künftigen Darstellungen unsrer Zeit, wie sie war, rang, litt



und hoffte, wenigstens den Namen: Georg Büchner in der Zahl derjenigen, welche durch ihr Leben und ihr Arbeiten die Entwicklung unserer Uebergangsperiode bezeichnen, dauernd und mit goldnem Scheine erhalten! Wenn die Fluth der Vergessenheit über uns Alle kömmt, möcht' er einer der ersten sein, von welchen, wenn der Zorn Gottes verronnen ist, wieder ein grünes Blatt die Friedenstaube in die Arche der dann entscheidenden Gerechtigkeit trägt!

---

Die schönste Belohnung, die ich für diesen Nachruf erhalten konnte, waren die saubern Abschriften des poetischen Nachlasses Büchners von der Hand seiner Geliebten. Es ist ein vollendetes Lustspiel Leonin und Lena, in der Weise des Ponce de Leon von Brentano. Sodann das Fragment des Lenz und ein Heft von Briefen, die ohne Absicht geschrieben und

doch voll künstlerischen und poetischen Werthes sind. Es findet sich wohl Gelegenheit, einen dieser Schätze nach dem andern bekannt zu machen.

---

III.

**C h r i s t i a n G r a b b e .**

---



---

Deutschland gewöhnte sich nur mit Schmerz an diesen Verlust und rief dem Abgeschiedenen die empfindenste Theilnahme nach. Dasjenige aber, was noch weit schmerzlicher ist, als der Verlust des Mannes, ist dies, daß mit ihm nichts verloren ging. Denn es war längst entschieden, daß sich Grabbe um die produktive Fähigkeit gebracht hatte. Seine beiden letzten Gedichte: Hannibal und Aschenbrödel standen; einige Gedanken im ersteren abgerechnet, tief unter den Erwartungen, die dieser Name angeregt hatte. Aschenbrödel vollends war eine beklagenswerthe Hubelei, die nicht einmal die Ahnung der Poesie, geschweige irgend ein Gefühl für Schönes und

Diefes verrieth. Grabbe ging an feiner Stellung unter, an der Unfähigkeit, feinen Dichtergeift mit dem bürgerlichen Leben auszugleichen, einer Unfähigkeit, welche die größten, aber auch die unglücklichften Dichter geschaffen hat. Die Befchreibung, welche Immermann vor mehreren Jahren von Grabbe gegeben hatte, fchien uns damals vom Meide eingegeben und lügenhaft mendifant; doch wurde fie durch des unglücklichen Mannes spätere Entwicklung beftätigt. Grabbe war damals, als ihn Immermann traf, wahrſcheinlich in einem Uebergange auf das, was zuletzt fein Tod wurde, begriffen. Er gab fein Haus und feine Exiſtenz auf, irrte von Stadt zu Stadt, und erbot ſich, wehmüthig iſt es zu fagen, für eine geringe tägliche Unterftützung monatlich eine Tragödie zu ſchreiben! Immermann handelte darauf brav gegen ihn, er ſuchte ihn aufzurichten und der Bildung feiner ſelbſt und der Nation wieder zu gewinnen. Grabbe erholte

sich und schrieb seine jüngsten Dramen fertig. Damals erhielt ich einige Belege seines wirren Geistes durch briefliche von ihm selbst herrührende Mittheilungen. Man kann sie ihrer übertriebenen verrückten Persönlichkeiten wegen nicht abdrucken. Sie eröffneten allerdings die Aussicht in ein lebendiges, nicht nur der Kunst, sondern auch der Wissenschaft gewidmetes Leben. Er wollte, um seinen von ihm selbst für verfehlt erklärten Napoleon vergessen zu machen, eine historische Würdigung dieses Helden herausgeben. Den nahe liegenden Gedanken an Friedrich II. ergriff er eben so lebendig. Auch über die Hohenstaufen schienen seine Urtheile, historisch-kritisch, wie er versicherte, weit entfernt zu seyn von denen des Herrn von Raumer. Ja selbst der Jurisprudenz glaubte er eine allgemein anregende Seite abgewinnen zu können. Die Poesie seines Herzens selbst anlangend, so versprach er sich viel von dem Erfolge seiner Herrmannschlacht, eines

Stoffes, den er gewiß in handausreckender, feulenmäßiger Weise zu bewältigen suchte. An Anklagen des Publikums, die gerecht genug waren, fehlte es dabei nicht; Ausfälle gegen Autoren, die en vogue waren, bedienten sich der wunderlichsten und heftigsten Ausdrücke. Die Polemik gegen Wiel war eben so wichtig wie massig. Doch wiederholen wir, daß alle diese mit hieroglyphischen Buchstaben geschriebenen Versprechungen und Meinungen aus dem Hirn eines Halbbewußten zu kommen schienen und eher Schmerz und Unbehagen, Ekel sogar als Antheil oder Vergnügen erregten.

Der unglückliche Dichter repräsentirte eine klassische Reaktion gegen die Literatur der Restaurations-Periode. Ohne der Messias einer wahren, individuellen Poesie selbst zu seyn, ließ er ihn ahnen und konnte in Zeiten einer allgemeinen Compositionsunfähigkeit und einer dafür Ersatz zu gehend suchenden Phrasologie ahnen



lassen, was, wenn nicht kommen wird, doch  
einst schon da gewesen ist. Grabbe konnte in  
der ästhetischen Agonie der Restaurations-Periode  
die Erinnerung an Shakespeare und Göthe wach  
erhalten. Er konnte es mehr als Immermann,  
da er sein Herzblut springen ließ, einen fiebern-  
den rothen Strahl, der, wenn es sich setzte, doch  
wieder mehr Lymphe als Blut war. Phantasie,  
Situation, Combination, selbst Charaktere, alles  
war dem Dichter gegeben, nur nicht der sanfte  
Hauch, der still in des wahren Dichters Seele  
weht, während seine Phantasie die Alpen stürmt.  
In Grabbe hörte man niemals dieses stille Brau-  
sen des receptiven und weiblichen Dichtergei-  
stes, der etwas Ureignes, Angebornes ist, und  
ohne welchen die wunderbarsten Aufstürmungen  
der Grabbe'schen Phantasie immer todte Skelette  
blieben. Hätte Grabbe ihn gehabt, aus seinem  
Aschenbrödel würde kein so triviales und an poe-  
tischen Anschauungen leeres Produkt geworden.

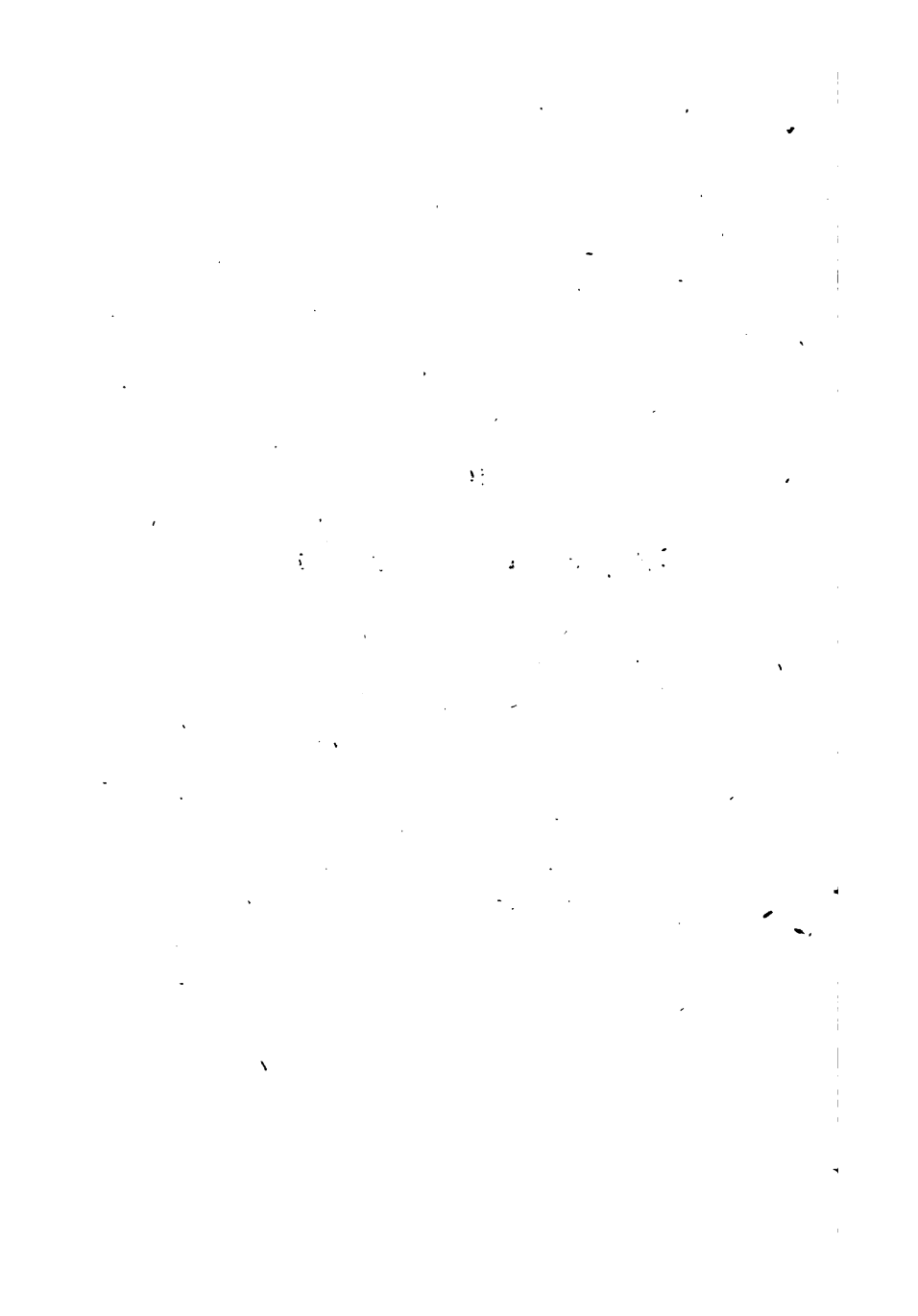
seyn. Aber was rügen eine Erscheinung, die niemals sicher da war und die auf so rührende Weise hingegangen ist! Grabbe wird eine denkwürdige Episode unserer Literaturgeschichte bleiben.

---

II.

S e l b e n.

---



I.

**Wilhelm Schadow.**

---



---

Leicht aufgefaßt ist ein Künstler in seiner Stellung zur Geschichte der Kunst. An seinen Compositiōnen, an seinen Gemälden ist bald erkannt, was er zum Fortgange der Musik und Malerei beitrug, seine Leistungen bedürfen keines großen Studiums, um in ihrer Natur ergriffen zu werden; Töne und Farben aushauchend, locken sie das Verständniß und schmeicheln sich dem Urtheil mit sinnlicher Gewalt ein. Allein dennoch hätte man Unrecht, diesem ersten Eindrucke sich gänzlich hinzugeben und aus des Künstlers einzelnen, ja aus allen seinen Schöpfungen nach dem bestimmten Umfange ihres Werthes und Zweckes die Tiefe seines Geistes zu ermessen. Die Bestimmung des Hauches, der in einer Künstler-

seele weht, ist mehr als die Kritik seiner Productionen, in unserer Zeit zumal, wo die schon vorhanden gewesenen großen Epochen fast in allen Künsten den später gebornen Jüngern ihre Virtuosität so unendlich schwierig machen, wo der Künstler selten noch vor dem freien Streben seiner schöpferischen Intuition getragen wird, sondern der Rücksichten, Reflexionen, Vergleichen und trocknen logischen Begriffe so viele zu verbinden hat, daß sein geistiges Auge oft von den glänzendsten künstlerischen Anschauungen der Natur und des großen Stoffgebietes zahlloser Wesenheiten erfüllt seyn kann und seinem Vermögen, selbst dem begabtesten, doch der Uebergang zur reproduktiven Thätigkeit der Hand, zur Hülfe des Pinsels, Meißels, des tönenden Instrumentes auf einer Bahn liegt, die zu lustig, zu geheimnißvoll und zu idealisch ist, als daß sich der Gedanke angemessen seinem Ursprunge und Bilde verkörpern ließe. Der neue Künstler tastet weit



mehr nach dem Ideal, als der alte that. Dieses schnelle, rücksichtslose Ergreifen des begeisterten Momentes, dieses sorglose, freudige Hinhauchen jedes beliebigen, wunderbaren und wunderlichen Einfalls, dies faktische, immer im Bereich seiner Kunst sich fühlende, genügsame Selbstbewußtsein gab der alten Kunst ein so sicheres, gebiegenes Gepräge der Würde und Vollkommenheit, daß vielleicht Raphael und Michel Angelo weit weniger stetige anhaltende Kunstintuition besaßen, als sich in ihren unsterblichen Leistungen ausdrückt, daß sie als Künstler und Individuen vielleicht weit tiefer standen, als jener gewaltige Gott, der sie zu Augenblicken ergriff und der sie nie verließ, so lange sie rüstig daran arbeiteten, einer seiner Eingebungen das schöne sinnliche Gewand zu geben. III die Ideen, welche man an die alte Malerei anknüpfen kann, all die sinnigen Betrachtungen, welche die antike Sculptur, die Architectur und Musik des Mittelal-

ters in unserm Nachdenken geweckt haben, auch dem vollen und klar ausgesprochenen Bewußtsein der alten Meister unterlegen zu wollen, würde Vision und keine Geschichte sein. Raphael kann diese Fülle von Kunst-Philosophie nicht besessen haben, die sich aus der Betrachtung seiner Meisterwerke entwickeln läßt.

Wie anders ist dies jetzt, wo alle Kunst an der Vornahme des Inhalts und der schönen Form leidet, wo das klare, ein Individuum wie leichtbewegte Fluth tragende Bewußtsein über seinen Gegenstand dem Künstler erst dann zu Theil wird, wenn er kalten, abstrakten, kritischen Studien bereits den größten Theil seiner geistigen Energie geopfert hat; wenn er aus Zeitverhältnissen, aus theoretischen mit der erlernten Technik schon eingefogenen Vorurtheilen sich losringen mußte, um sich klar zu werden; nicht bloß über das, was die eignen Schultern tragen können, sondern auch über die vielen Rücksichten, welche

man auf die Zeit, auf die Auslegung seines Strebens, auf die Maßstäbe, die den Mitlebenden zu Gebote stehen und welche oft ganz heterogenen Gebieten entnommen und auf die Kunst übertragen sind, nehmen soll! So ist es fast in allen Bereichen der Kunst, daß die Virtuosen darin doch in ihrer Bildung und dem Enthusiasmus für ihre Sache oft wirklich höher stehen, als man nach ihren Werken schließen darf. Dieser innere Künstler, der in dem Heiligthum des Herzens und der Phantasie als unbekannter Gott thronet, schafft die herrlichsten Gestalten, die sich je dem menschlichen Auge vorgestellt haben. Die Seele ist voller olympischen Jupiter, voller Iliaden und Odysseen, auch die Kraft ist groß, aber so gering oft und unhaltbar das kleine Echo, das davon sich hörbar verkörpert. Woran liegt dies? An den Heterogenitäten der heutigen Kunst. An den zahllosen Berührungen, die sie theils dem Ursprunge ihres allerdings besseren neuern Ge-

deihens, theils ihrer grassirenden falschen Zweckbestimmung verdankt. Die Literatur, die Religion, ja sogar die Politik, Alles wirkt auf die Entwicklung der Kunst zurück und befördert das ihr so verderbliche Streben, sich eine Manier zu suchen, sich mit den Ansprüchen dieser und jener Ideenverbindung auszugleichen, hier ein Opfer zu bringen, dort eines zu verlangen. Die Kunst unterhandelt mit denen, die Nichts zu thun haben sollten, als nur vor ihr nieder zu fallen und anzubeten. Kann das Talent gedeihen, wenn es so viel Rücksichten nehmen und so viel Verwahrungen von sich geben muß?

Der moderne Vandalismus ist weitverzweigt. Er besteht nicht bloß darin, daß der politische Egoismus Tempel, Statuen und Bilder zertrümmern möchte, am liebsten noch ehe sie geschaffen sind; Vandalismus ist auch der größte Theil der Zumuthungen, die für den modernen Künstler nicht bloß von Personen und Tenden-

zen ausgehen, sondern überhaupt alle, die er nicht selbst an sich macht. Die Verhältnisse selbst sind vandalisch, ja oft die Zwecke, die bei gepriesenen Kunstvereinen sich eingeschlichen haben. Diese ganze Atmosphäre, in der wir leben, hat nicht die Ionische Durchsichtigkeit des Alterthums. Ein Künstler ist weit mehr ein Geschöpf des Studiums, der Abstraktion, der Kritik als eine Größe, die mit Fichte von sich sagt: ich setze mich selbst. Dies sich Setzen und sogleich Regieren, dies Umschlagen, Suchen, Streben, diese Wandelbarkeit, welche unzertrennlich ist von einer Zeit, wo die subjektiven Zweifel mit den objektiven Haltlosigkeiten in den meisten Existenzen Hand in Hand gehen, diese stetige Metamorphose macht es unmöglich, daß sich der Künstler mit ruhig lächelndem, seiner Superiorität über die Materie sich bewußtem Auge rings um sich her die Kreise seines Wirkens und Schaffens zieht und allmählig zu einer intensiven Vollkom-

menheit gelangt, zu einer Abrundung, die ihr Centrum nicht aufgibt, sondern nur eine höher und höher gesteigerte Potenz ist. Was ist auch an Raphael und Lizian das eigentlich Charakteristische und Beischnächtige ihrer Schönheit im Guten wie im Bösen anders, als dies klassische Beharren auf einer naiv einmal eingenommenen Position, diese Sorglosigkeit über das, was unsern jetzigen Künstlern so große Mühe macht, die Sorglosigkeit über Zweck, Ziel und Tendenz, und dabei einzig und allein nur das Potenziren des einmal rasch gefaßten Entschlusses zur außerordentlichsten Höhe? Wir schildern hier etwas, was unsern jetzigen Künstlern unmöglich zu erreichen ist. Denn gerade die Kritik würde es seyn, welche ihre Beharrlichkeit nicht zu schätzen müßte und sie fortwährend in Unruhe versetzen würde. Die Kritik ist heute noch weniger über das Schöne im Reinen, als der Künstler.

Bei keinem neuern Künstler möchten diese

einleitenden Bemerkungen so angemessen seyn, als bei Wilhelm Schadow. Wenige tragen in ihrer Brust ein so verzehrendes Feuer, und wenige streuen nur so, wie er, die bloße Asche ihrer Ideale in die Luft. Wilhelm Schadow hat alle Phasen der modernen Kunstbildung vom Katholicismus, zu dem er convertirte, an bis zu seinem jezigen Eklekticismus durchgemacht. Er knüpfte an die Plastik seines Vaters, die marmorne Festigkeit eines gesunden körnigen und solidmassiven Styles, sein erstes damals bezweifeltes Talent an und hörte mit einer Richtung auf, die der reinen Romantik des Gefühls, ja man möchte sagen der Vorstellung ergeben ist, als ließen sich unsichtbar bewirkte geisterhafte Klänge der Natur auf die Leinwand bringen. Von den übereinandergeschlagenen, allgemein als unanständig und allzu hufarenmäßig bezeichneten Beinen des alten Diethen an bis zu den lechzenden Hylasnymphen und zerfließenden Fischerknaben

der Schadowschen Schule; Welch eine weite Strecke! Berlins sandiger Wilhelmsplatz und das ewige Rom! — dazwischen muß es der Stadien viele geben, um auszuruhen. Wilhelm Schadow stürzte sich in das äußerste Extrem der neuern Kunstgeschichte, in den Katholicismus, wo man glaubte, wie der fromme Maler von Fiesole, durch inbrünstiges Gebet dem Pinsel die größte Wunderkraft zu geben; und nun von diesem Aeußersten immer wieder zurück, aus der Peterskirche in die Bibel, aus der Bibel allgemein nur in die Religion, aus der Religion in die Romantik, aus der Romantik in den allgemeinen poetischen Dilettantismus, und zuletzt nur noch Verehrer der Zeichnung und der Farbe mit dem Motto: Malt was ihr wollt — das ist eine Metamorphose, so konsequent, so richtig, und doch von so ungeheurem Umfange, daß man in der Grundstimmung des Schadow'schen Gemüthes gewiß auf eine schmerzliche Empfindlichkeit



und sehnſichtige, bald weiche, bald ſtarrherzige Reſignation ſchließen muß. Ein ſolches Künſtlerleben kann keine außerordentlichen Produktionen aufweiſen; aber die werthvollſten Betrachtungen über die Zeit und ihre Fähigkeit laſſen ſich daran anknüpfen. Die Schöpfungen können mißlungen und an dem gebrochenen Herzen ſelbſt geſcheitert ſeyn; aber der Meiſter wohnt doch in der klopfenden, wild und mild bewegten Bruſt. Das Ideal gaukelt mit bunter Farbenpracht doch vor dem immer verklärten geiſtigen Auge des Genies, wenn dem Raphael auch wirklich die Hand gefehlt haben ſollte, eine einzige ſeiner großen Vorſtellungen auf die Leinwand zu bannen für die Ewigkeit.

Wilhelm Schadow kam im Jahre 1811 nach Rom. Er war wenig über zwanzig Jahre alt und hatte damals weit weniger verſprochen, als er ſpäter leiſtete. Er war mehr empfänglicher, als ausſtrömender Natur, zum Maler

eben so sehr geboren, wie sein verstorbener Bruder Rudolph zum Bildhauer. Was brachte Wilhelm Schadow wohl aus der Heimath nach Rom mit? Jedenfalls eine große Zeichnungsfähigkeit, die Anschauung Carstens'scher Cartons, ein vom Vater geschultes tüchtiges praktisches Talent, dem es jedoch an Klarheit des innern künstlerischen Bewußtseyns und namentlich gerade in praktischen Dingen noch an aller Sicherheit fehlte. Es sind bei Wilhelm Schadow immer zwei Entwicklungen Hand in Hand gegangen, die technische und die poetische. Er konnte ein Gleichgewicht zwischen beiden nicht herstellen. Er konnte nicht im vollen Vertrauen auf sein Schöpfungsvermögen sich allein dem Streben nach Manier, welches damals alle Künstler besaß, hingeben, etwa wie Cornelius, der einen gewissen Fond von Technik besaß und von jeher besessen hat und all seine Fortschreitung immer nur auf den Inhalt, auf die Idee seines Malens beschränkte. Scha-

der schwankte vom Inhalt zur Form, warf sich wieder von der Form, von der Schule losgelassen, gänzlich in den Inhalt, wurde ein Kunstschwärmer von der äußersten Rechten, trieb sie lange Zeit mit und sank zuletzt wieder in die Form, in den Styl und Ausdruck zurück, so daß jetzt bei Schadow weniger von dem Was? als dem Wie? seiner Gemälde gesprochen wird.

In Rom traf der junge Künstler einen Kreis von Kunstgenossen, der, von den entgegengesetztesten Anfängen ausgegangen, doch in eine und dieselbe Richtung sich vereinigte. Die romantische Tendenz der deutschen Literatur hatte sich, zum größten Theile von der Malerei ausgegangen, in ihren Ursprung wieder zurückbegeben. Die Künstler schlaffen mit dem Alterthume, das sie zeichnen gelehrt hatte, auch den allmählig verfliegenen antiquarischen Enthusiasmus der Winkelmann-Mengs-Lischke'schen Periode ab, und vertieften sich in die Dämmerung des Mittelal-

ters, welche allmählig durch gelehrte und enthusiastische Lichtstreifen erhellt worden war. Das Mittelalter verlor seine bäuerische Färbung und wurde für das goldene Zeitalter der Liebe, der Religion, des Heldengeistes, ja sogar von Phantasten für das goldne Zeitalter der Künste und Wissenschaften gehalten. Namentlich hatte die romantische deutsche Dichterschule einen so wohnvollen Zauber über die aus ihrem Grabe jetzt erstehende Vergangenheit zu verbreiten gewußt, daß sich Sitten, Vorstellungen, Tendenzen, ja sogar die Sprache der Deutschen darnach zu modelln anfing und die schwärmerische Regung sogar dem Auslande mittheilte. Der Katholizismus bildete den Mittelpunkt dieser Neuerung. Der bildende Künstler kam auf das Dogma der Inspiration zurück und ließ sich, statt daß die eben beendete Malerperiode vom Worte sich begeistern ließ, jetzt von der Musik begeistern. Zu laufen in der Peterskirche den zitternden ausge-

hattenen Klängen des Miserere, sich hinübergetragen fühlen in ein Reich der Visionen, das hinter dem Weihrauchduste schon in bunten Strahlenbrechungen sich anzukündigen schien — diesen Eindrücken widerstanden die strebenden jungen Männer nicht, und sängen an, katholisch zu maulen, einige sogar, wie Schadow selbst, katholisch zu beten. Wie man in Rom selbst katholisch werden kann, werden die nie begreifen, welche sehr wohl begriffen haben, wie Luther gerade in Rom protestantisch werden konnte.

Die römischen Chorheiten haben wenigstens dazu beigetragen, eine größere Wahrheit in den Gemüthern der Kunstjünger zu verbreiten. Sie haben dahin gewirkt, daß eine gewisse gläubige Ueberzeugung in die Auffassung und Darstellung der gewählten Gegenstände kam. Der bloße Dilettantismus, welcher sogar in den Götheschen Kunstansichten, geschweige in der früheren Periode des Verfalls vorwaltete, kann Großartiges

nicht schaffen. Alles Große ist die Frucht der Begeisterung. Erfüllt von ihrem Gegenstande, verwachsen mit allen Beziehungen desselben, trugen die neuern Künstler, welche in Rom damals zusammentrafen, den ganzen Schmelz ihrer Ueberzeugung auf die Leinwand über und erreichten dadurch eine Frische und Saftigkeit des Ausdrucks, eine blühende Gestaltung des Lebens und der Wirklichkeit, welche nach dem Vortrage der italienischen Schule nicht wieder möglich geschienen hatte. Die Gestalten schienen verklärt von dem warmen Odem des Gemüthes, welches sie anschaute. Man konnte aus den Gemälden vielleicht, wenn die Kraft nicht zuwarf, nicht entnehmen, was der Künstler gab, aber immer, was er geben wollte. Seine Intuition, seine Idee, sein Eifer schien an das Gemälde, wenn es auch technisch mißlungen war, festgebannt zu seyn und wirkte versöhnend oder ängstlich, je nachdem die Fehler geringer oder größer waren. Es

konnte hierdurch ein großer Nachtheil für die Kunst entstehen, der auch nicht ausgeblieben ist, und der von den guten Folgen aufgewogen werden muß. Es konnten sich sehr leicht die Ideen und dringlichen Vorlieben für die Sache in allgemeine Abstraktionen verwandeln, zu welchen man das Material, den Stoff der Wirklichkeit, später nicht mehr aufzufinden vermochte. So war z. B. die Cornelius'sche Schule von dem Begriff der Erhabenheit des alten Heldenhums so erfüllt, daß die Gestalten, welche dieser Begeisterung untergelegt wurden, nicht mehr dem, was irdisch möglich schien, entsprachen und sich in Ideale verwandelten, welche sich selbst in der Vorzeit der Völker nicht so gefunden haben können, wie sie Cornelius (und z. B. Fellner, ein Schüler von ihm, in Umrissen zur Sage des Ezzelino di Romano kürzlich,) hingeworfen haben. Auch Schadow blieb von diesem Fehler nicht frei. Auch bei ihm überflügelte die Begeisterung für

den Gegenstand, für den Ausdruck und gleichsam den Duft des Gemäldes den Stengel der Blume und die natürlichen Blätter. Sein Extrem wurde, wie bei Cornelius die Kraft, bei ihm die forcirte Lieblichkeit. In diesem Eifer, mit Schmelz und Weichheit zu malen, schuf er seine Charitas, eine Mutter, umringt von mehreren Kindern. Ich habe schon an einem anderen Orte\*) bemerkt, wie diese Charitas der Ueberfülle und Stellung der Kinder wegen nicht den Eindruck der mütterlichen Liebe, sondern den der mütterlichen Fruchtbarkeit auf mich gemacht hat.

Im Allgemeinen scheint Wilhelm Schadow Rom nicht mit einem einigen und in sich klar gewordenen Bewußtsein verlassen zu haben. Wir sehen, daß Cornelius, auf dem heimatlichen Boden zurückgekehrt, sogleich rasch Hand angelegt, wirkt und schafft, und zwar nach

---

\*) Einleitung zur 14. Lieferung der Erklärungen zu Hogarths Kupferstichen.



einem bestimmten Ziele hin. Er hatte die Großartigkeit der Freskomalerei ergriffen und fand auch glücklicherweise (was man sucht, findet man) Wände genug, die er mit bunten Ideen bekleiden konnte. Der Umzug von Düsseldorf nach München kam seinem Aufschwung zu Hülfe. Alles, was er brauchte, fand er. Er brauchte den Enthusiasmus nicht erst zu wecken, den er so großartig zu befriedigen mußte.

Ganz anders W. Schadow. Ihn nahm Berlin, eine entschieden protestantische Stadt auf, in welcher sich eine Kunstbegeisterung, die, um das Wahre zu haben, erst katholisch werden mußte, nicht empfahl. Erst durch die Kunstvereine und namentlich durch die zweijährigen Ausstellungen der Berliner Akademie gelang es, in der norddeutschen Hauptstadt eine Empfänglichkeit für die bildenden und zeichnenden Künste zu machen, die für Poesie, Beredsamkeit und Architektur bis in die untersten Regionen daselbst.

längst verbreitet ist. Das Terrain war zu groß, daß Schadow es hätte beherrschen können. In die Theilnahme, die er für die römischen Kunst-Offenbarungen fand, mußte er mit noch einigen Propheten derselben theilen, mit Wach, Begas und Andren, die Alle, in der Sphäre einer besondern Manier sich haltend, doch nicht das erreichten, was Cornelius, von den Umständen und seinem Genie begünstigt, in Düsseldorf und München schuf. Schadow bekleidete eine Professur an der Berliner Akademie der Künste.

Später nach Düsseldorf berufen, entfaltete sich endlich die besondere Wirksamkeit, die ihm vorbehalten schien. Allerdings war dies sein Lehrertalent, seine Entwicklungsgabe, diese kritisch-sceptische Halbheit, die, wenn sie selbst etwas schafft, nie das erreicht, was ihr Großes vorschwebt, die aber das Große und Außerordentliche kennt, es in prädestinirten Köpfen zu wecken weiß und Anleitung geben kann überall, wo

Rath und That willkommen sind. Cornelius ist viel zu entschieden, um ein guter Lehrer zu seyn. Er hat viel zu viel Selbstständigkeit, um nicht das aufkeimende Talent an das Spalier seines eignen Wesens aufzuranken. Schadow's weiche Empfanglichkeit, die Unentschlossenheit seiner Prinzipien, die sceptische Neigung zu Allem, wenn es nur richtig ausgeführt wird, machen ihn gerade zum Führer einer Schule, zum Accoucheur des Talentes. Man entdeckt bei einem durch Erziehung und Geburt vernachlässigten Knaben, bei einem jungen Handwerker, der mit seiner Lage unzufrieden ist, oder in welchem der Dämon des Ehrgeizes tobt, die Fähigkeit, gewandt zu zeichnen. Man wirkt ihm Sonntags den Besuch der Akademie aus. Sein Meister will ihn nur an diesem Tage missen. Die Fortschritte sind so außerordentlich, daß auch der Meister erstaunt, den Kriemlein fallen läßt, und die Mittwoch- und Samstag-Nachmittage um so eher

noch frei gibt, als aus dem Handwerk doch nichts Selbsteutes wird. Endlich findet sich Rath, den jungen Menschen ganz aus den bedrückenden Fesseln eines falschen Berufes und der Ansteckung einer gemeinen Gesinnung zu befreien. Er besucht unausgeseht die Akademie, holt Wissenschaft nach, bereichert seine Phantasie durch gewählte Lektüre, er geht von der Antike zum Nackten über, von der Kreide zur Farbe, seine Cartons ziehen die Kenner an, bald zaubert er die Umrisse in lebendige Farben — eine Stufenfolge des Fortschreitens, welche der Meister selbst mit durchmacht, und daran aufs Neue sich verjüngt. Er wärmt sich behaglich in dem Kuppelpelze, den er verdient von den Freiern, welche er einen nach dem andern der hohen Braut der Kunst zuführt. Man wird vom Unterschied der Düsselborfer und Münchner Schule zunächst immer gestehen müssen, daß hier der Meister, dort die Schüler größer sind.

Das Lob dieser Schüler ist in Aller Munde; besonders haben Lessing und Mendemann eine solche Celebrität erlangt, daß man das trauernde Königspaar und die babylonischen Juden schon auf Stiehmustern, Tabaksdosen und Silberbogen zum Ausmalen auf Nürnberger Tuschkastenkünstler erblicken kann. Schwieriger ist die Charakteristik der gemeinsamen Düsseldorfser Bestrebungen, da man von der Form nicht gern allein annehmen möchte, daß sie das Bindende wäre, die Farbe, meinetwegen das Schadow'sche schmelzende und zarte Colorit, und da ferner der Inhalt das ungezwungenste zu seyn scheint. Die Mythologie wird ausgebeutet, die romantische Dichtung des Mittelalters, das Göthe'sche, Uhland'sche Gedicht, die Bibel, die Natur, die eigne Phantasie, Alles ist Fundgrube für diesen Künstlerverein. Dennoch scheint sich durch diesen großen Kreis von Anschauungen, den er sich erlaubt, ein einiger Ton hindurch zu ziehen. Es ist dies eine keimende:

musikalische Empfindung, eine etwas sentimentale Mondscheinschwärmerei, die sich in den Gegenstand nicht bloß mit allen Sinnen vertieft, sondern ihn auch von vornherein nur nach diesem Drange einer vom Gemüth gebrochenen Phantasie wählt. Ich bleibe bei meinem Ausdruck, daß die Phantasie in der Schwärmerei gebrochen werde; denn diese Definition enthält alle Vorzüge der Düsseldorfer Schule, aber auch die nicht unbeträchtlichen Einwendungen, die man wenigstens in so fern gegen sie machen kann, falls sie ihren gegenwärtigen Typus dauernd fest zu halten geneigt seyn sollte.

Jede Intention, jede Absichtlichkeit stört die Einheit des künstlerischen Zweckes. Die Dinge nach einem bestimmten Schema auffassen, immer und immer dieselbe Empfindung an die Welt und ihre Erscheinungen heranbringen, gebiert zuletzt eine Einseitigkeit, die der Manier, aber nicht der allgemeinen Kunstidee günstig ist. Die

Düsseldorfer scheinen einen solchen stehenden Grundzug ihres Wesens zu haben, den sie selbst für lyrische Sättigung ihrer Phantasie ausgehen. Wie aber die Münchner Schule der Plastik viel zu sehr nachgibt und weniger Handlungen als nur Begebenheiten mit dem Duft der Sage zeichnet, so wird die Schadow'sche Schule zu sehr von einem unbestimmten Etwas, das nur eine lyrisch-romantische Genußsucht ist, getrieben. Es entspricht dies freilich dem norddeutschen Charakter. Es entspricht dies jungen phantasiebegabten Köpfen, die sich die Schönheit der Natur nur aus ihrer Sehnsucht nach ihr erklären können, die durch Gewöhnung an Heide-land, Lannen, Schnee im Winter, Sand im Sommer alles das höher zu schätzen lernen, was sie nicht besitzen und mehr in ihren Schwärmerien, als in Erfahrungen, selbst wenn die Erfahrung manchmal noch poetischer seyn sollte, als die Schwärmerie, zu leben wissen. So scheinen

sich die Gemälde der Düsseldorfer Schule nach der Wahrheit und Schönheit zu sehnen und nicht zu begreifen, wie sie beides schon in der Hand haben. Die Conzeption des Künstlers ist auf seiner Leistung allzusehr sichtbar. Eine Tendenz nach diesem oder jenem Eindrucke hin springt sogleich in die Augen, ehe man noch weiß, was eigentlich vorgeht. Es ist dies eine Art sentimentaler Koketterie. Man nehme Lessings trauerndes Königspaar. An diesem reizenden Gemälde stürzte mich von jeher der Schmerz, der der erste Eindruck ist, welchen es machen oder wenigstens vorstellen soll. Die Situation, die Fabel kam erst hintennach und konnte nur verstanden werden, wenn man Uhlands Gedicht als Commentar dazu nahm. Dies Malen einer bloß so oder so bestimmten und veranlaßten Empfindung findet sich auch in dem berühmten Wendemann'schen Bilde wieder, ob dort gleich die Ursache des Schmerzes viel leichter erkannt wird, als da,



wo das Gemälde selbst in die epigrammatische Kürze des Schloßes am Meere übergegangen ist.

Süße und Grazie ist das vorzüglichste Prinzip der Schadow'schen Schule, wenigstens in der Führung des Pinsels. Allein aus diesem schönen Streben kann leicht ein Schwächeln und Düsteln entstehen, leicht ein Lechzen und Kokettiren nach dem sich den Sinnen zärtlich Entschmelzenden. Die Düsselborfer Künstler wählen größtentheils nur dann ihre Stoffe aus den romantischen Dichtern oder aus der Mythologie, wenn sie Gelegenheit haben, eine schöne Sinnlichkeit über ihr Gemälde zu gießen. Das ist Alles unbestritten richtig und charakteristisch. Allein es gibt Gegenstände im Bereich der Phantasie, die weder von der Rhetorik noch der Malerei (am wenigsten freilich von der Plastik), ausgedrückt werden können, und wo eigentlich nur die Musik die richtigste Vorstellung geben würde,

wenn nicht Worte zu den Noten gehörten. Solche dämmernde luftgestaltete Momente sind Gethes Fischerknabe, Erbkönig, Bürgers Lenore und ähnliche das Geisterreich berührende Balladenstoffe, die, mag man sie nun bloß in Verse bringen, oder malen, oder in Musik setzen, niemals eine abgerundete Vorstellung geben, sondern immer erst durch That der Vernehmenden ergänzt werden müssen. Eine solche notwendige Thätigkeit führt aber beim Gemälde die Einheit des Kunstwerkes und setzt es der Mißdentung aus. Ich werde mich nie überzeugen können, daß die Düsseldorf'sche Schule, tappend in jenen Erbkönigreichen und Nachtgebieten der romantischen Sage, auf dem rechten Wege ist. Ein klares Bewußtseyn über die Kunst wird dadurch so wenig gefördert werden, wie es ehemals mit jener Richtung in der Poesie wurde. Die Schule wird sich verirren. Sie wird nichts als Trau-  
riges produziren. Erst ein trauerndes Königs-

paar, dann die trauernden Juden in Babylon, dann der trauernde Jeremiaß auf den Trümmern von Jerusalem, kurz diese Monotonie wird so lange hindurch gehen, bis, um ein Berlinisches Sprüchwort hier anzuwenden, die Künstler jenen trauernden Bohgerbern gleichen werden, denen die Felle ihres Ideals weggeschwommen sind. Marius auf den Trümmern von Karthago, Jeremiaß auf denen von Jerusalem — dies Alles sind im Grunde keine Gegenstände für die Malerei. Nur der Dichter kann sie erschaffen, weil nämlich Gedanken, Reflexionen, historische Urtheile mit ihnen verknüpft werden müssen. Marius auf einem umgestürzten Denkmal sitzend, Zerflörung um ihn her, das Meer und Rom's Morgensdthe im Hintergrunde — es wäre nie ein gutes Gemälde, sondern immer nur ein theatrales Stück, eine Schildderei, die der Poesie bedarf, um erklärt zu werden. Daß wahrhaft Tragische in einer solchen

Composition erreicht nur und weiß nur der Dichter wieder zu geben.

Die Münchner Romantik zerrt sich noch weit mehr mit der romantischen Frazze herum, Arabesken, Blumengewinde mit Schmetterlingen, Greifenschnäbeln und dergleichen Schnörkel drücken bei den Münchnern noch viel Wesentliches aus. Die Münchner Romantik kann man nur mit jener Heibelbergischen Periode unsrer neuern Literatur vergleichen, wo mit Görrés, Brentano, Arnim, eine gewisse spielende Bedeutsamkeit des Unbedeutenden aufkam, das Gemisch des Heiligen und Weltlichen, welches wir zufällige Veranlassung hatten, in der Skizze über Herrn von Raumer näher anzudeuten. Die Spielertien der Neureuther, Guido Görrés, des Grafen Vocci, und Kehnlicher, die die Wände der Münchner Königsäle mit einem romantisch-pompejanischen Zwittergenre bemalt haben, wollen für den Fortschritt der Kunst nichts sagen.

Auf dem Felde der Charakteristik leisten die Münchner noch weniger etwas. Kaulbachs Narrenhaus ist eine ärmliche Composition, in welcher auch nicht die Spur einer gewandten Gruppierung sichtbar und wo der Witz weit lahmmer ist, als in der ähnlichen Narrensene des trocknen, nüchternen, aber Menschen kennenden Hogarth.

Ich schliesse diese Bemerkungen mit dem Wunsche, es möchte ein begabter Kopf auftreten, und Lessings Laocoon neu für unsere Zeit bearbeiten. Die technische Meisterschaft scheint erreicht, die Ideen gähren, Enthusiasmus sieht man überall bei Ausübenden und bloß Antheilnehmenden verbreitet. Es fehlt nur daran, daß in Beziehung auf die Wahl der Stoffe aufs Neue die Gränzen gezogen werden, welche der weise Genius der Kunst zwischen Wort, Meißel und Farbe gesetzt hat.

---



II.

**Friedrich von Haumer.**

---





---

Auf der Berliner Universität pflegt Herr von Raumer in jenem Zimmer seine Vorlesungen zu halten, wo die jungen Theologen gewöhnlich ihre homiletischen Uebungen anstellen. Es liegt zur linken Hand, wenn man aus dem Garten der Universität die Räume der Berliner Minerva selbst betritt. Es weht immer eine frische schattenreiche Kühle an den beiden einzigen Fenstern des kleinen Hörsaales. Ein Vogel zwitscherte oft munter in das Mittelalter hinein, das uns dort Herr von Raumer in seine Hauptbegriffe zerlegte.

Ich will aber diese Skizze weniger lokal als persönlich beginnen, und habe vom Ort nur ge-

isprochen, weil die Menschen in ihrem äußern Erscheinen oft von der Lokalität abhängig sind. Herr von Raumer tritt in seine allgemeine Geschichte, ohne Hekt, ein kleiner schwächlicher Mann mit ausgetrockneten Gesichtszügen, einem sehr freundlichen, klugen Auge, das überall herumspäht, während über die ästhetische, fast faunische Gourmandise, welche auf den Zügen liegt, die mit Nase und Mund zusammenhängen, ein gutmüthiges und zuthunliches Lächeln sich ergießt. Herr von Raumer trägt sich schlicht und bescheiden, und ist unter sehr herzlichen Bewillkommungen seiner Zuhörer allmählig auf das Katheder gestiegen, wo er die vergangene Sektion zu rekapituliren und das Thema der neuen zu entwickeln anfängt.

Herrn von Raumers Vortrag besitzt dieselbe Trockenheit, die ich schon an seiner äußern Gestalt erwähnt habe. Er ist keineswegs monoton, hat sogar eine gewisse Modulation, allein es

fehlt seiner Stimme und dem Accent, den er ihr zu geben weiß, an der Wollständigkeit, welche zum Herzen oder zur Phantasie spricht. Herr von Raumer hat eine gewisse Musik, wie sie Gussikow etwa aus Holzstäben zu locken weiß. Es ist dasselbe kurze, schnell verklingende, pointirte Wesen, das nur durch die schleunigste Bewegung und die schnellste Aufeinanderfolge eine gewisse harmonische Rundung bekommt und bei Herrn von Raumer vollends nur den Verstand beschäftigt. Sein Cursus ist eine Übungsschule für gewandte Combination und Verknüpfung heterogener Thatsachen. Hier und dahin greifend, vom Zehnten ins Zwanzigste, manchmal auch wohl vom Hundertsten ins Tausendste springend und dabei selbst das Widernatürlichste ineinandernebstend, wirkt er auf die Urtheilskraft und Dialektik seiner jungen Zuhörer mächtig ein. Man folgt seinen Parallelen, Vergleichen, seinen Gesetzen, die er aus kleinen Erfahrungen

zieht, dieser oft kleinen Krämerei von beiläufigen Bemerkungen und oft wieder ebenso großartigen Reduktionen des Unbedeutenden auf eine Verwandtschaft, die selbst das Winzige gut hervortreten läßt, mit der wißbegierigsten Theilnahme, ohne jedoch etwas davon notiren zu können. Das Praktische tritt an Herrn von Raumer so entschieden hervor, daß man entweder gleich handeln oder sprechen möchte, keinesweges aber schreiben kann. Herrn von Raumers Cursus über Universalgeschichte ist die reichste Belehungsquelle, die jungen Männern auf der Universität erschlossen werden kann.

Versuchen wir vom Voranstehenden einen Schluß auf Herrn von Raumers Stellung dem deutschen Publikum gegenüber zu machen, so zeichnet alle Schriften und seine ganze literarische Carriere überhaupt dieser eigenthümliche praktische Takt aus, der ihnen fast den Charakter eines Beamten giebt. Die Einen halten die Geschichte

für eine große Anekdote, und kramen in ihr mit der bloßen Neugier alles wissen zu wollen. So Schlosser. Die Andern wollen einen großen Hauptzweck darin ausgedrückt sehen. Die Letzten endlich, (und Herr von Raumer gehört zu ihnen, so aber, daß sie auch die Ersten seyn können,) halten die Geschichte für eine Lehrerin, den Weltgeist für einen Professor, der in verschiedenen Perioden verschiedene Themata abhandelt, der die Geschichte nur deshalb macht, um gewisse Abstraktionen und Grundsätze zu beweisen. Herr von Raumer unterscheidet sich dadurch entschieden von der sogenannten philosophischen Geschichtsansicht, daß er keine Andacht und Bewunderung der historischen Fakta duldet, sondern in gleichem Athem von den Phöniziern bis auf die Parlamentsreform herunter erzählt und dies Alles nur dazu dienen läßt, daß er beweist, Recht war immer Unrecht, Unrecht immer Recht, die Tugend mußte dem Laster dienen, um zuletzt

doch nur dem guten Mittel, nicht dem schlechten Zwecke die Ehre zu geben: die Republiken und Despotien waren zu allen Zeiten gleich, was ihre Achtung vor der Menschenwürde betrifft; die Ueberöflkerung hat immer ihre bestimmten Abzugskanäle, sei es nun Krieg oder Pest oder die Entdeckung eines neuen Industriezweiges, der einigen Hunderttausenden mehr die Existenz sichert . . . . Kurz Herr von Raumer geht immer von dem Schiller'schen Satze aus und kommt auf ihn wieder zurück: Alles wiederholt sich nur im Leben, nichts Neues geschehe unter der Sonne. Politik, Morat, Religion, Kunst, Oekonomie, das sind die Anknüpfungen, die Herr von Raumer zu gebrauchen pflegt, und die ihm oft das Ansehen geben, als schilderte er die Geschichte nur, um die Thatfachen jener Wissenschaften und Ideenkreise zu beweisen. Er verkehrt die Selbstständigkeit der Geschichte. Sie ist ihm nur eine Fundgrube von Beispielen, die

dazu dienen müssen, seine Lieblingsneigungen zu beweisen und aufzuklären.

Da man bisher diese Bemerkung als die Eigenthümlichkeit des Herrn von Raumer hervorzuheben unterlassen hat, so ist er in den Ruf eines Dilettanten gekommen, und hat das Unglück gehabt, an der Authentizität seiner Forschungen, an dem Gelehrtenstaube seiner Quellenstudien bezweifelt zu werden. Seine klassische Geschichte der Hohenstaufen, seine neuesten Quellen-Beiträge zur Geschichte der drei letzten Jahrhunderte haben nicht schwer genug gewogen, um ihn von einem Vorwurfe zu befreien, der zwar das Lob des Geschmacks und der Eleganz, auch das Lob einer feinen Urtheilsgabe zulassen würde, jedoch seine wissenschaftliche Competenz in einem Grade streitig machen müßte, der für einen Mann des Ratheders empfindlich ist. Herr von Raumer hat die Quellen gründlich eingesehen, er wird immer den Ruf eines gewissenhaften Ge-

lehren mit vollem Rechte in Anspruch nehmen dürfen; nur seine Behendigkeit, sein allerdings praktischer Blick, seine übergroße Geneigtheit zur Reflexion, seine *Apropos* und vor Allem eine gewisse Administrationsphysiognomie geben ihm das Ansehen des Dilettantismus, dessen guter Eigenschaften er sich mit Recht rühmen darf. Wenn Herr von Raumer Kritiken über Madame Ervinger schreibt, sollte man noch nicht so eilig schließen, könne er keine lateinische Manuscripte eingesehen haben. Der ganze Unterschied zwischen ihm und Herrn Schlosser ist hier nur der, jener kennt die Schauspielerinnen unserer Zeit und dieser diejenigen, welche im achtzehnten Jahrhundert geblüht haben. Beide Gelehrten sind in ihrer Art *Petitmaitres*, Herr von Raumer wäre im Stande, über die Mode unserer Zeit zu schreiben, Herr Schlosser studirt über die Moden, die schon eine Antiquität geworden sind. Da sind' ich keinen erheblichen Unterschied.



Die Hauptsache in der Beurtheilung des Herrn von Raumer wird immer die bleiben müssen, sein ausgezeichnetes Administrationstalent anzuerkennen und einzugesehen, daß er die Geschichte als ein trefflich routinirter Beamter schreibt. Râsonnirende Statistik möchte man den Vorzug des Herrn von Raumer nennen; dieser Ausdruck vereinigt seine Trockenheit und sein flackerndes Redefeuër. Niemand weiß in Deutschland so geschickt mit Zahlen umzuspringen wie Herr von Raumer. Niemand zieht aus einer Legion Nullen nebst einigen benannten Zahlen und Brüchen soviel interessante Resultate für die Sittengeschichte, Nationalökonomie und überhaupt die politischen und schönen Wissenschaften. Wo Herr von Raumer in der Geschichte kein mathematisches Gesetz entdecken kann, da findet er gewiß ein arithmetisches. Hieraus entspringt sein eigenthümliches Classifiziren, das Herüber und Hinüber seines beweglichen Geistes, der sich

seine Grenzpfähle und Gesichtspunkte abdecken muß, um die gewaltigen Stoffmassen zu bemeistern und der Darstellung derselben die logischen Lichter aufzusetzen. Die Constructionshistoriker manipuliren die Geschichte, als säßen sie im saufenden Webstuhl der Zeit. Sie machen die Geschichte nach, wie sie der Weltgeist selbst gemacht hat. Ebenso möchte man auch bei Herrn von Raumer glauben, er treibe sein Handwerk als Weberei. Er schürzt hier und da einen Knoten, schlägt hier einen Faden und da einen ein, das Schiffchen seiner Zunge fährt dabei auf und ab, hin und her, immer lustig und gut im Stande, bis das Garn zu Ende ist und einmal in Paris oder in London wieder Neues gesponnen werden muß. Solche Vorarbeiten pflegen dann als Briefe aus jenen Orten oder aus „England im Jahre 1835“ im Buchhandel zu erscheinen. Herr von Raumer zeigt sich dem Publikum im Zustande des Avant, pendant und

après. Seine Kasstlosigkeit gestattet ihm sogar, sich öffentlich in seiner schriftstellerischen Toilette zu zeigen. Die Kritik hat ihm in neuerer Zeit diese Mittheilungslust, die sich sogar auf rohe Materialien erstreckt, sehr übel genommen. Allein hätte man sich eingestanden, daß Herr von Raumer's wahrer Kern die räsonnirende Statistik ist, so würde man finden, daß zwischen seinen ausgearbeiteten Geschichtswerken und den Materialien dazu ein sehr unschuldiger, natürlicher Uebergang statt findet.

Dieser Historiker begann seine Laufbahn im Cabinet des Fürsten Hardenberg. Eine unbeschränkte Liebe zu den historischen Wissenschaften vermochte ihn, seine Stellung aufzugeben und eine Breslauer Professur zu übernehmen. Sein Abschied als Beamter hinderte ihn aber nicht, die Gewöhnung an Verwaltungsideen mit sich auf die Universität zu nehmen und allen seinen Leistungen die oben ange deutete administrative

Färbung zu geben. Herr von Raumer kam zu einer Zeit nach Breslau, wo diese ehrenwerthe Provinzialhauptstadt, als gewesener Heerd der preussischen Nationalbewaffnung, einen Aufschwung erhalten hatte, dem zuerst die Universität und der Turnergeist, später das Theater und die Litteratur auf eine achtbare und behagliche Höhe emporhelfen. Eine gewisse ästhetische Trivolität kann man der letzten Epoche der damaligen Breslauer Blüthenperiode nicht absprechen. Es waren mancherlei gefellige, besonders theatralische Elemente, die damals, wie überall in der Restaurationszeit, gerade einen gar erheiternden Zusammenstoß in Schlesien feierten. Herr von Raumer nahm mit schalkischer Laune-an dieser Stimmung Theil, und mischte etwas Liberalismus, etwas Statistil und Hohenstaufenschwärmerei zu der fröhlichen Existenz hinzu. Will man einen sprechenden Ausdruck jener Zeiten haben, so lese man seine Reise nach Venedig, ein

Buch, das theils von Macchiavell, theils von Adam Smith, theils aber auch von Thümmel geschrieben seyn könnte. Es werden darin mancherlei Zeitfragen abgehandelt, einige Italienische Gegenden und Wirthshauscenen beschrieben, zum großen Theil aber nur Wize, mitunter gute, mitunter schlechte, gerissen.

Herr von Raumer kam als Verfasser der Hohenstaufen nach Berlin. Die Theatermanie begleitete ihn und fand in der Residenz reichliche Nahrung, da damals Oper, Ballet, Schauspiel und Farce in blühendem Zustande waren, und es sogar von der sogenannten Geistesphilosophie nicht verschmäht wurde, an jenen ästhetischen Saturnalien Theil zu nehmen. Herr von Raumer brachte noch eine andere Empfänglichkeit mit, die an ihm allmählig charakteristisch wurde und von unserer Seite einer Erklärung bedarf. Denn es ist etwas schwer zu begreifen, wie man erst eine Reise, in welcher die lebernen Hosen des

Bedienten, welchen Herr von Raumer mitnahm, eine Hauptrolle spielen, schreiben, und dann mit einer großen Anhänglichkeit an Mystik, Ironie, Tief- und Solgersche Kunsttheorie auftreten kann. Es wird wohl ein Theil dieses Widerspruches im Zeitgeist und ein andrer im Charakter des Herrn von Raumer liegen.

Die Geschichte der Hohenstaufen war eine der Hauptstützen des in Deutschland um sich greifenden mittelalterlichen Wesens. Ideen über Deutschlands Einheit und Größe, Einbildungen über unerringliche Bestrebungen knüpfte man am liebsten an eine Periode an, welche die einzige zur Erhabenheit sich gruppierende der deutschen Geschichte ist. Der Begriff des Weltreiches, der in den Köpfen der Hohenstaufen spukte, zündete viele deutsche Gelehrte an, die oft um so heftiger flackerten, je trockner, das Holz war, aus welchem sie der Schöpfer geschnitten hatte. Ueber Hildebrand, über Friedrich Barbarossa wurde

viel geschwärmt, viel Tragödien begannen sich zu dichten; selbst bis in die Moskowitzschen Wälder, wo damals noch Herr Kaupach lebte, drang der Jubel einer wenigstens in der Poesie wiedergefundenen Nationaleinheit.

Herr von Raumer schürte durch sein vortreffliches Werk die Lohe der mittelalterlichen Manie, ohne sich selbst von ihr anstecken zu lassen, wenigstens von historischer Seite nicht. Herrn von Raumer kann man durch die Geschichte nicht beikommen, wenn man ihn in Entusiasmus versetzen wollte; denn die Geschichte ist seine Freundin, seine nüchterne alte Tante, mit der er auf dem Fuße der Reflexion steht, mit der er weder Tendenzen noch ewige Wahrheiten, sondern nur kleine Erfahrungssätze, kleine Maximen, kleine Analogien durchspricht. Soll ihn etwas mit Macht ergreifen, so muß es von einem andern Gebiete herkommen. Herr von Raumer ist Supernaturalist, in der Religion zum Kleinern Theil,

zum überwiegenden in der Aesthetik. Er nimmt an, daß es gewisse versperrte Gränzen des Gedankens giebt, über welche das Gefühl allenfalls in einem Zwielicht noch hinaustappen und manches, wenn nicht Gewisse, doch Wahrscheinliche heraustasten kann. Wenn irgend etwas an Herrn von Raumer den Charakter des Dilettantismus hat, so ist es diese fröhliche und etwas anomale Kopfhängerei desselben. Er kann fünf und fünfzig Minuten hintereinander frivolisiren, und in den letzten fünf Minuten wird er plötzlich eine gewisse Glasur in die Augen bringen, die man nur an Verzückten und Mystikern zu sehen gewohnt ist. Herr von Raumer spricht dann gewöhnlich von der Gründung der Christuslehre, von dem heiligen Bernhard von Clairvaux, von Franz von Assisi oder von der Solger'schen Ironie, welche letztere ihm recht der Ausdruck dieses Kampfes zwischen dem klugen und munteren Verstande und einer angeborenen Herzens-



sehnsucht ist, eines Kampfes, dessen Schlachtfelder oft genug in seinem Innern liegen.

Des Gemisch des Heiligen und Weltlichen hat in Deutschland mehre Stufen erlebt. Die erste war die, auf welcher Görres in München noch steht, und auf welcher sich sein Sohn mit dem Grafen Pucci z. B. noch um ihn herum bewegt, indem sie kindisch-kindlich mit dem Heiligen spielen, Bilderbücher für alte Leute machen, wo die Unbeholfenheit des Mittelalters in Sprache und Zeichnung absichtlich wieder gegeben wird. Derjenige, welcher in das Gemisch des Heiligen und Weltlichen schon seinen protestantisch-uckermärkischen Geist mitbrachte, war Achim von Arnim, der Gemahl Bettinens. Er war schon nicht mehr das unter Blumen spielende Lamm, wie Brentano, sondern es stärkte ihn zu wissen, daß die Lämmer geschoren werden und jährlich in Stettin ein großer Wollmarkt ist, wo an der Wolle nur gesehen wird, ob sie hübsch fett und

vom Lamm geschoren ist. Achim von Arnim bahnte jener Ironie den Weg, welche Tief nach vielen vergeblichen Versuchen in der spielenden und frommen Poesie endlich in seinen Novellen als eigne Kunstform behandelte und von Solger in die Aesthetik einführen ließ. Herr von Raumer's eigenthümlicher Gemüthsbeschaffenheit konnte nichts so Ansprechendes geboten werden. Er rettete in jenem Genre seinen gesunden Menschenverstand, der so gut rechnen, der so praktische Ansichten über Findelhäuser und Armenanstalten entwickeln kann, und zu gleicher Zeit eine gewisse heimliche, norddeutsche Gemüthlichkeit, die ein natürliches Erbstück an ihm ist und das Meiste dazu beiträgt, ihm jenes oben geschilderte einfache, schlichte und bürgerliche Aussehen zu geben. Diese Ironie hat Herr von Raumer seither nicht mehr verlassen und ihm jene eigenthümliche Halbheit erhalten, welche namentlich in Fragen der Politik von verschiedenen Partei-

gängern ihm so heftig, und wenn man dabei verlangt, jede Originalität solle sich von dem Hammer des Zeitgeistes breitschlagen lassen, so unbillig vorgeworfen ist.

Sunächst darf man nicht einmal unerwähnt lassen, daß jener trockne gesunde Verstand es war, der Herrn von Raumer trieb, sich bei der durch die Julirevolution geweckten politischen Discussion nach Kräften einzumischen. Er gab seine Entwicklung der Begriffe über Staat und Recht zum zweiten Male heraus, und war vielleicht nur durch die erste Abfassung und durch die Scheu, welche jeder freie Mann vor seiner Vergangenheit haben muß, veranlaßt, des Widersprechenden, Unbestimmten, des zweifelhaft Gebliebenen eine große Partie in die bekannte Schrift aufzunehmen. Im Allgemeinen ist diese Publikation etwas flüchtig und unordentlich abgefaßt, die einzelnen Theile der Darstellung stehen in keinem recht systematischen Zusammen-

hange, die Entwicklung hat die Form des Fragmentarischen und Beiläufigen und geht selten aus innern Nothwendigkeiten hervor, die man bei Begriffen, welche sich unter der Hand der Geschichte bildeten, doch statuiren muß, ohne darum Hegelianer zu seyn. Herr von Raumer hat überhaupt in dieser Schrift seine große Hinnneigung zum Formellen und Unwesentlichen an den Tag gelegt, er hat sich wieder den Vorwurf müssen gefallen lassen, von den Einem, daß er auf die Wissenschaft, von den Andern, daß er sogar auf die Wahrheit dikette. Er hat die Ueberzeugung fast immer als eine Geschmacksache dargestellt und nicht verbergen können, wie sehr die geistreiche Motivirung, die Form und der oft nur sprachliche Ausdruck der verschiedenen in der Politik aufgetauchten Meinungen auf sein Urtheil einfließen. Es herrscht weniger strikte Philosophie in dem Werke, als ein Maasstab, der vom Theater, von der Kunst, von der Lite-

ratur überhaupt, auf eine Branche der Letztern übertragen wird, da doch des Verfassers Gegenstand weit mehr lebendige Thatsachen als Bücher waren. Man hat schon anderseits hervorgehoben, Herr von Raumer könnte eine ganz bestimmte Meinung eben gefaßt haben, und in dem Momente käme der Verfasser von the Beautiful and the Sublime mit seinem rhetorischen Farbenspiel und alles wäre hin, Satz, Gegensatz, Voraußsetzung, Schluß; Herr von Raumer halte nicht mehr Stich, mit keinem einzigen feiner Paragraphen mehr.

Diese Ironie, die man aber zuletzt nur noch Selbsttäuschung nennen kann, hat sich in den drei bis vier letzten Jahren, von heute zurückgerechnet, an Herrn von Raumer ansehnlich gemildert. Es giebt hier viel Umstände, die, um jene Erscheinung erklärbar zu machen, zusammenwirkten. Im Allgemeinen ist es wohl das Gefühl der Isolirung, was Herrn von Raumer in

seinen jüngsten Schriften eine Bitterkeit gab, die manches schwierige Verhältniß nicht mehr scheute und hie und da eine für seine Stellung wichtige Rücksicht zu verletzen wagte. Einen gewissen Supranaturalismus würde Herr von Raumer sehr gern zugestanden haben, allein der Pietismus und die Muckerei sind denn doch Extreme, wo man sich in Acht nimmt, auch nur die geringste Conzession ohne Clausel zu geben oder überhaupt Sätze aufzustellen, welche der Fanatismus ebnete für sich in Anspruch nehmen. Andre Bestrebungen mußten mit gleich niederschlagender Kraft auf Herrn von Raumer wirken: die Hegelsche Schule, die juristisch-pietistischen Faule- und Bibelerklärer, kurz eine Menge exclusiver Richtungen, die sich bis zu der von Herrn von Raumer um jeden Preis zurückgewiesenen, hoffentlich nur provisorischen deutschen Censur-anstalt erstreckten. Dazu kommt die gänzliche Antiquirung der Anknüpfungen, die Herr von

Raumer bisher gewohnt war; das sichtliche Absterben des Lied'schen Talentes, der Mangel aller Ironie in unserer ziemlich ernsten Zeit, die Verdächtigung des Spases und eine Unbehaglichkeit, die sich sogar auf die gesellschaftliche Existenz erstrecken muß, wenn man bedenkt, wie sehr seit zehn Jahren das Parteiwesen und der Meinungsstreit sich bis in die innersten Ritzen der Häuslichkeit und der Familie verzweigt haben. Verstimmt über diese Erfahrungen reiste Herr von Raumer nach England.

Schon die Aeufferlichkeit dieser englischen Reise war eine stille Protektion gegen Verhältnisse, welche ihn beengten. Herr von Raumer schrieb, als er seine Reise wiederhalte, an sämtliche deutsche Zeitungsredaktionen und bat sie inständigst, dem Gerücht, als reise er auf Staatsunkosten, zu widersprechen und im Gegentheil herauszuheben, daß er auf seinen eignen Beutel reise. Was sollte diese Reklamation bedeuten?

Sollte sie ihn vor der englischen Tory-Kritik in Schutz nehmen, die ihn erst einen „verlaufenen Landstreicher“ genannt hatte und ihn, wenn er Geld zur Reise empfing, leicht auch einen „besoldeten Agenten“ hätte nennen können? Oder wollte Herr von Raumer, indem er eine Sache hervorhob, die nicht geschah, andeuten, daß sie sehr gut hätte geschehen können? Ich glaube das Beste, ich glaube an die Bestimmung der alten guten Laune des Herrn von Raumer.

Sein Buch über England hat die verschiedensten Urtheile hervorgerufen. Der hauptsächlichste Mangel desselben ist wohl der, daß es die Beschreibung einer Reise enthält, die der Verfasser nach Ablauf eines Jahres zu wiederholen gedachte. Einen solchen Reiz, wie Fürst Pückler seinen verstorbenen und ewig jungen Briefen gab, konnte er erst in dem Augenblick beschwören, wo er sich entschloß, nie wieder nach England zu reisen. Auch Herr von Raumer suchte das



high life der Aristokratie der Meinung und der Bildung ins Auge zu fassen. Was wird er aber von ihm sagen können, wenn er den Wortführern und Tonangebern der großen Gesellschaft wieder zu begegnen gedenkt? Der hauptsächlichste Mangel dieser Reise ist der, daß er sie wiederholte.

Die Fehler und Irrthümer, welche die englische Kritik dem Buche über England vorgeworfen hat, muß man unterscheiden. Jene sind leicht zu entschuldigen bei der Masse von Stoffen, die sich einem solchen Sichfürallesinteressirten zur Beachtung darboten und bei seiner Stellung als Fremder. Die letztern kamen auf Rechnung des entschiedenen Whiggismus, dem sich Herr von Raumer zuwandte, und der ihm auf der einen Seite die Ehre brachte, von J. Russell im Parlamente citirt zu werden, auf der andern eine Verfolgung der Tories, die ihn mit dem ganzen nothigen Humor, welchen die Engländer Kritik

zu nennen pflegen, überschüttete. Weit mehr für sich hat das andere von dem Quarterly Review aufgestellte Axiom seines Tadel: Du kommst nach England als ein Bewunderer deiner heimatlichen autokratischen Staatsformen und willst bei uns den Revolutionär spielen! Allein auch hier giebt es einen Punkt, wo sich die treffende Spitze des Angriffs abbiegt. Der Engländer kann eines Theils jene feine Opposition nicht verstehen, die in dem Buche: England im Jahre 1835 liegt, jene kleinen Andeutungen über die verstimmte Gegenwart, welche bei gewissen Leuten ein heißes Blut müssen rege gemacht haben, Andeutungen, die vielleicht für die Erlösung unsrer gegenwärtigen Zustände wichtiger sind, als wenn Herr von Raumer in seinem Buche eine komplette Demagogie entwickelt hätte; andererseits ist der Deutsche von Haus aus unfähig, fremde Verhältnisse nach seinen eigenen zu beurtheilen.

Das Fremde ist für ihn immer Sache des Studiums, wie sehr ihm auch in der Heimath die persönliche Erfahrung auf die Finger brennt. Was die Kritik des Quarterly Review an Herrn von Raumer aussetzt, wird mehr oder weniger die Schwäche aller Deutschen seyn.

Im Uebrigen ist die erwähnte Schrift mit dem Schleppkleide, welches ihr an historischen Excerpten und Commentarien angehängt worden ist, eine Fundgrube vortrefflicher Materialien. Herr von Raumer ist wieder zu seiner räsannirenden Statistik zurückgekehrt und erzählt uns in demselben Athem, wie man den Hamlet auf Drukylane gegeben und wie viel Orhofst Porter jährlich in London gebraut werden. An den Tabellen und verhältnißmäßigen Zahlenberechnungen, die Mrst. Austin hier übersetzt hat, konnten die Engländer sich überzeugen, daß in solchen Registraturarbeiten die Deutschen Meister sind, und daß selbst Männer, die über die Kunst

und schöne Literatur sprechen, doch den Viehbestand einer Nation und die Mastungsmethode der irischen Gänse für Gegenstände ihrer Untersuchungen halten. Finden sich diese Fragen zufällig in der Reise des Herrn von Raumer nicht gelöst, so kann man doch die Versicherung geben, daß er Notizen darüber mit Freuden würde empfangen und aufgeschrieben haben.

Ziehen wir aus Vorhergehendem einen Schluß, so bleibt es fest, daß Herr von Raumer, in der unnützen Besorgniß für einen Dilettanten gehalten zu werden, einen oft sehr langweiligen Begriff von der Gelehrsamkeit hat. Seine statistisch-archivalischen Expositionen sind selten von der Wichtigkeit, die er ihnen, man weiß nicht, durch welche Selbsttäuschung beilegt. Seine Dokumente über Friedrich den Großen sollen wenig Neues enthalten. Seine Untersuchungen über Maria und Elisabeth erschöpfen sich in ganz spitzfindigen und langweiligen Di-

funktionen, die eine auf der Hand liegende Wahrheit nimmermehr umstürzen werden. Kein Mensch verlangt von Herrn von Raumer, daß er Verse mache, aber Jedermann fühlt sich durch eine Autorschaft belästigt, die heute über Mad. Crelinger, morgen über Raupach und in einigen Tagen über die Statistik der englischen Essigfabriken sprechen wird. Diese flackernde, irrlichternde Müßigkeit und Alleskönnerei hat viel dazu beigetragen, einen Gelehrten zu isoliren und zu einer persönlichen Grille zu stempeln, der grade so großen Beruf zu haben scheint, sich dem größern Publikum recht nahe zu bringen und dem Urtheile desselben als ein stets mit gleicher Klarheit sichtbarer Leitstern zu dienen.

Wächte der Zweck dieser Skizze nicht verkannt werden! Sie soll einestheils die Person selbst, der sie gilt, veranlassen, sich den Bestrebungen und Verhältnissen der Nation enger und aufrichtiger anzuschließen; anderntheils aber auch

die Verdächtigungen zurückweisen, die man von mancherlei Seiten her gegen Herrn von Raumer rege gemacht hat. Da wo man Alles vermisst, setzt man das Geringe, was man allenfalls besitzt, außer aller Wirksamkeit. Je weniger man von Herrn von Raumer fordert, desto größer wird die Ueberraschung seyn, wenn er in seinen Leistungen unste Erwartung übertrifft. Wer, wie ich, niemals an Herrn von Raumer die Zumuthung gestellt hat, irgend eine mir wünschenswerthe Rolle zu spielen, der wird sich nie bequemen können, den Vorurtheilen unbedingten Raum zu geben, von welchen dieser Gelehrte verfolgt zu werden pflegt.

---

III.

**J. W. von Mehnert.**

---





---

Die eigenthümliche Wärme, welche den ausgezeichneten in Italien spielenden Roman: die neue Medea, belebt, kann man sich nur aus den Umständen erklären, welche die allmählig gelüftete Autorschaft desselben begleiten. Der Verfasser lebte Jahre lang unter dem italienischen Himmel, in diesen blauen Fernsichten eines unermesslichen Horizontes, in den Abwechslungen des italienischen Lebens, wie sie von den erhabensten Erinnerungen der Vergangenheit sich allmählig zu den wunderlichen Sitten der Gegenwart, von der Pracht jener weltlichen und geistlichen Autoritätsrepräsentationen bis zu dem wirren Durcheinander eines selbst im Elend fröhlichen Volkslebens abstufen. Und doch ist die an-

gedeutete Wärme hier nicht die alleinige Frucht der Autopsie. Wer Italien in dem Momente, wo er es sieht, schildert, schildert weit mehr seine Entzückung, als die Wahrheit des Gegenstandes, die ihr zum Grunde liegt. Italien hat durchaus nicht jene üppige, lachende Farbenpracht, welche in den Tagebüchern italienischer Reisenden blüht und leuchtet. Es liegt vielmehr auf der Schönheit dieses Landes ein dünner, kaum sichtbarer Flor, der die Farben alle mit etwas freidiger Zuthat versetzt und ihnen jenen zauberhaften Schmelz, jenen verführerischen Schein von Ermattung, jene Siefenruhe der Schönheit gibt, die auch auf den prangenden und farbensatten Gemälden dieses Romanes unverkennbar liegt. Mit einem Worte, wer das italienische Colorit richtig treffen will, muß die Sehnsucht nach Italien malen, dies stille Verlangen nach dem beglückenden Wiedersehen in jenen Gedächtnissen, die einst das italienische Leben mit rascher Neugier in sich

aufnahmen und sich durch die Stufenfolge von erhebenden Erfahrungen, die vom Fuß der Alpen bis hinunter an den Golf von Neapel gemacht werden, schon auf die Wunder des tiefern Südens wie auf etwas weniger Wunderbares vorbereiten konnten. Diese Lichter der Sehnsucht, welche in den Romanen unsers Verfassers auf seine Gemälde gesetzt sind, dieses Hellbunzel der Erinnerung gibt ihnen einen so wunderbaren Lokalreiz und eine so seltene Wahrheit der Tinten und des Hintergrundes, daß man durch diese Vorzüge entschädigt seyn würde, wenn der Verfasser in seinen Gestalten und Combinationen, in seiner Menschenkenntniß weniger ausgezeichnet wäre, als er es ist.

Die Deutschen sind ein Volk, welches bis jetzt für die Politik nur wenig Talent gezeigt hat. Dennoch pflegen sie in neuerer Zeit alles nach der Politik zu beurtheilen. Der Verfasser des Scipio Cicala imponirte, so lange er sein In-

cognito behaupten konnte. Möglichst erfuhr man, daß derselbe eine Hauptstütze der conservativen Partei war; in dem Augenblicke hörte der Verfasser des Scipio Cicala auf, für einen großen Dichter zu gelten. Ich weiß nicht, ob ich sagen darf, daß diese Art, Gerechtigkeit zu üben, eines großen Volkes würdig ist. Eines freien Volkes würdig ist sie nicht. Wäre der Verfasser des Scipio Cicala in der Lage, in welcher Lamartine und Chateaubriand sind, kein Franzose würde, wenn auch seine Gesinnungen, doch seinen Styl, seine Phantasie, sein außerordentliches Erzählungstalent in Abrede stellen. Je geringer unsere politische Tüchtigkeit ist, desto eifersüchtiger sind wir darauf. Wir haben die großen Dichter nicht im Ueberflus, und sollten von dem Verf. des Scipio Cicala und der neuen Medea, in Betreff seiner politischen Meinungen sagen: Tant pis pour lui! in Betreff seiner classischen Ver-

dienste aber ihn auch nicht um einen Stengel an seinem Lorbeerkränze verkürzen.

Die Menschen wollen nur immer Personalitäten, äußere Kennzeichen und Coulissendetails haben. Viele lesen ein Buch, und urtheilen darüber erst, wenn sie wissen, wer der Verfasser desselben ist. Ueber einen Mann, der z. B. hinkt, urtheilen wir schon gleich freier, als wenn wir von ihm nur wissen, daß er ein Buch geschrieben hat. Man hatte nicht nöthig, sich über den Verf. des Scipio Cicala erst bei dem Leumund der Welt zu orientiren; man konnte die conservativen Gesinnungen desselben, mit ihren respektablen und zweifelhaften Seiten aus dem Romane selbst entnehmen. Ich wies sie dem Verf. damals sogleich nach, wurde durch die spätere Enthüllung des persönlichen Geheimnisses nicht überrascht, und scheue mich nicht, auch dieser neuen Produktion einer reinen und poetischen Beobach-

tungs- und Erfindungsgabe die gebührende Huldigung darzubringen.

Wir sind in den Anfang des 17ten Jahrhunderts versetzt. Wir sehen Neapel, das adriatische Meerufer und Venedig vor unsern Blicken ausgebreitet. Dort ruht die spanische Herrschaft auf einem Volke, welches die Freiheit niemals gekannt hat, und sie in geistigen Dingen viel zu wenig zu behaupten weiß, als daß es den Druck der fremden Ketten gefühlt hätte; hier sinken die stolzen Paläste und Kräfte der venetianischen Republik allmählig auf ihren Lagunenpfählen ein, wie man noch heute mit Bedauern in der Martinskirche sieht, daß der musivische Fußboden derselben sich gesenkt hat und uneben geworden ist. Einige Griechinnen beschäftigen uns, einige Abendländer, die, in der Normandie geboren, auf der spanischen Flotte einiges Ansehen erlangt hatten und vom Dichter wohl in die Nähe der ihrer bedürftigen Vicekönige gebracht werden durften.

Die Liebe braucht hier mancherlei Verschlingungen, um ihr ewiges Lieb, das mit Scherzen beginnt und mit Thränen aufhört, durchzuführen. Bald stehen wir auf dem Festlande der Geschichte, bald schaukeln wir uns auf dem Rachen der Dichtung, die bald Sonnenschein, bald Sturm und Gewitter zu zaubern weiß. Das Ganze beginnt wie eine Mythe und endet wie ein Stück ins Meer versenkter Geschichte, wo man wohl die Stätte weiß, daß etwas vorkam, aber wo noch keinem Taucher eine glückliche Entdeckung gelungen ist. Einer dieser Taucher ist Prof. Ranke in Berlin. Je weniger er über die Geschichte einer venetianischen Verschwörung zu Anfang des 17. Jahrhunderts etwas Gewisses zu sagen weiß, desto mehr konnte der Verf. der Medea darüber Fabeln und sinnreiche Dichtungen aufstellen.

Der Verf. versteht die Kunst, seine Charaktere fortwährend im epischen Bereiche zu erhalten.

Sie tragen nie den Sieg über die Darstellung selbst davon, ihre Leidenschaften sind nur an ihre Schicksale geknüpft, ihre Thaten verwandeln sich schnell in Ereignisse. Nichts stört die harmonische Gleichmäßigkeit, mit welcher der Verf. auch die lebhaftesten Situationen auf den Teppich seiner ruhigen Erzählung stecken kann. Das Außerordentliche wiegelt die Darstellung, nicht auf, reißt den Faden der Geschichte nicht ab und zwingt ihn zu keiner neuen Anspinnung, ein Mißgeschick, aus welchem die neure Romantik eine Tugend gemacht hat. Die ersten Theile des Romanes enthalten wenig Handlung und sind doch voll spannender Momente. Der Verf., alle dramatischen Reizmittel verschmähend, eröffnet uns die Perspektive des Volkslebens, wo seine Erzählung einen Augenblick ruhen muß. Er beobachtet die Stunde und das Jahr, er läßt die Lokalitäten in einander verschwimmen, er kommt schon durch die glückliche Wahl des Stoffes nie in Ber-



suchung, von seinen Situationen abzubiegen, die Momente wahrzunehmen, wo grad' eine vorübersegelnde Zufälligkeit ihm ein Seil zuwirft, das er erfassen muß. Auch die neue Medea ist aus dem vollen Borne des Lebens geschöpft, eine organische, in sich gegliederte Kette von Zufällen, die erfunden, und von Erfindungen, die zufällig sind. Wahrheit und Dichtung verschlingen sich zu dem lachenden, heitern, auf seine plastischen Muskeln und Sehnen stolzen Reigen der Wirklichkeit.

Wer Romane aus Neugier liest, würde einen Auszug aus der Medea weit lieber haben, als die Dichtung selbst. Er wird bei dieser alle Augenblicke sich gefesselt und gehemmt fühlen, er wird den Gang der Erzählung für das Interesse, welches sie ihm eingefloßt hat, viel zu langsam finden. Wer die Romane dieses Verf. liest, soll aber mehr als neugierig seyn. Gerade in der zitternden Ruhe, ihrer wogenden, meeresgleichen

Bewegung liegt für den unverdorbenen Geschmack ihr größter Reiz. Man folgt, wenn man zu genießen versteht, hier mit Wohlbehagen allen Ausschweifungen, welche sich die Erzählung erlaubt; man lauscht dem Gespräche des Volkes, man betrachtet staunend die Kunstwerke, die der Verf., ein zweiter Philostrat, so beredt in ihrer Bedeutung von der Wand zu lösen versteht. Man hört ihm über die Verwickelungen der Zeit und die politischen Sitten mit lernbegierigem Ohre zu, man prüft die Philosophie, welche der Verf. zur Moral seiner Heldenfabeln macht, verwirft sie vielleicht, sucht sie aber zuvor zu fassen und in ihrem Umfange in sein Verständniß aufzunehmen. Wir haben in der Oper Momente, wo keine Person auf der Bühne ist, wo wir nur den Hintergrund der Scene sehen und doch nichts vermissen, weil wir fühlen, daß dieser Moment nur von den Klängen der Musik, die hier etwas Tiefes zu sagen hat, ausgefüllt werden kann. Diese Augen-

blicke treten oft in des Verfs. Romanen ein und ergreifen mächtiger, als manches, was er geglaubt der Handlung beifügen zu müssen, und was leider diesmal in der Medea zuweilen etwas herb und beinahe undelikat gerathen ist.

Das Interesse, welches ich an der Lektüre dieses Dichters stets genommen habe, glaub' ich auch diesmal nicht besser ausdrücken zu können, als durch einige negative Bemerkungen in Betreff des neuen Romans, die jedoch seinen zahlreichen Vorzügen keinen Eintrag thun sollen. Ich glaube, daß unbeschadet des spannenden Interesses, der in der ganzen Erzählung liegt, doch der Charakter Laura's weder klar gedacht, noch klar gezeichnet ist. Sie ist eine Griechin. Es soll damit etwas ausgedrückt und gesagt seyn, und nirgends tritt sie als solche hervor. Sie ist es nur beiläufig und gleichsam nachträglich. Sie soll Medea verglichen werden. Ihre Zauberkünste bilden, dem Titel des Romans zu Folge, die Hauptgunda:

lage und den höhern Wendepunkt der Erfindung. Wo zeigt dieselbe aber wohl die geringste Nothwendigkeit? Würde irgend etwas in der Erzählung anders seyn, als es ist, wenn auch das nächtliche Element der Medea, der Zaubergürtel der Venus, und die Konstellation der Gestirne in ihr gänzlich fehlten? Gewiß nicht; diese ganze That liegt außerhalb der Fabel und vermengt sich nicht, wie Del nicht mit Wasser. Es ist ein ganz gezwungenes und eigenstänig behauptetes Ingrediens unsres Romanes und in seiner durchaus mechanischen Verknüpfung mit demselben um so aufstößiger, als sogar der Titel des Buches, die höhere Weihe desselben, davon hergenommen und darin begründet ist. Man sieht an Laura nichts Medeenhaftes: sie ist ein gekränktes Weib und rächt sich nach langer den Schmerz und die Erwartung fast abkühlender Pause: sie könnte jenes seyn und dieses thun, auch ohne die Erinnerung an Medeen, auch ohne die griechische Hei-

math, auch ohne den Zaubergürtel, der nur dazu dient, die kurz vorm Schluß etwas schlaff auseinanderfallende Erzählung wieder zusammenzuhalten und aufzuschürzen.

Dieser Vorwurf, den der Verfasser gewiß selbst erwartet hat, würde, in eine entschiedenere Sprache übersezt, darauf hinauskommen, daß an dem Romane die Hauptsache verfehlt ist und die Mittel weit hinter dem Zwecke zurückblieben. Allein die Milderung desselben liegt eben darin, daß das Hauptinteresse an der Handlung, wie der Verfasser es stellen will, erzwungen ist und dem harmlosen Leser nicht im Entferntesten einfällt, die Nebenkünste an Laura für interessanter, als die Schicksale Jacques Pierres zu halten. Daß Zweck und Ausführung an dem Romane entgegengesetzt wirken, bietet sich bei der Lektüre nicht unwillkürlich dar, man wird dadurch nicht gestört und kann nur den Verfasser bewundern, der doch sonst in Abwägung des Künstlerischen

Gleichgewichts ein so großer Meister ist und diesen Mangel an Ebenmaaß nicht bemerkt hat. Der Titel und einige kleine Excurse über Laura's Zauberei sind das Einzige, was stört. Alles Uebrige geht seinen herrlichen, von der Caprice des Verfassers glücklicherweise ganz unabhängigen Gang.

Der Verfasser liebt weibliche Charaktere, die die Leidenschaft kennen, aber dabei den Gebrauch der Sinne verachten; oder wie soll man jene Gestalten bezeichnen, die nach dem Typus von Porzjen im Scipio eingefugt sind? Laura wetteifert mit Porzjen in einer Philosophie, die ihnen beiden der Verfasser als den objektiven, thatsächlichen, von ihm nur copirten allgemeinen Ausdruck der Weiblichkeit unterlegt. Der Verfasser will in Porzjen und Laura, wo beide ihre frühern Geliebten in dem Augenblick verschmähen, wo sie sich ihnen nur noch aus Sinnlichkeit hingeben, etwas allgemein Weibliches, oder wenigstens etwas Moralisches zeichnen; ich glaub' aber nicht,

daß das, was unnatürlich und unwahr ist, jemals weiblich schön und moralisch seyn könne. Hat Laura so tief begründete Ansprüche auf die Delikatesse, mit der sie von Jacques Pierre behandelt seyn will? Kann sie gegen ihn Empfindungen hegen, die von der Sinnlichkeit abstrakt sind? Porzia konnte es gegen Scipio: Porzia war eine Nonne, Scipio ein Renegat: Porzia war eine Jungfrau. Laura ist weder Jungfrau noch Nonne; sie war Jacques Pierres Concubine: sie hat ein Kind von ihm. Noch mehr, Laura ist nicht einmal geistig rein, sie kann unmöglich bei ihren Zauberkünsten jene Feinheit der Empfindungen bewahrt haben, die ihr der Dichter unterlegen will. Medeas Gefühle müssen sinnlicher, ja raffinirter Art sein. Die Nothwendigkeit der Natur und ihres Charakters verlangt dies so. Eine Zauberin, eine wenn auch noch so poetische Concubine kann nicht jene Scene spielen, mit welcher das fünfte Buch schließt. Sie würde

bßi Jacques Pierres Anträgen immer geglaubt haben, daß, wenn sie nur erst den Leib wieder hätte, die Seele und das Herz bald nachfolgen würden.

Ich sage nichts von der Bangigkeit, in welche mich jene Darstellungen versetzten, wo der Verfasser die deutschen Werbepsoldaten so entsetzlich viel Biederkeit und Abneigung gegen die Revolution verschwenden läßt. Ich halte solche Erzählungen, wie sie vom Grafen von Nassau und seinem Hauptmann und später sogar von den Gemeinen ausgehen, für unpoetisch. Ich denke nicht daran, den Verfasser hier sein politisches Glaubensbekenntniß entgelten zu lassen; nicht im Entferntesten. Nein, die Aesthetik grade verbietet solche Episoden, solche direkte Tendenzbeziehungen, weil sie wiederum unwahr, dem damaligen Zeitgeiste ganz unangemessen sind und einen Ton in die Darstellung bringen, die die Darstellung selbst um ihre Rechte bringt. Die deut-



sche gutmüthige Beschränktheit im Contrast zu andern Charakteren, die in Italien, Spanien, wo sie wollen, spielen, schildern, das ist schön und rührend! aber jene bürgerlichen Haustugenden der Deutschen, die nur von ihrem Mangel an Blut und ihrer Kleinsüßdtereier herrühren, diese positiven und sich breitmachenden Beschränktheiten dem leidenschaftlichen, poetischen Feuer anderer Nationen gegenüber in großartige Rechte einzusetzen, das mißlingt immer und macht wenigstens auf Deutsche, die recht gut wissen, woher all unsere Tugenden und Laster stammen, einen widerlichen Eindruck. Der Engländer ist doch wahrlich ein unpraktikabler Egoist und hält sein Land für das erste der Welt. Aber wo er in Dichtungen, die außerhalb Englands spielen, einen Engländer auftreten läßt, thut er es nicht anders, als um ihn lächerlich zu machen. Ich kann die Wahrheit, die in dieser Bemerkung liegt, nicht auseinandersehen, sie ist im Gemüth be-

gründet, sie ist im idealischen Wesen der Dichtung begründet. Wie kann unser flauströckiger Nachbar in den Gebilden meiner Phantasie einen andern Werth ansprechen, als einen komischen? Wie kann ich ihn unter meine Helden, die ich in Italien oder wo ich will außerhalb Deutschlands sich entwickeln lasse, wie kann ich ihn da anders als satyrisch einführen? Das Beispiel vom Engländer beweise dem Verfasser, daß diese Bemerkung aus einem der Politik durchaus entfernten Gefühle fließt, nicht aus der speciellen Wahrheit der Partei, sondern der allgemeinen und großen Wahrheit der Natur.

Der Schluß der neuen Medea ist ergreifend schön. Nur wer die nächtliche Stille venetianischer Lagunen kennt, begreift die Melancholie, welche auf dem Tode der Helden des Romanes liegt. Auch der Wassertod entspricht auf verlockend zauberische Weise den in der Ferne gesungenen Stenzen aus dem Lasso. Das sterbende

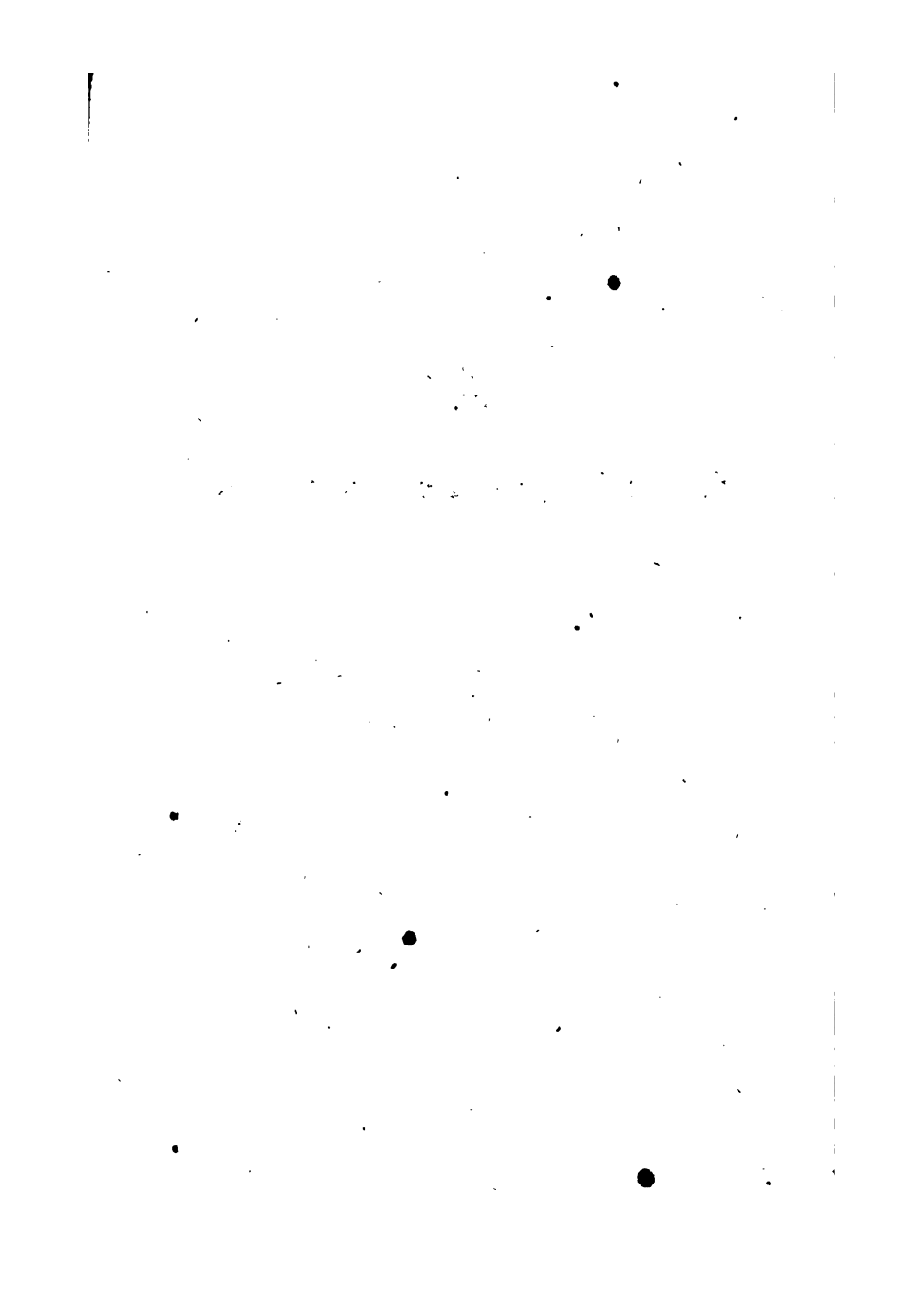
Jerusalem wird getrübet durch das befreite. Eine tiefe Lähmung aller elastischen Springsfedern des Gemüthes bemächtigt sich unsrer. Wir enden die Lektüre, indem wir die Grausamkeit der Erzählung verwünschen und dem Dichter danken, daß er auf das grelle Finale doch eine so schwärmerisch versöhnende Dämpfung zu legen wußte. Sie sterbet alle, sie sterben schmerzlich dahin; aber sie sterben nicht ohne Hoffnung, sie sterben, weil sie müssen, und wir weinen nicht einmal, weil eine sanfte versöhnende Abendruhe über uns kömmt und wir im Tode hier nur mit Auferstehungsgedanken geweckt werden.



IV.

**Karl Zimmermann.**

---



---

In seinem neuesten Werke, dem ersten Romane, den er geschrieben, „die Epigonen,“ spricht Karl Immermann von einer Literatur der Einsamen, der er sich nur noch zu widmen getraue und deren Beifall ihn seine Impopularität vergessen lasse. Wie persönlich auch das Motiv dieses Ausspruches seyn möge, so ist doch zuverlässig anzunehmen, daß diejenige Theilnahme, welche Immermann vermißt, nicht blos für ihn nicht vorhanden ist, sondern überall und Jedem fehlt, da ein Subjekt derselben überhaupt gar nicht existirt. Eine Literatur mit nationaler Acclamation liegt außer dem Bereiche dessen, was wenigstens für jetzt noch in Deutschland möglich ist. Die Unmöglichkeit liegt in den Umständen, vor

allen Dingen aber in dem, daß man einer eingreifenden, mächtigen und schlagenden Literatur nicht zu bedürfen scheint. Denn, wäre Sie ein Bedürfniß, sie würde bald vorhanden seyn. Das achtzehnte Jahrhundert und sein Wendepunkt glüklichen Idealen und Ahnungen entgegen, beide Zeiträume strebten dahin, die Sphäre des Thatsächlichen zu überschreiten und statt der alten eine neue Welt zu finden. Unsere Zeit dagegen, geboren aus dem Transcendentalismus, drängt in die alten Gleise zurück und will Wirklichkeit, während man früher von der Wahrheit sprach. Die alte Zeit war Revolution, die neue ist Constitution. Wenn in der neuen Zeit alle Interessen sich drängen, um an die Reihe und das Ihrige zu kommen, so wird nur die einzige Literatur vergebens warten, und lange nicht wieder Dasjenige werden, was sie einst gewesen ist.

So richtig demnach im Allgemeinen Immermann's Ausspruch ist, so ist er es doch nicht



mehr, wenn er ihm eine persönliche Beziehung auf sich selbst gibt. Immermann wird eine gewisse geistige Regsamkeit, die in Deutschland nur durch die ungünstlichsten Umstände gänzlich fehlen könnte, nicht abläugnen können, er wird sogar ein wogendes Mehr oder Weniger in verschiedenen Jahresläufen in diesem Betracht zugeben müssen. Immermann hat Recht, wenn er der Restaurationsperiode eine größere ästhetische Mündigkeit zuspricht, als der Gegenwart; aber er erwägt hiebei kaum, daß seine eignen Aktien (und auf diese scheint es ihm doch anzukommen) seit der Kulturrevolution günstiger gestellt sind, als sie es früher waren.

Wie trat Immermann auf? Seiner selbst sich nur ziemlich unklar bewußt. Er begann sogleich mit einer Manier, die aus seiner Stimmung entsprang, und diese Stimmung war ohne Grundlage, war die Folge einer Menge mehr oder minder starker Antipathien. Immermann's duali-

griechische Natur sprach sich besonders darin aus, daß er dasjenige mitmachte, was ihm verhaßt und sogar lächerlich war, daß er romantisirte, daß er Shakespearer nachahmte, und doch nichts so sehr haßte, als die Romantik und die Shakespearomanie. Durch diesen Zwiespalt verlief Immermann's erste Poesie ihr gläubiges Coterit, sie war das Produkt einer Bestrebung, die sich selbst ironisirte. Sie ist es sogar noch immer, wenn man bedenkt, daß es lange keinen Autor geben wird, der im Loh, in seiner Haltung, in seinem Haß gegen die Illusionen und der bedachtamen Berechnung seiner Poesie so viel Aehnlichkeit mit Göthe hat, und daß Immermann diesen vor Allen mit Mißgunst und Haß verfolgt.

Hatte Immermann bisher nur die Kritik beschäftigt, so schien es, als sollten nur seine historischen Dramen eine größere Theilnahme finden. Der Anlauf war glücklich, man wollte ihm offenbar wohl im Publikum, aber das Echo blieb

aus, oder der Dichter unterstützte es nicht; denn Heinianismen, Merlin und Alexis waren wahrlich keine Unterstüzungen. Friedrichs und Hofers. Von Merlin klagt der Verfasser der Epigonen, von Merlin, daß er ihm das Liebste unter allen seinen Kindern gewesen wäre, von Merlin, den Niemand gelesen hat, lesen wird, und ich füge hinzu, den Niemand lesen kann: sollte der Widerwillen auch nur daher rühren, daß für die Nichtkenner der deutschen Sage ein Bruchstück derselben zu wenig war, für die Kenner derselben aber des Geborgten viel zu viel; man sah in dieser Dichtung nur Bekanntes, und als Eigenthum: Immermann's nicht mehr, als eine willkührliche Auslegung davon, eine allegorische Deutung. Eben so ist Alexis eine kalte, moskowitische Produktion. Die klassificirende Kürze derselben wirkt, wie jede Affectation frostig, das Originelle ist hier nur noch wunderbarlich.

Mit dem „Reise-Journal“ endlich floß das

Maaf der Impopularität über; und doch begann von hier aus die poetische Erscheinung Immermann's mit spezieller Rücksicht gewürdigt zu werden. Einige junge Kritiker bedurften eines Namens, den sie der romantischen Schule gegenüber halten konnten, und wählten dazu Immermann. Es ist wunderbar, während sich Immermann durch die politischen Anzüglichkeiten und vornehmen Lasterungen in jenem Buche vor einer Klasse der Nation den letzten Rest gab, versuchten ihn gerade diejenigen, welche die Freisinnigsten sind und am wenigsten auf Formen sehen, für eine Merkwürdigkeit auszugeben, brachten ihn unter einen neuen Gesichtspunkt, und thaten dies mit so glücklichem Erfolg, daß Immermann Unrecht hat, von einer Literatur der Einsamen in dem Sinne zu sprechen, als müßte er unter den Deutschen auf Anerkennung verzichten. Von uns kann er ihrer immer gewiß seyn, und wir eilen, das Publikum auf die Erschei-

nung der Epigonen bringend aufmerksam zu machen. Sie entfalten ein buntes und anziehendes Gemälde von scharfsinnig combinirten Verwickelungen, sie geben Charaktere von täuschender Wahrheit, sie geben zuletzt einen Charakter, der der interessanteste von Allen ist, den des Verfassers selbst.

Der Held des Romanes, Herrmann, ist vortrefflich gezeichnet; gleichgültig durch sich selbst, interessant durch seine Begegnisse. Das herzogliche Paar, Wilhelmi, der Oheim, Alles wie lebende Bilder aus der Wirklichkeit, Medon, seine Frau und die Andern keine Schattenbilder, Flämmchen, eine Mignonszuthat, unwahr, doch nicht störend. Die Fabel spannend und richtig angelegt, die Situationen mehr als Coulissenwahrheit, das Detail zuweilen etwas geschwäßig im ersten und zweiten Theil, Schlaglichter sparsam, oft mißlich (z. B. das Skelett des jungen Freiwilligen), oder gemischt aus Plus und Mi-

nuß (z. B. der alte Diener), überhaupt in dieser Sphäre etwas zu starke Romaneninegrebungen; dagegen zahllose Lichtpunkte, von welchen keiner so glänzend, wie die am Schluß befindlichen Briefe des verstorbenen Grafen, ein Meisterstück, wenn man den hier überraschend richtig getroffenen Jubel- und Freundschaftston des enthusiastischen achtzehnten Jahrhunderts zu würdigen versteht. Die künftige Frau des Helden ist in ihrer beschränkten Nüchternheit der einzige Mißton. Die Sprache dagegen glättet alle kleinen Späcker aus. Man wird selten einer Diction von dieser Schönheit begegnen, wie sie Immermann hier entfaltet.

Und doch drücken alle Züge, die hier genannt sind, den eigenthümlichen Reiz des Werkes noch nicht vollkommen aus. Es fehlt noch eine Farbe, wenn wir das Ganze copiren wollten, die originelle, trohige, polemische, oft ärgernißgebeude, immer aber höchst aufrichtige Weltansicht

des Verfassers. Um dies kurz abzutun: Bur-  
 schon- und Deutschthum kommen schlimm weg.  
 Auf den neuern Liberalismus kommt zufällig nicht  
 die Rede; dagegen entwickelt sich an Stellen des  
 Buches oft eine Freimüthigkeit, namentlich über  
 die Verhältnisse eines großen Staates, dem der  
 Verfasser im Uebrigen zugethan ist, daß man für  
 ihn besorgt werden möchte. Die Thorheiten der  
 nördlichen Hauptstadt werden bitter gegeißelt.  
 Man konnte sich auf Widersprüche von dorthier ge-  
 faßt machen, die um so nachdrücklicher seyn dürf-  
 ten, da Immermann Fragen berührt, die über  
 die Privatphäre oft in die öffentliche hinüber-  
 greifen. Vieles ist persönlich und fast immer-  
 ergötzlich. A. W. von Schlegel tritt im ersten  
 Bande, wie er lebt und lebt, auf. Manche  
 andere persönliche Beziehung ist leicht erkennbar,  
 wenn auch dunkler gehalten.

Es kämpfen in Immermann zwei Elemente:  
 Verstand und Phantasie. Es sind zwei Pole,

denen alle seine Produktionen zusteuern; die Differenz derselben fehlt oft, zuweilen ist sie da, als Gemüth, als negatives Gemüth. Es ist wohl der Mühe werth, sich eine so eigenthümliche Complication recht klar zu machen. Immermann haßt Alles, was mit Illusionen eine Aehnlichkeit hat. Er würde es für thöricht, für albern an sich selbst halten, wenn er plötzlich die Augen verkleinerte und ein Gefühl aus dem Rocken des Herzens herausspanne, ein Gefühl, das ein primitives Recht zu haben behauptete. Immermann kämpft gegen die Ironie seiner selbst, er möchte Produktionen geben, wo er dann in die Verlegenheit käme, primitive Gefühle, Bärtlichkeiten, aprioristisches Sichhaben und Schönthun zu zeichnen; er liebt die Gefühle; aber nur die vermittelten. Er möchte nie ein Gefühl billigen, das seine Fäden ausstreckte, und rastete und thäte, als wenn ein Gefühl etwas thun könnte; sondern seine liebsten Gefühle sind die rückschlagenden, die weh-



müthigen, die verzweifelnden, kurz diejenigen, die den Entschlüssen auf der Ferse zu folgen pflegen. Ich bezeichne hier schon die Wirkung. Die Ursache ist Immermanns helles, klares Auge, sein stolzer, freisinniger Kopf, seine Mischung aller Schweberei und tastenden Idealistik. Dazu kommt eine unlänghare dichterische Prädestination, eine bestimmte thetische Schöpfungskraft, nicht bloß in der Abfassung, sondern auch der Auffassung, in der Einbildungskraft, die gar regs und erfindereich bei Immermann ist, zur Genüge bewiesen durch sein Talent für die Poetik des Märchens. So gährt in diesem Manne ein ganz eigenes Leben: unaufhörlicher Reiz zur Poesie und dabei eine ihn niemals verlassende schnurgerade Verständigkeit. Den ersten bildete er an sich aus und schrieb und schrieb, und die letzte machte wieder, daß ihn nichts befriedigte, daß es ihm selten war, als hätte er sich durch eine seiner Schriften ausgesprochen. Er liebt

Merlin. Warum? Weil er glaubte, daß er in diesem einzigen Werke sich in der That ausgesprochen hätte, weil es ihm war, als hätte er eine Last von sich abgeschüttelt. Und diesem Merlin fehlt doch die Wirkung einer solchen Ueberzeugung. Das ist erklärlich: weil Merlin ohne Poesie und Gemüth ist, weil er nur eine abgegebene Erklärung ist. Merlin ist nicht so dualistisch, wie Immermann's Natur. Wäre er dies, so müßte er rührend wirken durch jene negativen Gefühle, welche aus der Dialektik des Verstandes und des Herzens zu entspringen pflegen. Erst die Epigonen erreichen das, was Immermann erstrebt und sprechen auch darum so sehr an. Hier treten verschiedene Charaktere auf, wo der eine Verständige die Meinung des andern Gefühligen widerlegen kann, hier erzeugen sich wehmürhige, und jedenfalls immer klare und bestimmte Contraste. Der Dichter fühlt sich befriedigt und befriedigt dadurch auch den Leser. Es fehlt an

den alten Wirklichkeiten freilich auch hier noch nicht. Vieles ist auch nur da, um dem nächsten Kreis zur Poesie zu genügen, Flämmchen, die Alte, die Skelette, das sind Dinge, die Immermann selbst schon mißlungen und unausgeprochen scheitern, indem er sie aufsetzt: weil dies nur die Früchte einer nebulösen Einbildungskraft sind, weil der Dichter nicht fühlt, daß er damit etwas Reelles ausgesprochen hat. Aber der Arzt, der Priester, der Herzog, der Oheim, Wilhelmi, das sind Gestalten, in welchen er seine Seele ausgehaucht hat, wo sich Kopf und Herz begegnen, in denen poetische und ergreifende Dialektik webt.

Dies ist der Charakter der Immermannschen Poesie. Man nehme nun die Faktoren, aus denen sie besteht, so hat man das Bedeutsame seiner Raisonnements, diese anregenden Meinungsabgaben, welche in den Epigonen mit den Erlebnissen abwechseln. Der durchgreifende Ton aller der geistreichen, dem Romane einverleibten

Betrachtungen ist Unbehaglichkeit, eine Missstimmung, ohne Hypochondrie zu seyn, ein Gefühl, daß es anders seyn solle in zahllosen Dingen, als es ist, kurz ein malkontentes stilles Brüten, dem ach! sobald nicht Genüge kommen kann und wird, und wo es schon ein großes Glück ist, wenigstens für die Poesie davon einige bleibende, unsterbliche Vortheile zu ziehen.

---

v.

**Barnhagen von Ense.**

---



---

Man wird die von Barnhagen von Ense herausgegebene Gallerie von Bildnissen aus Kahr's Umgang und Briefwechsel gewiß nur mit einem anfangs ungünstigen Gefühle in die Hand nehmen. Man wird die Bärtlichkeit des Herrn Barnhagen für seine verstorbene Gattin wohl begreifen können, aber unwillkürlich dieser Pietät widerstreben, wenn sie stationär werden sollte. Dennoch leg' ich hier gern das Zeugniß ab, daß ich, so widerspenstig meine Empfindung gegen dies neue Buch war, mich dennoch tief in dasselbe verlesen und nicht anders als mit dem Gefühle einer mächtigen Stärkung des Geistes und Herzens von ihm ge-

trennt habe. Die Vorrede, mit welcher der Herausgeber diese Memoiren einleitet, begünstigt die Geneigtheit des Lesers nicht; denn es ist freilich keinesweges so richtig, was Herr Barnhagen über die Scheu der Zeitgenossen vor den Veröffentlichungen des Privatlebens sagt. Im Gegentheil, diese Scheu hat ihre vortreffliche Begründung, und wenn sie widerlegt werden soll, so bedarf es dazu sehr einleuchtender und dringender Motive. Herr Barnhagen mußte nicht gegen jene Scheu vor Veröffentlichung polemisiren, sondern die Gründe angeben, warum sich diesmal eine Ausnahme gestatten ließ. Wir danken ihm sehr für eine planlose Umänderung des Privatlebens, wo aller verborgener Staub an's Sonnenlicht käme, wenn dies Verfahren von keinem für die Kunst, Wissenschaft, Philosophie erheblichen Gesichtspunkte ausgehen sollte. Räthel war ein Phänomen. Aber diese Bildnißgalerie trägt durchaus nicht dazu bei, sie als



solches weiter zu erklären. Es ist darin von ihr wenig und im Wesentlichen fast gar nicht die Rede. Das Interesse soll sich auf Personen des obscursten Namens lenken, auf Landbediente, die mit der Frau in Briefwechsel standen, auf einige gute Freundinnen, einige Offiziere und Künstler, und im Grunde nur auf drei oder vier Namen, welche dem größern Publikum bekannt sind. Kurz das unmotivirte Interesse, welches wir an diesen Personen nehmen sollen, ist uns durch die Vorrede nicht klar und wird es erst durch das Buch selbst. Wir sagen nur, daß Herr Barnhagen ein Wesentliches unterlassen hat, und versprechen, durch das später Folgende sein Versäumniß nachzuholen.

Die biographischen Andeutungen über den Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und den Ritter von Geng sind Meisterstücke. Bei jenen liegt der Zauber in der Zuthat einiger Briefe von der Hand des Prinzen, bei diesen in einer Frei-

müthigkeit, die hier den Verfasser auf genialische Weise überkommen hat. Prinz Louis richtet an Rachel einige Briefe über den Charakter seiner Geliebten, die von einer so hinreißend schönen Gesinnung, von einer so heiligen Zerknirschung diktiert sind, daß sie jedes empfindende Herz zu Thränen rühren müssen. Ein Fürst von der edelsten Disposition, ausgestattet mit seltenen Gaben des Geistes, zugänglich allen ungemeinen Ideen, aber ohne Stoff für seine glühende Thatkraft und sich selbst verzehrend, sein Gutes sogar verzehrend, ein Charakter so heterogener Zusammensetzung, daß man nur im Alterthum, in der Zeit der Alcibiades, für ihn ein Gegenbild finden möchte. — dies war Prinz Louis. Aber seine Briefe an Rachel schließen uns noch mehr auf, ein Herz, das uns rührt, weil es resigniren kann, eine Empfindung, für welche man nur Worte hat, wenn man ihren äußern Ausdruck beschreibt, Lächeln durch Thränen, das rosige, scheinbar

hoffnungsvolle Anblick eines Wesens, das nichts mehr hofft. Prinz Louis zieht dem Heldentode entgegen: wie beichtet er über seine Geliebte! Nicht daß er sie anklagt, sich selbst verwundet er mit seinen Worten. Sie hätte ein gutes Herz, schreibt er, aber sie hätte es so tief in Verderbniß, ihm zu Liebe, sinken lassen, daß sie über jeden edlen Anflug ihrer Gesinnung erröthe, als müßte sie sich dessen schämen: auf der Tugend sich zu überraschen, setze sie in Verlegenheit: etwas Gutes zu sagen, schiene ihr schon so viel, als etwas Unpassendes sagen! An diese Klagen knüpfte sich die Entfagung der Welt, ein Ueberdruß am Leben, so aufrichtig und erhaben, daß man ihm glauben müßte, selbst wenn nicht der Schlachttag von Saalfeld kurz nach dem Datum des Briefes gefolgt wäre. Er hatte auf Alles verzichtet, nur auf Eines nicht, was er auch fand, den Tod.

Auch die Biographie des bekannten großen

Staatsgehülfen Genz (Staatsmann kann man ihn wohl nicht nennen) macht einen elegischen Eindruck. Also dies war jene conservative Philosophie und Beredsamkeit, die dem Geiste der Zeit die Spitze bot? Was Herr Barnhagen hier erzählt, ist neu, ächt, das hatten nur Wenige wissen können, und gut ist es, daß es jetzt Alle wissen. Dem Talent des Verstorbenen alle Achtung, immerhin, wenn man es nicht zu hoch anschlägt; seinem Charakter Mitleid! Dies war kein Mann; dies war ein Kind, ein verzogenes, naschhaftes, furchtsames, vor Vätern furchtsames, spielerisches Kind, ein Kind mit tausend Bedürfnissen, nicht böß, aber reizbar und in den meisten Dingen unerträglich. Herr Barnhagen schlägt das Talent seines Gegenstandes hoch an und sagt doch selbst so geistreich, es habe zwischen dem Tieffiane und dem Wize mitten inne geschwebt. Aber ein Talent, was weder das Eine noch das Andre von diesen beiden Gränzen ist,

was kann es viel bedeuten? Einen Katheder; kaum möchte der Verstorbene dazu tüchtig gewesen seyn. Phraseologie? Das ginge vielleicht. Jener Mann hatte den Vorsprung, daß die Adoption der englischen Politik, die Anerkennung Smiths für seine Zeit etwas Neues war. Er adoptirte Beides, ließ sich dafür bezahlen, und konnte sich auf die Länge doch in der That nur durch dasjenige halten, was zwischen dem Tiefsinne und dem Wize in der Mitte liegt, durch seine Mittelmäßigkeit. Sein Styl war glatt, weil dies in seinem Inhalte lag: er war glänzend sogar, aber vom Fett: wer kann läugnen, daß die berühmten Perioden dieses Mannes ein wenig schwülftiger und sogar schwerfälliger Natur sind. Was dieser Mann seinen Styl nannte, das ist kein Styl mehr, seitdem sich die Rhetorik aller Nationen durch ihre Geschichte revolutionirt hat.

Jetzt sollen aber die übrigen Bildnisse des

Buches nicht um soviel zurückstehen, als wir zwei davon herausgehoben haben. Einige Frauen ausgenommen, sind alle übrigen Charaktere sehr stark aufgetragen, durch sich selbst, durch die Zeit. Nicht Geschichte ist es, was sich hier darbietet, aber Leben durch die Geschichte, in ihr und bei einigen starken Seelen über die Geschichte hinaus. Es ist die interessanteste und eine zum großen Theil noch unbeantwortete Frage: Was war der Mensch, als Mensch, als ein Wesen mit Gefühl und Urtheil, zu jener Zeit als Rom fiel, als die Hierarchie stieg, als Unzähliges sich ereignete, das nur die Folge von Thaten, einzelnen Handlungen, Glück oder Unglück war, das die Menschen überraschte und die ganzen Menschen nicht absorbiren konnte? Dies zu sagen, ist der Zweck der Geschichtsphilosophie; denn der Zweck der Geschichte, den diese Philosophie doch bestimmen will, ist der Mensch und sein individuelles Leben, nicht die That oder

ein allgemeines ideelles Ziel. Wie wirkten Schlachten, Friedensschlüsse, neue Philosophien, nicht in der Politik und Wissenschaft, sondern im *Boudoir*, in der bürgerlichen, menschlichen Existenz, im Verhältniß zur Sonne, die ich alle Tage sehe, zu jenem Spaziergange, den ich täglich mache, und wenn es Staatenumwälzungen und leibhafte Göttersöhne regnete? Ich darf, am den Wunsch zu bezeichnen, nur auf seine Befriedigung verweisen, auf die denkwürdiger Details, welche diese Bildnißgalerie über die interessirte Passivität in der Geschichte veröffentlicht. Hier zieht sich individuelles Leben und Glauben, Hoffen und Meinen durch Perioden, die nicht historisch einseitiger seyn können; hier tritt man hinter die Coulissen der Tragödien und sieht die Mienen genauer an, welche man machte, als Cäsar fiel und ein Christus starb. Nur aber Gebildeten ist der geheime Zauber des Buches verständlich. Man muß sich für das Meiste die

eigenen Commentare geben und Maasstäbe besitzen, um verwandte und angränzende Verhältnisse ausmessen zu können.

Dies ist jedoch alles nur Lob. Es fehlt noch die Charakteristik; und diese schließt sich eng an Immermann's Epigonen. Wie unlieb es den Verfassern seyn mag, ich kann nicht verschweigen, daß der Grundton ihrer beiden Bücher ein malcontenter ist. Und diese Unbehaglichkeit liegt nicht einmal in der Zeit, sondern in Verhältnissen, die freilich so autorisirter Natur sind, daß sie einen großen Theil der Zeit ausmachen. Immermann kämpft mit erdichteten Personen gegen seine Umgebungen, Warnhagen mit wirklichen. Jener läßt die Phantasie, dieser die Vergangenheit sprechen. Beide streben nach Anerkennung, jener nach einer Anerkennung, die er noch nicht hatte, dieser nach einer, die er in gewissen Verhältnissen verloren zu haben scheint. So bedenklich es ist: diese Stimmungen müssen



genauer bezeichnet werden, sie dürfen sich nicht verstecken, sondern sie sollen sich geltend machen und so viel Muth entwickeln, als den Charakteren, die verstimmt sind, zu Gebote steht. Diese Bildnißgalerie ist ein polemisches Buch, und die Widersprüche, die sich von Berlin aus dagegen bereits erhoben, beweisen, daß man sehr gut verstanden hat, was Herr Barnhagen von Ense mit seinen Nabelreliquien eigentlich zu verstehen geben will.

Was will der Herausgeber mit seinen Bildnissen? Er will zeigen, was die Vergangenheit war, und nicht allein dies, sondern indirekt klagt er auch die Gegenwart an. Was hat er an ihr auszusetzen? Das ist eine Aufgabe geblieben für uns, ein Räthsel, welches man sich selbst lösen muß. Immermann hat sich schon deutlicher ausgedrückt; Jener sagt: „Das Unglück unserer Zeit besteht darin, daß die Regierten mehr Geist besitzen, als die Regierenden.“

Nun ist dies wohl zunächst kein Unglück; es wird erst eines, wenn die Regierenden glauben, den Geist, welchen die Regierten besitzen, sich nicht aneignen zu brauchen. Mit einem Worte, wenn etwas fehlte, so wär' es dies: daß die Autoritäten nach unten hin streben; und zwar negativ, statt daß wir seit Voltaire, Hume, Friedrich dem Großen bis auf das Jahr 1815 alle Pole gegen oben gerichtet sahen, mit positiver, die Wahrheit und die Ewigkeit suchender Richtung. Es fehlt der heutigen Regierungskunst die idealistische Tendenz, sie beschützt die Wissenschaft und die Kunst, aber sie macht sie nicht zu ihren Verbündeten; sie verräth nirgends, daß sie keine andern Rechtsfälle vertheidigen wolle, als die sie von der Freiheit und der Philosophie heischte. Es fehlt unserer historischen Existenz seit länger als zwei Dezzennien die schöne Färbung eines Strebens über das, was man hat, hinaus; man scheint dasjenige, was man besitzt, nur erhalten.

zu wollen. Die Literatur ist zurückgesetzt und auf eine lange Unthätigkeit verwiesen. Denn wo die Literatur nicht mehr die Möglichkeit hat, etwas verwirklichen zu können, da muß sie ohnmächtiger Schein werden und sich auf hermaphroditische Weise selbst befruchten. Ich klage Niemanden an: es mag in den Verhältnissen liegen und Niemand daran vielleicht mehr Schuld tragen, als die Literatur selbst.

Man müßte in zu viel mißliche Details eingehen, wollte man alle die Punkte bezeichnen, gegen welche Herrn Barnhagen's Mißstimmung gerichtet zu seyn scheint. Da würden politische, religiöse, literarische und conversationelle Fragen aufgeworfen werden müssen. Wir wollen nur als deutlich in seinem Buche ausgesprochen den Unmuth bezeichnen, den er über die Scheu vor dem Offenbaren empfindet. Man hat ihm Indiscretionen vorgeworfen, und er antwortet, indem er im Sinne seiner Gegner neue und größere,

als früher, begehrt. Er leidet an der fremden Verstocktheit, welche, den Werth der Zeiten nicht begreifend, auf ihre Archive ein siebenfaches Siegel legen möchte, und ächt aristokratisch es für eine Sünde gegen die Enkel hält, wenn man von den Großeltern sagt, daß sie menschlich dachten und empfanden, und größer noch, als wir. Wenn Herr Barnhagen nicht ganz gerechtfertigt dastehen sollte, so wäre dies nur aus dem Grunde, weil er seine Absichten nicht bezeichnet und freilich nur in einer redseligen Mittheilungslust befangen scheint, die Niemand begreifen kann, der nicht weiß, was dahinter verborgen ist. Wenn er behauptet, man solle sich nicht vor der Vergangenheit fürchten, so ist das nicht genug. Er muß mehr sagen. Er muß sagen, daß er der Gegenwart einen Spiegel vorhalten wolle, daß er in dem Neuen etwas vermisse, worauf er uns durch die Erinnerung an das Alte aufmerksam machen möchte. Wir fordern Herrn Barn-

hagen auf, gegen seine Gegner und Verehrer gleich aufrichtig zu seyn, und die Gelegenheit der Angriffe auf sein neues Buch dahin zu benutzen, daß er so offen wie Immermann sein Verhältniß zu der Tageslage ausspreche. Er denke sich einen Staatsmann, der etwa sagte: Ach, was Schriftsteller! Wir brauchen keine Schriftsteller! Und gegen diesen richte er, was er zu sagen hat, und was ihm gewiß schon längst auf der Zunge brennt! —

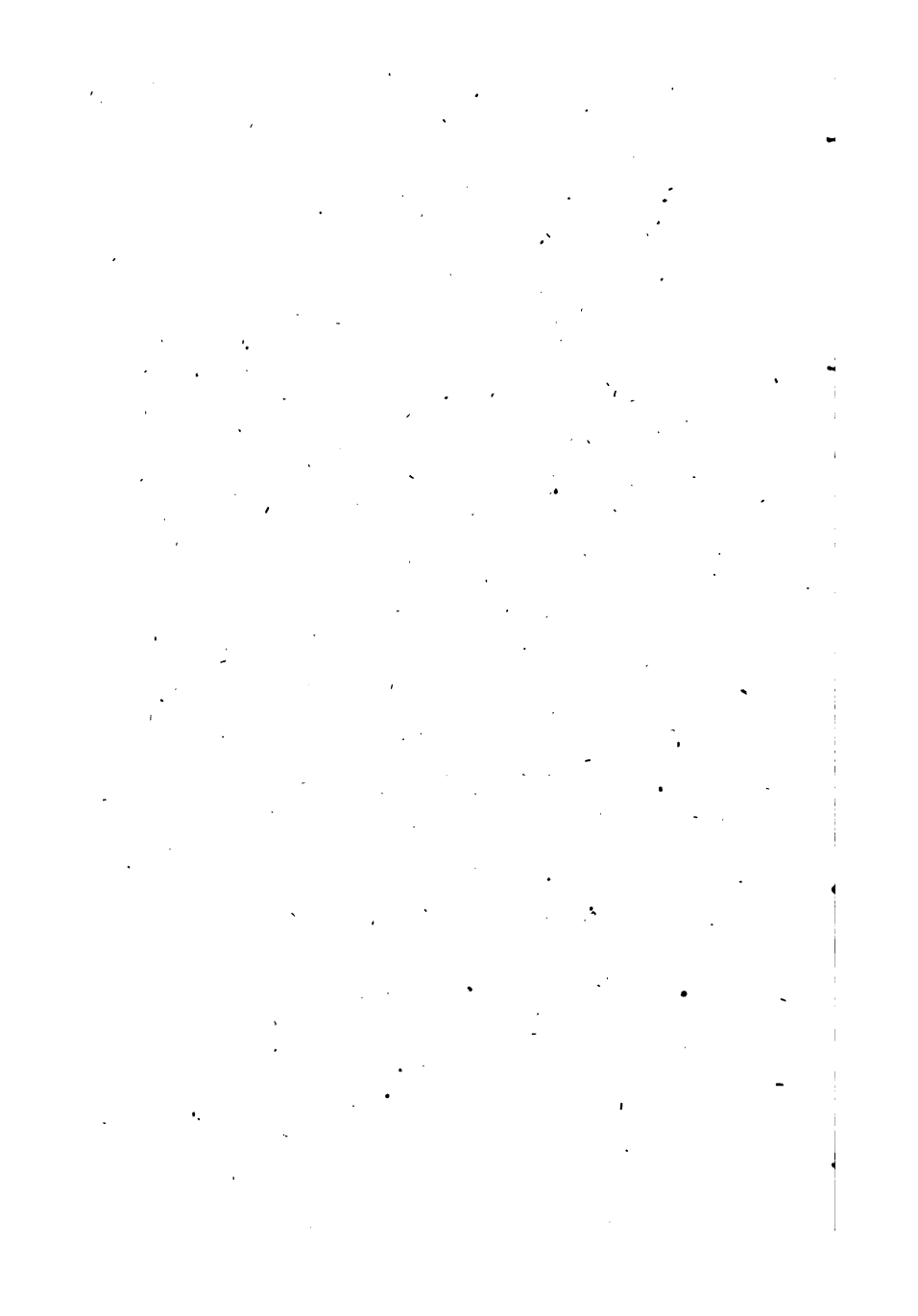
---



VI.

**Leo und Diesterweg.**

---





---

Die Lorinser'sche Fehde wegen der Unterrichtsstunden und der Schwindsucht in den Gymnasien ist noch lange nicht beigelegt und schon entspinnt sich ein neuer Kampf, welchen Schulmänner über die Universitäten führen. Alles was man gegen Lorinser gesagt hat, kommt auf keine Beweisführungen, sondern auf mehr oder minder dreiste Versicherungen zurück. Die Gymnasiallehrer, die gegen ihn geschrieben haben, werden sich nur durch ihr vorgesetztes Ministerium die Stundenanzahl, die einmal für den Unterricht bestimmt ist, nehmen lassen, und sie haben Recht, auf diese Zahl eifersüchtig zu seyn, weil sich ohne eine allgemeine Veränderung unseres

Erziehungssystemes die Masse des Stoffes, der gelernt werden muß, schwerlich anders überwinden läßt. Die Streitfrage über die Universitäten ist schon lange an der Tagesordnung. Seit Kurzem etwas eingeschlafen, wachte sie in zwei Schriften mit so viel Lebhaftigkeit wieder auf, daß sich darüber eine hitzige Debatte entzündete. Wir meinen die beiden Schriften von Diesterweg und Leo.

Herr Diesterweg, Seminaradministrator in Berlin, und mannigfach verdient um den deutschen Elementarunterricht, griff die gegenwärtigen Universitäten in einer kleinen Schrift mit wohlmeinender und muthiger Gesinnung an. Er zeigte zuerst, was die Universitäten seyn sollten, und schilderte darauf, was sie sind. Er beantwortete die Frage: Was braucht man zu lernen? Er reduzirt den Stoff des Universitätsunterrichts auf feste traditionelle Ueberlieferungen, schließt alle Erörterung schwebender polemischer Fragen aus, und verlangt endlich mit Franz Thieremin,

um einen nützlicheren Wechselverkehr zwischen Lehrenden und Lernenden zu erzielen, die Einführung der dialogischen Methode. Herr Diesterweg will die Universitäten zu pädagogischen Instituten machen. Er verlangt von den Professoren, daß sie nicht gerade Watabore ihrer Wissenschaft zu seyn, aber desto mehr Lehrertalent zu besitzen brauchen; er verweist die eigentlich spekulirende, erfindende, die höhere Gelehrsamkeit auf Akademien. An diese Vorschläge reißen sich Schilderungen des gegenwärtigen Universitätslebens, die mit den grellsten Farben aufgetragen sind. Die Universitäten sind für ihn nicht bloß unnütze Treitmühlen, was die Wissenschaft betrifft, sondern auch stinkende Kloaken, was die Sitten betrifft. Er steigt bis in die schmutzigsten Details hinunter, um seine Anklagen zu rechtfertigen; und mit Billigung würden wir ihm auch dahin folgen, wenn nur seine Anklagen gerecht sind.

Herr Leo, der bekannte Historiker, erklärt sie in einer so eben erschienenen Gegenschrift für ungerecht, anmaßend und frech. In seiner bekannten rücksichtslosen Manier sucht Herr Leo alle Beschuldigungen des Anklägers zu widerlegen. Herr Leo vertheidigt nicht, er will nur entschuldigen; er will nur nachweisen, daß die Vorschläge des Herrn Diesterweg für die Universitäten auf einer gänzlichen Unbekanntschaft mit diesen Anstalten, wie sie waren, beruhen; er widerspricht der allerdings wunderlichen Behauptung, daß der gegenwärtige Zustand der Universitäten verdorbener wäre als früher, und beweist aus der Geschichte dieser Institute, daß die Gemeinheit und Barbarei, welche ehemals auf den deutschen Universitäten herrschten, für unsere Zeit etwas Unglaubliches und um so mehr etwas Unmögliches wäre. Herr Leo bewährt sich auch in dieser Schrift wieder in eigenthümlicher Gewandtheit, und man kann gar nicht in Abrede

stellen, daß Herr Diesterweg von ihm, wenn auch nicht in seinem guten Willen, doch in der Schrift, wodurch er diesen ausdrücken wollte, auf eine siegreiche, beinahe ergößliche Weise widerlegt ist.

Der Unterschied zwischen beiden Ansichten ist der, daß Herr Diesterweg das Uebel in den Professoren, Herr Leo in den Studenten findet. Der Erste wirft den Professoren Unfähigkeit, Gemeinheit, Egoismus vor; der Letztere dieselben Eigenschaften den Studenten. Herr Leo sagt: Wir bekommen die Studenten aus den Hauptstädten und der Provinz, aus der untern Sphäre sehr oft versteckte, gemeine und aus dem Halse riechende Charaktere; aus den höheren verzogenen, längst schon sinnlich erregte, oft bereits liebliche Charaktere; wie soll man auf Menschen wirken, die sich schon in dem Grade Selbstständigkeit zutrauen, daß sie die ihnen mißfallende Aeußerung eines Professors mit Fensterinwurf bestrafen? Herr Diesterweg wird wahrscheinlich

darauf antworten, daß man den Studenten den Raum nehmen müsse, ihren gemeinen Sinn auf eine solche Weise kund zu geben; daß man die Universitäten in höhere Lehranstalten mit pädagogischer Disciplin verwandeln, und in einem Staate, wo Alles gehorche, auch diese Uebermüthigen zum Gehorsam zwingen müsse. Dies stellt Herr Leo vielleicht nicht in Abrede, beklagt aber dann, daß mit der Veränderung der bisherigen Gestalt der Universitäten auch den jugendlichen, für das öffentliche Leben sich bildenden Gemüthern die Möglichkeit einer festen Charakterentwicklung genommen würde, die Möglichkeit, gut und gescheidt zu werden durch sich selbst.

Die Intention des Herrn Diesterweg ist wahrlich lobenswerth. Er verlangt Turnplätze, Korporationen, große Ideen, die das Gemüth der Studenten ergreifen müßten. Er spricht mit humaner Wärme und Entschuldigung über die Verirrungen der Demagogie, er ist für Reli-

gion und Sittenreinheit schwärmerisch eingenommen. Mein die Blößen seiner Schrift liegen in einer Angewöhnung, die er seinen Beiträgen zur pädagogischen Literatur verdankt. Diese Herren Philanthropen und Volksschulen-Seminar Direktoren schreiben sich bei ihren meist für sehr beschränkte Köpfe bestimmten Büchern in eine eigene Ansicht und Behandlung der Dinge hinein. Das ewige Constituiren, Verfassen von Schulplänen, das Classifiziren gewöhnt an eine vorschnecke und dreiste Art, das Vorhandene zu negiren und im schwärzesten Lichte zu sehen. Ein Tutor für Schullehrer hat immer eine polemische Miene, ist immer Diktator, baut, reißt ein und pflegt sich in seine Felder fast immer zu verschwären. Den guten Schneidern und Ledernewebern, die plötzlich auf die Idee kommen, Schullehrer zu werden, muß man die Dinge ziemlich klein zerschneiden, bis sie sie hinunterbringen; man muß ihnen immer sagen, erstens,

zweitens, drittens, man muß, um ihnen Begeisterung zu geben, das Trivialste in die Form einer neuen Erfindung kleiden und von der Declination und der Conjugation immer so sprechen, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Denn ohne den Enthusiasmus eines Selbztuges gegen das Vorhandene kann man auf diese bleiernen Menschen nicht wirken; das Licht, welches man ihnen aufstecken darf, muß immer eine Brandfackel seyn, sonst kommen sie nicht in rechten Athem und schonen ihre Zungen. Man nehme alle Schriften von Türk, Zerrenner, Diesterweg, Harnisch, Denzel u. s. w., man wird hier immer einen Ton antreffen, der gefährlich ist, wenn er die Sphäre der Schule verlassen und sich auf höhere Fragen werfen wollte. Die Polemik entsteht hier zuletzt immer freilich aus einer guten moralischen Intention. Diese stürmt aber, stolz auf ihr gutes Gewissen, auf eine Welt einher, die plötzlich voller Mißbräuche



steckt, und konstituiert dann in's Blaue hinein eine Menge von Abhülfen der vermeintlichen Uebel. Herr Diesterweg macht es so mit den Universitäten. Er bricht den Gegenstand so ziemlich über's Knie und macht sich, wo man seinen guten Eifer redlich anerkennen muß, durch die taschenspielerische Geschwindigkeit lächerlich, mit welcher er in fünf Minuten das deutsche Universitätenwesen organisiert. Da heißt es: 1) Christlicher Sinn muß eingeführt werden, 2) Herablassung der Professoren, 3) Sittlichkeit der Studenten und solcher Abstraktionen mehr, die sich freilich erzielen lassen, aber nur durch konkrete, ihnen zu gebende Unterlagen. Herr Leo hat diesen Nebulismus mit gerechtem Eifer gezeißelt.

Wenn man sich aus beiden Schriften ein Resultat ziehen soll, so wird man immer sagen müssen: So lange unsere Verhältnisse in Kirche und Staat keine Umgestaltung des Erziehungswesens erlauben oder verlangen, so lange wird

man immer von einem annäherungsweise Verfahren sprechen müssen, wenn einmal eingestanden ist, daß es entweder ein zukünftiges Ziel für die Universitäten gibt, oder doch, daß sie in ihrer gegenwärtigen Lage einige Veränderungen erleiden müssen. Wer wie ich davon überzeugt ist, daß moralische Tugenden; z. B. Gemeingeist, Religion, innerer und äußerer Anstand sich nicht durch rhetorische Hebel, durch Paränesen, durch Lamentationen und Preisaufgaben, sondern nur durch eingreifende Fakta und allgemeine Tendenzen erzeugen lassen, der wird immer darauf zurückkommen müssen, daß für's Erste die Universitäten einer solchen Einwirkung sich nicht zu gewärtigen haben, und daß es schon alles Mögliche ist, wenn man das Ueberwuchernde von diesen Anstalten fortschneidet, und ihre schädlichen Wirksamkeiten auf ein Minimum reduziert. Herr Diesterweg spricht von Hochbildern, Hochideen — das sind Riesen, die wir nicht aus dem

Kermel schütteln können, sondern die von selbst in die Welt einziehen müssen. Die Universitäten sind keine isolirten Anstalten, sie können sich keine Separatbegeisterungen produziren, sie müssen das Große und Entzündende aus den Kreisen um sie her entlehnen, wenn sie auch die Fähigkeit haben, es schöner und edler darzustellen, als irgend andere Korporationen. So lange diese eingreifenden Momente fehlen, soll es aber wenigstens möglich seyn, sie der Wissenschaft zu entlehnen. Die Neuheit des Wissens, ein tiefes Philosophem, ein glänzender, entweder auf das Gedächtniß oder die Willenskraft der jungen Männer wirkender Vortrag, kann wenigstens momentan ersetzen, was sonst nur die Wirkung einer großen Zeitidee ist. Kenntnisse, Sitten und Anstand werden überall folgen, wo man den Stolz des Lernens und des Wissens empfindet. Und weil das Schwierige nur das ist, daß das Feuer gar bald verfliegt und der ju-

gendliche Aufflug selten weiter als bis zum nächsten Berge kömmt, so sollten die Lenker der Universitäten darauf bedacht seyn, dem Idealismus Stützen zu geben, positive Unterlagen, die in Vereinen und mancherlei Hülfsmitteln, über die man wird nachzudenken haben, bestehen müßten. Man gebe dem Leben der Studenten Beziehungen, man veranstalte Versammlungen, kurz man suche die Indolenz gefangen zu nehmen und das Gute, was sich doch in der Mehrzahl finden wird, so zu absorbiren auf gemeinschaftliche Zwecke hin, daß selbst das Böse und Träge sich dem Anschlusse nicht entziehen darf und kann. Die Formen für dies System können wir hier nicht angeben; allein diese Aufgabe ist es, die man sich stellen muß, wenn man nicht anders der Meinung ist, daß die Universitäten nicht besser seyn können, wie sie sind.

Der größte Nachtheil, den Herr Diesterweg in Vergleich mit seinem Gegner hat, ist der

Mangel an psychologischem Blick. Es ist das auffallend an einem Manne, der sein Leben der Jugenderziehung gewidmet hat. Es scheint, als verfehe er sich nur mit Schwierigkeit in den Gedankengang eines jungen Mannes, der die Universität bezieht. Es ist gerade nicht die Freiheitslust, die wir in Schutz nehmen, da wir nicht einsehen, warum ein zwanzigjähriger Student eine größere Freiheit genießen soll, als ein zwanzigjähriger Commis; aber die Art, wie man lernt, wie man Etwas wird, wie man jene Uebung der Denkkraft erhält, welche von Herrn Diesterweg doch so eifrig beantragt wird, dieser ganze Prozeß in der Seele des Jünglings scheint ihm unbekannt zu seyn. Er verlangt, daß der Student durch den Dialog lerne; aber diese Form des Unterrichts ist dem Studenten durch seine Gymnasiallaufbahn so verleidet, und die Fähigkeit dazu in ihm schon so platt getreten, daß er sich beim Beginn seiner akademischen Laufbahn

gerade nach recht viel Positivität und Systematik fehlt, daß er gerade durch das Hestschreiben Ueberblicke und Standpunkte gewinnt. Dazu kommt, neben der Lust am Systeme, in diesen Jahren eine oft feberhafte, dialektische Sucht. Nach dem ersten Semester wird der fähige Student gewiß immer ein rechter Klopffechter mit Worten werden, ein polemischer Säuler, der überall anbindet, und zu zweifeln und wunderbarlich zu kombiniren beginnt. In dieser Periode täglich mit ihm zu debattiren und auf sein Studium in die Debatte zu sehen, hieße recht eigentlich ihn zum Confusionair und Windbeutel machen. Man höre nur in den philologischen und theologischen Seminaren das bittere und erhitze Disputiren; man beobachte die Winkelzüge und Seitenschliche der Opponenten gegen die, welche eine These zu vertheidigen haben, und den ängstlichen Moment, wenn sich die Parteien vorbeissen und starr an einem Satze festkleben, den man

so weit herumgezerrt und verdreht hat, daß der Professor selbst nicht anders kann, als statt ihn zu lösen, ihn zu durchhauen, so wird man froh seyn, daß der Streit hier von jungen Männern ausging, die drei Jahre lang vor dem Katheder des Professors geschwiegen, gelernt und mit mehr oder weniger Vertrauen sich an die Passivität eines Systemes gewöhnt haben. Dies nicht zu wissen, verräth keinen Scharfsinn und läßt glauben, daß Herr Diesterweg seine Studentenzeit längst vergessen hat. Er scheint die Vorstellung zu haben, daß die Studenten gute, fromme und wißbegierige Kinder sind, und überfieht dabei, daß die ganze Kenglichkeit unserer gelehrten Erziehung, wie sie bis zum Abituriatexamen fortgeführt wird, dies Quälen und Niederdrücken der erwachenden Jugendkraft, dies ewige Tagerlöbner, Präpariren und Gerüstaltwerden, endlich wie glühender Wein den Boden des Fassos ausschlägt und der Jugendseele Luft verschafft.

Für die geschicktesten Köpfe ist die Universitätszeit selten mehr gewesen, als endliche Ruhe, endliche Gelegenheit, Lust zu schöpfen und zu lernen, und zu werden, wie und was man will. Man belegt die Vorlesungen des Professors und hält selten bis zum Schlusse aus. Man fängt schon an, sich mit Freiheit in die Bücherwelt hinein zu arbeiten, und wird bald anfangen, sich zu sagen: daß der Professor, wenn er etwas Neues entdeckt hat, gewiß nicht wird unterlassen haben, es in einem Buche, das man ja zu Hause lesen kann, zu veröffentlichen. Wenn diese Schlussfolgerung auch nicht richtig ist, so muß Herr Diefterweg doch bei seinem Mangel an pädagogischer Psychologie erstaunen, daß sie fast immer von den Köpfen gemacht wird, die sich in Zukunft als die besten bewähren.

Es findet sich wohl einmal Gelegenheit, Bemerkungen dieser Art weiter fortzuführen.

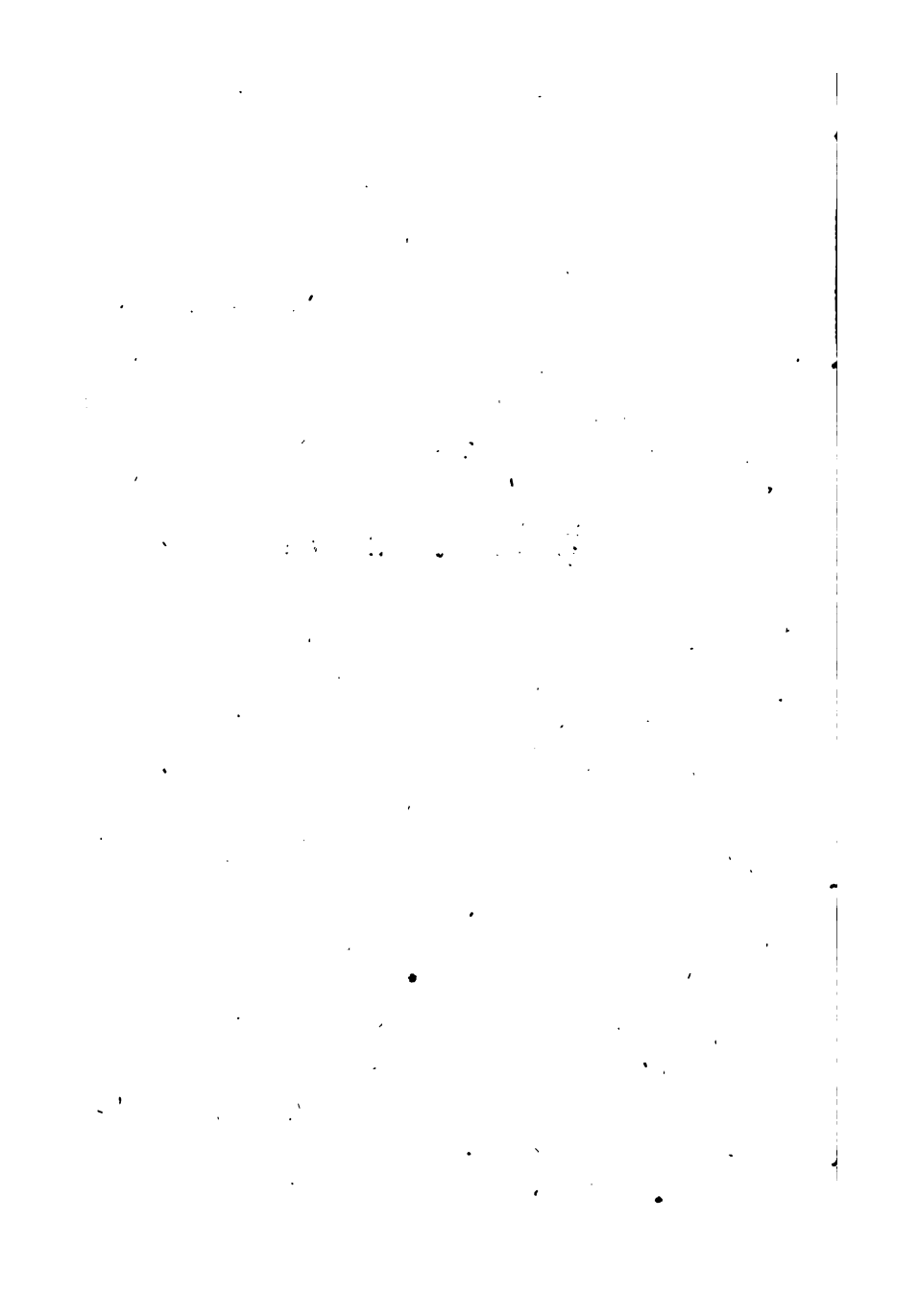
---



VI.

S. S e i n e.

---



---

Heine ist (seinem Denunzianten zufolge) auf den Punkt gekommen, wo ihn sich sein Oheim dachte, als er, wenn es wahr ist, sagte: Hättest Du was gelernt, brauchtest Du keine Bücher zu schreiben! Hätte sich Heine mit dem „schwarzen Ungehängten“ (Siehe seine Reisebilder Th. I.) associirt und lieber in Kaffee, Thran und Indigo gemacht, als in Mondschein, Pariser Zuständen und politischen Eulenspiegelereien; so würde ihn zwar auch die nordamerikanische Krisis haben werfen können; allein er hätte doch in Güte sich mit den Creditoren abfinden, vom schwarzen Brett der Failliten sich wieder auslösen und mit der Zeit an die Börse kommen können.

Allein als Autor! Als geächteter und sequestrirter Publizist, von einer hohen Behörde zu Protokoll genommen, angewiesen, seine Schriften für das halbe Deutschland von einem einzigen Sensor, Herrn Hofrath John in Berlin, prüfen zu lassen — da hat Sakomo Heine Recht gehabt. Denn hätte er jetzt was gelernt, nämlich was indoffirte, trassirte und gerittene Wechsel sind; dann braucht er nicht drucken zu lassen, daß er umkäme, wenn die preussische Präventivmaßregel nicht aufhörte! Dier wär' er auch nur Advokat in Hamburg geworden, so hätte er jetzt andre, als seine eignen Prozesse zu führen. Er hätte ja doch alle Monat einmal ein Gelegenheitsgedicht machen können. Das wollte aber frei sein, wie der Vogel im Walde, war blind von dem Schatten des Lorbeerkranzes, den man dem jungen Dichter aufsetzte; das kündete so fort, griff Fürsten und Herren an, machte die Religion zum Spott, ließ sich eine St. Sima-

nische Mäße aus Aegypten schiften, blieb so lange in Paris, daß der Paß abließ und aus einem Spaziergang ein Exil wurde, hat nun Kaiser und Reich gegen sich ausgebracht, und — steckt voller Schulden und Finanzverlegenheiten, die Ebi ers, der auch vom Maßbaume der Politik herunter gegliiten ist, nicht mehr berichtigen wird!

Heine hat sich dem deutschen Publikum von jeher mit seinen Fehlern und Tugenden wie ein poetisches Kind gezeigt. Man ist so vertraut mit seinem Lauffchein, seiner Mutter, einer geb. von oder aus Geldern, mit seinen Studentenjahren und seinem Pariser Comfort. Sein ganzes Leben liegt vor uns wie eine bunte Landkarte aufgerollt. Damit stimmt nun sein Gesändniß, daß er kein Geld mehr hätte, nicht zusammen. Freilich sind wir Deutsche nur poetisch bis zu einem gewissen Grade. Daß wir nun auch denken sollten: Wie viel Liebes und Gutes

hat nicht Heine geschrieben, wie rührend ist sein Scherz, wie drollig sein Pathos, wie lächerlich sind seine Thränen, wie wunderbarlich und anziehend alle seine Geberden! Und was wäretun statt Goethen und Schillern und Lessingen ein Denkmal aus Stein zu setzen, es so zu machen, wie die Franzosen mit Berner, und Heinen ein Landgut kauften, oder so wie die Engländer mit Walter Scott, und ihm seine Schulden bezahlten — dazu werden wir Zeitlebens zu ungefährdet sein. Die Regierungen beschränken Heines Thätigkeit, weil es das öffentliche Wohl verlangen soll; allein kein Staatsmann wird so roh oder eingebildet sein, Heines außerordentliche Geistesgaben und seine künftige Genugthuung, die ihm die Literaturgeschichte geben wird, in Zweifel zu ziehen, wie denn grade von der kühnsten politischen Intoleranz, von Geng, das authentische Geständnis vorhanden ist, daß er für Heine nicht bloß eingenommen war, son-

dem schwärzte, daß sein Alter sich in Heines Buch der Lieder verfängte und daß selbst in seinen Irrthümern und Uebertreibungen ein eigenthümlicher Reiz von Wahrheit und Natur läge. Niemand würde uns hindern, Heinen bei einem Pariser Hause so lange eine Pension auszumachen, bis das polizeiliche Interim abgelau- fen und dem Staate genuggethan wäre. Aber noch keinen rothen Heller werden die Deutschen zusammenbringen. Dafür gibt es viele Gründe.

Einmal sagen die Liberalen: Ja, wenns noch Börne wäre! Nun hatte aber Börne diese deutsche Großmuth glücklicher Weise nicht nöthig; denn er brauchte wenig und hatte das, was er brauchte. Er konnte gut den Verlauf der Dinge mitansehen! Er konnte gut Briefe aus Paris schreiben! Daß Heine schwach ist, glaub ich wohl; denn wir sollen nur menschliche Maßstäbe an Menschen legen. Nicht charakterlos ist er nicht. Selbst das Unglück, woran er jetzt

leidet, macht ihn nicht feig. Ich hab' ihn nirgends bitten oder betteln sehen.

Dann haben wir Deutsche gar eigne Begriffe von Dichtern und Cicaden, von Nothor und Ambrosia, von poetischen Mällern, die vom Winde leben; und doch zeigt uns jede Seite in der Geschichte unserer Literatur, daß unsre edelsten Geister mit den erbärmlichsten Lebensverhältnissen kämpfen mußten. Goethe hat darum auch so abscheulich gewirkt, daß er den am weitesten im Vorgrunde Stehende war und Niemand ihn von menschlichen Rücksichten, weil sie ihn gar nicht plagten, bedrückt fand. Dadurch haben wir uns bei unsern großen Geistern nur on theatralesche Representation gewöhnt und nie daran gedacht, sie mit menschlichen Zuständen in Zusammenhang zu bringen. Später zogen sich gar die Fürsten und Hofleute von der Literatur zurück. Die Periode des Wissenens begann.



Jean Paul würde jetzt keine bairische Pension mehr gezogen haben, wenn sie nicht Dalberg in seiner Capitulation mit der Krone Baierns ihm ausbedungen hätte. Die Schriftsteller wurden entweder Vielschreiber, und hielten sich durch die Masse ihrer Produktionen; oder sie gewannen durch den Buchhandel bedeutende Summen, wenn sie auch weniger schrieben und nur recht gelesen waren. Die Literatur spaltete sich in Parteiwesen. Die Regierungen machten im Interesse der Grundsätze, auf welche sie gebaut sind, der freien Circulation einer anffähigen Literatur den Garauß. Sie hatten Recht in ihrem Rechte; aber was thatet ihr, die ihr als Parthei die bebrängten Autoren die Euern genannt hattet? Ihr sagtet: Börne verdiente, der Pariser Briefe wegen, unsre Hülfe nicht, selbst wenn er ihrer bedurft hätte. Ich aber sage, er schrieb seine Pariser Briefe nur deshalb so heftig, weil er mußte, selbst von seiner

Parthei würde ihm kein Vorschub geleistet werden, so oder so! Lebte Jean Paul noch unter uns und hätte durch irgend einen Nachtrag zu den „Dämmerungen“ seine Pension verscherzt; würdet ihr sie ihm gezahlt haben? Nein, armer Jean Paul, die Deutschen vergleichen die Dichter mit den Göttern, die irdischer Speise nicht bedürfen. Setzt erheben sie z. B. Friedrich Rückert, der von seiner Armuth in seinen Gedichten ebensoviel spricht, wie Heine jetzt in seiner Prosa. Rückert hat eine Professur der orientalischen Sprachen, von der er nicht leben kann. Er muß arbeiten, er muß Euch den ganzen Orient in Verse setzen. Der Gott in ihm ist freilich seinem Geist so treu, daß er selbst den gezwungenen *W i e l s c h r e i b e r* nicht verläßt. Ihr seht das Alle, schickt ihm Ehrenbecher und — keinen Wein dazu. Habt ihr nicht so viel Bartsgefühl, Rückerts Lage so zu heben, daß er durch die Hülfe nicht beleidigt würde? Es gibt

der Mittel genug, hier zu wirken und dabei doch discret zu seyn.

Man hat gesagt, daß die gegenwärtige deutsche Schriftstellerepoche nur dazu bestimmt scheint, einer zukünftigen den Weg zu bahnen; Großes werde aus ihr nicht gedeihen; sie werde den Graben füllen müssen, über welchen ein andres Geschlecht zum Siege kömmt. Und ich glaube es von Herzen. Jene Misere, die Heine nun aufgedeckt hat, wird mit an dieser Unzulänglichkeit Schuld tragen. Die Zahl von Schriftstellern, welche eine Rückwand am Staate haben, der sie als Beamte oder Pensionäre besoldet, wird immer kleiner. Noch leben: A. W. v. Schlegel, Steffens, v. Kehnues, Lieck, Ed. v. Schenk u. A. Der Nachwuchs, was man rings an Talenten erblickt, muß schon suchen, sich auf eigene Hand zu befestigen, und wie soll er es, wenn die öffentlichen Thatsachen sich ihm nicht zuneigen! Werben es diese? Ich

zweifle. Das Mißtrauen gegen die Literatur ist Regierungsmaxime geworden. Man lese nur die fürchterlichen Beschuldigungen derselben, wie sie von Löffler in seiner Gesetzgebung der Presse im beinahe offiziellen Tone gegeben werden.

Blicken wir in einer solchen Gedankenverbindung noch einmal auf Heines Brochüre und den Salon III. zurück, so beschleicht uns ein tiefes Mitleid mit dem deutschen Literaturreisen, wie es sich seit einem Decennium gestaltet hat. Diese schönen metallenen Worte, diese zarten Bilder, diese reizenden, neckenden Wendungen, die ganze Frühlingswärme des Heinschen Gemüthes — und dagegen die Eiskälte unsrer täglichen Erfahrungen, die grobe Angeberei an der Spitze der populären Kritik, die Einschüchterung des Buchhandels, die Grundsatzlosigkeit der Preß-Gesetzgebungsbegriffe, die Entfremdung der öffentlichen Thatsachen, die eher das

Literaturwesen vernichten als begünstigen möchten und jedenfalls unter Regelung derselben ganz formelle und mechanische Hülfsmittel, die Niemanden nützen und Allen schaden, verstehen; was bleibt da für Trost und Hoffnung übrig? Vielleicht, daß diese Krisis vorübergeht. Vielleicht, daß noch eine Zeit kömmt, wo die Literatur ihre Geburten nicht mit Angst auf offener Straße ablegt, wo die Gefahr überstanden ist, als könnte vor lauter Parthei- und Zeitungswesen, vor lauter Tendenzen, wie Mysticismus und Materialismus, vor einer Politik der bloßen Administration und des Beamtenwesens, vor lauter Entfremdung der auf ihre bedrohten Vorrechte bedachten Machthaber sich gar kein einiges behagliches und im Zwecke unverdächtigtes Schriftwesen mehr aufrecht erhalten. Bis dahin kann man denn auch nichts anders thun, als denen, die die Feder schon einmal ergriffen haben, rathen, daß sie an kleinen und harmlosen Auf-

gaben ihre Kraft sich erhalten mögen; denen aber, die begierig sind nach Schriftstellerruf und Defensivlichkeit, daß sie lieber ein Handwerk treiben, lieber graben und Schiffe ziehen mögen, als unter jetzigen Verhältnissen glauben, mit dem Dichterruhme sich eine Stellung erwerben zu können. Wie oft bieten sich uns nicht junge Talente zur Theilnahme am Literaturwesen an! Ich ermuntere Niemanden. Sie mögen dichten und denken; sie mögen aber die Welt so nehmen, wie sie ist und sich mit dem Bestehenden aufs bedächtigste abfinden. Man kann der literarischen Jugend Deutschlands wahrlich keinen aufrichtigeren Rath ertheilen.

Als Heine diesen Aufsatz gelesen hatte, rief er mit komischem Schmerze aus: Ach er wird meinem Credit schaden!

---

VIII.

**E h. M u n d t.**

---





---

Es liegt in der Schrift: über die Kunst der deutschen Prosa, mehr, als eine bloße Ergänzung Abelungs. Mit sympathetischer Dinte hat Mundt neben seinen Erörterungen über Styl und Periodenbau, über Wortfügung und Wortbildung und die Geschichte aller dieser Dinge noch auf die scheinbar weißen Ränder seiner Schrift eine geheimnißvolle Betrachtung geschrieben, die Jeder verstehen wird, welcher sie von der rechten Seite gegen das Sonnenlicht hält oder jenes Aezmittel kennt, mit welchem man hier das Unsichtbare in Farbe verwandeln kann. Mundt spricht über den Styl unsrer Zeit und meint damit ihren Charakter. Indem er nur

von der Form der Gedanken spricht, läßt er ahnen, was er über ihren Inhalt denkt. Sein Buch ist eine wehmüthig = stolze Protestation gegen Thatsachen, welche damals, als er den Gedanken desselben faßte, die Zukunftshoffnungen unsrer Literatur auszulschen drohten. Die Wolken werden aber lichter, die Bläue des Himmels trägt sich allmählig stärker auf, und ich denke, vieles von Mundt in diesem Buche Gesagte muß zurückgenommen und sogar die ganze Tendenz desselben von ihm aufs Neue geprüft werden.

Die gegenwärtige deutsche Literatur läßt sich in zwei Fraktionen theilen. Jede denkt, die Zukunft wird ihr gehören. Jede will im Besitze der alten Geheimnisse sein, die uns das goldne Zeitalter unsrer Literatur hinterlassen hat. Es sind zwei Mönchorden, die darüber gegeneinander streiten, sie hätten die ächten Reliquien der Heiligen. Es sind zwei Concilien, wo sich die

Cardinale des Einen für die Gültigkeit ihrer Papstwahl auf Rom berufen, den alten Sitz der Welt Herrschaft, die Andern auf das Schwert des Kaisers, gegen welches alle Geister der abgeschiedenen Traditionen nichts ausrichten werden. Die eine Partei erwartet das Heil der Literatur von dem Gedichte und die andre von der Prosa.

Es hat sich dieser Gedanke seit fünf, sechs Jahren jetzt allmählig zu einer förmlichen Thatsache festgestellt. Die Schwäbischen Poeten, mit ihrem östereichischen, sächsischen und pommerischen Anhang, haben die Vergangenheit, die Tradition, Herrn von Cotta und die goldenen Ränder des Musenalmanachs für sich. Sie verlassen sich auf die Frauen, auf die Schullehrer, auf die Schauspieler, auf die Gymnasiasten, welche bei öffentlichen Prüfungen Gedichte deklamiren. Die Stammbücher, die Mustersammlungen, die Componisten sichern diesem lyrischen Dichterschwarm eine gewisse Abrundung und Fer-

tigkeit, die sich dem Gedächtniß einprägt und immer ein gewaltiger Vorsprung ist, wenn man bedenkt, daß Goethe, Schiller, Bürger und Andere gleichfalls Gedichte geschrieben haben, die vom Volke auswendig gewußt werden und in saubern Einbänden hinter den grünen Vorhängen unserer Bibliotheken stehen.

Nun hat aber Goethe seine Gedichte nur bei-  
läufig gemacht und sich weit mehr mit Dramen,  
Romanen und Forschungen beschäftigt. Von  
Schiller existiren nicht unwahrscheinlich viel Tra-  
gödien, sogar ein halber Roman und einige Lust-  
spiele aus dem Französischen. Herder nun gar  
ist Classiker in einem ganz andern Betracht, als  
sich jene Fraktion den Classiker vorstellt. Jean  
Paul hat nie einen Vers geschrieben, Hoffmann  
auch nicht, auch Thümmel nicht, auch Hippel  
nicht, Lied ganz schlechte, aber viel anders Vor-  
treffliche in Prosa, ja es scheint, als hätte die  
andre Partei, welche die literarischen Ansprüche

auf das Gebiet der Prosa begründet, unendlich mehr für sich, als die lyrischen Dichter. Mundt, Laube und manche andre Kritiker vindiziren dem Horizonte ihrer Thätigkeit die Fernsicht der literarischen Zukunft. Sie sagen, es gäbe literarische Keime nur noch in der Prosa, nicht im Verse.

Der Grundgedanke der trefflichen Arbeit, welche uns beschäftigt, ist die Erwartung einer neuen Prosa, als des Messias, der die deutsche Literatur aus ihrer Ohnmacht erlösen wird; ja Mundt, ein Johannes dieses neuen Evangeliums, sagt, daß der Messias schon mitten unter uns wäre, und läßt sich von seinem Enthusiasmus so hinreißen, daß er den kühnen Satz aufstellt, in jedem Perioden, den Herr Barnhagen von Ense schreibe, läge eine Phase unsrer Literatur. „In diesem Schriftsteller, sagt Mundt S. 385, sind Elemente gegeben, um eine ganz neue Seite der

Literatur hervorzubilden'. Aehnliche Ueberschwänglichkeit herrscht in einer Kritik, die Laube über Mundts Buch geschrieben hat. Beide erwarten das Heil der Literatur von der neuen Prosa, die entweder schon geschrieben wird oder erst geschrieben werden soll.

Soviel Achtung ich vor einem guten Style habe und unter andern mich dessen selber befleißige, so unbesonnen erscheint mir diese Ideenverbindung, welcher Mundt ein ganzes Buch und Laube ein Journal widmet. Hätt' ich sowohl von Laube wie von Mundt schon irgend einen hübschen Vers gelesen, so würd' ich die Strenge, mit welcher sie gegen die Poesie verfahren, für um so wahrhafter halten, je mehr Entfagung sie ihnen müßte gekostet haben. Der Fuchs nennt aber die Trauben sauer, die er nicht erreichen kann. Ich würde recht große Stücke auf meine Prosa halten, ohne mir darum eine Ungerechtigkeit gegen die Poesie zu erlauben,

die für meine literarischen Kategorien kein gutes Vorurtheil erweckt. Ob die Literatur, welche wir so sehnlich erwarten, die uns für unsre Zukunft von so großem Werthe ist, sich des Verses oder der Prosa bedient, das ist vielleicht nicht gleichgültig, kann aber von uns durchaus nicht bestellt und befohlen werden. Ob unser zukünftiger Messias Verse oder Prosa schreibt, das ist Nebensache. Die Hauptsache ist nur, wie er in Versen oder wie er in Prosa schreibt.

Wenn in den prosaischen Prophezeiungen Mundts und Laubes ein haltbarer Sinn zu vermuthen ist, so möchten beide vielleicht dies sagen wollen: Die Erlösung unseres Vaterlandes kann nur in den Stoffen liegen, welche dem Gebiete der Prosa verwandt sind. Das wird Aemand in Abrede stellen. Mit der Lyrik allein ist dem Jahrhundert nicht geholfen. Ich bin fest überzeugt, daß das beste Gedicht, welches Anastasius Grün, so hoch verehrt von mir, geschrieben

hat, das beste Gedicht Lenau's, G. Schwab's und Anderer weniger fruchtbares Saatkorn für den Progreß ist, den ich mir von unsrer Literatur vorstelle, als all die formlosen und chaotischen Romane unsrer Mundt, Kühne und Wiese, ja sogar als die federleichten Bagatellen, welche Laube, seine Kraft anzuspornen vergessend, dem Publikum zuwirft. Ich weiß, daß vor dem Richterstuhle der Aesthetik die Lyrik gegenwärtig in Deutschland das Einzige ist, was den glänzenden Firnis der Classicität besitzt; dennoch scheint sie mir interimistisch, unfruchtbar, zukunftslos. Sie enthält keine Nothwendigkeiten in sich, die von literar-historischer Bedeutung werden dürften, sie entwickelt nichts, was ihr selbst vielleicht ganz gleichgültig sein darf, da sie gefällt und ihren Zweck erreicht, uns aber nicht, die wir recht gut wissen, auf wie unsichern Füßen unsre Literatur einherwandt, welche Gipfel sie zu erreichen, welche Flachmoore sie zu vermeiden hat.



Hier kann man sagen: Die Prosa, wie sie sich gegenwärtig gestaltet, enthält die Elemente in sich, die einmal ausschlagen und grün werden müssen, aber wahrlich! nur der Stoff der Prosa ist dies, nicht die Form. Unse Zukunft kann sich und wird sich des Verses bedienen und auch in dieser Gestalt jene Themen ausführen, die der Prosa entnommen sind, aber der Prosa nicht erblich angehören. Es ist recht betrübt, daß Laube und Mundt keine lyrische Dichterkraft in sich besitzen, aber ein wunderlicher Hochmuth, wenn sie deshalb Andern sie verkümmern wollen.

Mundt und Laube entgegenen mir: Vergiß unsre Prosa nicht, und unsern Styl; hat man jemals in dieser Art geschrieben? hat unser Styl nicht einen Charakter, der eine neue Thatsache ist und beinahe einer literarischen Wiedergeburt gleich kömmt! Ich gestehe, auf diese Entgegnung nur mit Beschämung antworten zu können. Denn: leider hat die „junge Literatur,“ zu der

ich selbst gehöre, die Grille gehabt, ihre eigene Entwicklung, die vielleicht nur eine Entwicklung von der Unbeholfenheit bis zur größeren Routine ist, immer auch zu historischer Nothwendigkeit, zu einer Phase der Literatur zu machen. Man wird ihr dies vergeben, weil Niemand das Interesse derselben für unsere öffentlichen Verhältnisse bestreitet. Sie sollt' es sich aber selbst nicht vergeben, sondern bescheiden genug sein, ihre stilistischen Fortschritte unter folgendem Gesichtspunkt zu betrachten: Wenn Laube und Mundt eine neue Prosa träumen, so ist dieser Traum sehr relativer Natur. Er bezieht sich auf Niemanden anders, als auf sie selbst. Die kesslere Prosa, die gegenwärtig geschrieben werden soll, ist da, aber natürlich nur bei ihnen selbst, bei ihnen, die mit einem sehr unbeholfenen Style, der fortwährend über Doktrin und Subjektivität stolperte, begonnen haben. Die Restauration, auch das will ich zugestehen, schrie:

einen traurigen Styl. Weil sie keinen Charakter hatte, so konnte sie auch keinen Styl haben. Mein man hat vor der Restauration vortreflich geschrieben, man schrieb classisch in unserer classischen Zeit; ich sehe nicht ein, welche Schönheit z. B. Mundt in seinem Style vor Thümmel, vor Göthe, vor Herder, der auch die Blume liebte, voraushaben will? Wozu also sich anklammern an Vorstellungen, die nicht ein einziges besonnenes Motiv für sich haben! Wie wär' es möglich, daß aus einer etwas rapideren und geschmückteren Prosa eine neue Aera der Literatur sich erzeugen könnte. Wahrlich, unsre Nachkommen werden die fieberhaften Träume belächeln, welche wir unter den allerdings entmuthigenden Umständen der Gegenwart, in dieser frankhaften Ungewißheit unsrer selbst, über uns haben kommen lassen. Wenn wir uns in solche Theorien festrennen, wie diese Prosa-Theorie Laubes und Mundts ist, so werden unsre Nach-

Kommen sich an einem Gedichte von Anastasius Grün erfreuen und die Thoren auslachen, welche ihnen den Genuß verkümmern wollten, ohne dafür etwas Bessres zu geben.

Sa, ich will sogar dem neuen Prosa-Evangelium einen Schritt näher entgegenkommen, ich will zugeben, daß unsre gegenwärtige Prosa mehr thut, als dem Style, den wir in classischen Zeiten schrieben, allmählig uns wieder anzunähern. Sa wir haben etwas Neues in unsrer Prosa, und grade dies ist es, was Mundt nicht anerkannt hat. Er macht in seinem fleißigen und die gediegene Solidität dieses tüchtigen Charakters auf jeder Seite bezeugenden Buche viel treffliche Bemerkungen über die neue Prosa; allein eine wunderliche Eingenommenheit gegen H. Heine besticht ihn, das außerordentliche Verdienst, welches grade dieser Dichter um unsre neue Prosa hat, zu übersehen oder vielmehr zu verkleinern. Wenn irgend etwas unsrer neuen

Prosa ihren originellen Charakter gegeben hat, so ist es die künstliche Natürlichkeit und natürliche Künstlichkeit der Heineschen Diktion, dies naive Spiel mit der Sprache, dies kluge Berechnen ihrer Wirkungen und Wendungen für diesen oder jenen Gedanken, dies Auflösen sogar der lexikalischen Bestimmungen und Zurückgehen auf die den figürlichen Bedeutungen zum Grunde liegenden sinnlichen Anschauungen, dies berebte Stammeln, diese geschwägige Emsilbigkeit, dieses Wiederschaffen des schon Geschaffenen und Umbilden des längst Gebildeten. Heine nimmt kein Wort in den Mund, ohne es vorher an den Lippen gekostet zu haben. Heine kann keine Abstraktion in seine Vorstellung aufnehmen, ohne nicht dafür ein konkretes Bild zu suchen. Heine hat unsrer Kunst, sich auszudrücken, unendliche Reichthümer verschafft. Er hat die Prosa allerdings mit der Pflugschaar des Dichters umgeackert, aber wohl nimmermehr gedacht, daß man

erstens so ungerecht sein, seine außerordentlichen Verdienste um die deutsche Prosa zu verkennen, und zweitens soweit gehen würde, diese regenerirte, interessante neue Diktion an die Stelle des poetischen Ausdrucks zu setzen. Es ist nicht recht von Laube, daß er diese Ungerechtigkeit Mundts unbestritten ließ. Beide sprechen nur von Herrn von Barnhagen und noch einmal von Herrn von Barnhagen, von Gans, von Ranke. Der letzte ist Historiker und weit stolzer auf seine Forschungen, als auf das Gewand derselben. Der erste schreibt einen hochwohlgebornen Perioden-Styl mit sechs Pferden lang und Herr Gans vollends hat einen Styl, aber keinen classischen. Auch Mundt, der so viel von dem Style erwartet, eine wahre Belterlösung, schreibt viel zu gestreckt und überhängend. Sein Ausdruck ist recht erfreulich, man ist immer mit ihm auf einer grünen Wiese, wo hier ein Beet steht, da ein Baum dort zwei Lämmerchen und durch

die ganze Landschaft hindurch einige silberne Periodenbäche schimmernd. Laube vollends aber ist in der Gährung seines Ausdrucks begriffen, sein Styl hat Charakter, aber keine Schönheit. Er sucht Heine mit Barnhagen zu verbinden, Börne mit Genz, er hat sich recht eigentlich einen Jargon angeschafft, der ihn immer kenntlich macht, aber um keinen Preis nachgeahmt zu werden verdient. Seine Kritik über das Mundt'sche Buch wimmelt von neuen Sprachbildungen, die etwas Ohrzerreisendes haben; z. B. sagt er: Solches Studirthaben blickt aus Mundt hervor! Er sagt ferner: Das Verbreitetseyn der Bücher. Ferner: Die so zu beurtheilenseynsollenden Gegenstände. Ja wahrlich, wenn in dem neuen prosaischen Zukunftshimmel der deutschen Literatur ein solcher Styl für classisch gehalten werden sollte, dann wär' ich es gern zufrieden, mich von demselben ausgeschlossen zu sehen.

Abgesehen von diesen vagen Träumereien, die das doppelt Nachtheilige haben, daß sie einmal den Zwiespalt in der Literatur selbst nur noch vermehren, und anderntheils das antheilnehmende Publikum verwirren, enthält das Buch von Theodor Mundt einen ganz außerordentlichen Reichthum treffender und geistreicher Bemerkungen über die Geschichte des deutschen Ausdrucks und den Styl unsrer gefeierten Schriftsteller. Die Vorschriften, sich einen guten Styl anzueignen, konnten dabei immer nur allgemein gehalten sein, denn das Gehörige, Richtige und Schöne liegt hier fast eben so sehr im Gefühl, wie auch die Vorschriften der Moral kaum mit vollkommener Erschöpfung aller casuistischen Fälle äußerlich gelehrt werden können. Ich habe mich viel damit beschäftigt, Grundsätze einer feinern Stylistik zu entdecken, allein noch immer kein Prinzip gefunden, dem ich meine Bemerkungen unterordnen könnte. Ich halte z. B. folgenden



Satz für schlecht stylisirt: Mundt sagt S. 24.: „Niemand verdaut nach einem Handbuche der Physiologie, oder ist, wenn er sie auch noch so gut kennt, der Organe in dem Augenblick sich bewusst u. f. w.“ Man soll keine Sätze schreiben, die man erst versteht, wenn sie zu Ende sind. Mundt fängt mit dem Verdauen an, man hat bei dem, was er sagen will, die Vorstellung des Essens. Indem er fortfährt: oder ist, so denkt der Hörer, der Wf. bliebe seinem Bilde treu, und wird dadurch genirt, daß er es nicht thut, sondern ist mit dem s, nicht mit dem ß geschrieben haben will. Diese scherzhafte Bemerkung kann noch im Ernst beweisen, daß man nicht schreiben soll für das Auge, sondern für das Ohr. So ließen sich der Beispiele mehre geben, aus denen hervorginge, wie an der Schönheit des Styls die Hauptsache etwas Unausprechliches ist.

---



IX.

S. Q a n b e.

---



---

Ein fertiges und objektives Urtheil über Heinrich Laubes Schriften zu fällen; dazu trau' ich mir nicht Kompetenz genug zu. Ueber Wienbarg, Mundt und Andre, die sich an bestimmte Tendenzen und Theorien anschließen, die einem vorgefaßten Begriffe durch ihre Schriften entweder die Erläuterungen des Geschmacks oder des Gedankens geben wollen, wird mir, der ich mehr oder weniger in einer ähnlichen Lage bin, das Urtheil leichter. Obschon selbst an der Lösung der mannichfachen Probleme, welche unsrer heutigen Literatur gestellt sind, mit Herz und Empfindung theilhaftig, verlier' ich doch den Maasstab des fremden und verwandten Strebens nicht

und werde immer einräumen, daß ich die Flüssigkeit des Wienberg'schen Styls und die weise Behutsamkeit der Mundt'schen Denkungsart nicht erreiche. Mein mit H. Laube verhält es sich anders. Dieser, durch so viel Theilnahme ermuthigte Autor hat sich eine Bahn für seine eigne Person gebrochen. Er hat seine Subjektivität zu einem endlichen Siege über den widerhatigen und spröden Stoff gebracht. Was Tendenz und Gesinnung ist, das war allerdings die Nabelschnur, an welcher er auf die literarische Welt kam; aber diese Nabelschnur vertrocknet bei Neugeborenen und fällt ab. Laube hat sich ein eignes Genre erfunden, das zwischen Heine und Göthe in der Mitte sich auf einem Heine'schen Sopha mit Bequemlichkeit bettet. Er strömt in seinen neuern Schriften die Behaglichkeit seines neuen Styls, seiner neuen Anschauungsweise und seiner eigenthümlichen novellistischen Combinationen aus. Er hat den ganzen Um-

fang seines Strebens in die Gewalt seines Ausdrucks gebracht und bietet, leicht der erste unter allen den neuen Jünglingen der neuen Zeit und Literatur, das Schauspiel einer gerundeten fertigen Manier dar, die ihr Ziel gefunden hat und vor allen Ueberstürzungen der innern unruhigen Dialektik, vor allen Besorgnissen über Zweck und Ausgang unsrer Bestrebungen, vor allen Ungewissheiten über die Ausöhnungen der Kunst mit ihrem Inhalte, des Gedankens mit der Form, der Schönheit mit der Wahrheit sicher und ruhig ist. Raube hat das Fahrwasser seines Talentes gefunden; ob dies hoch oder niedrig ist, dies zu bestimmen gebührt der Entscheidung des Publikums oder wenigstens einer Kritik, die an den fernern Fortschritten unsrer Literatur weniger theilhaftig ist, als die unsrige.

Raube hat wohl gewußt, daß es der aus der Juliaaufregung hervorgegangenen unreifen Literatur, die sich auf die Persönlichkeit begründet

zu können vermeinte, vor allem an der Schönheit, nicht der Leidenschaft und des Charakters, wohl aber an der ästhetischen Schönheit des Ebenmaßes und der harmonischen Ordnung mangelte. Die sanfte Wellenbewegung des Rhythmus in Worten und Gedanken wurde seine Hauptaufgabe. Er hat sie mit der Zeit lösen gelernt. Er hat sich von der Anschulldigung, Goethes Styl nachzubilden, nicht irre machen lassen, sondern grade diese nüchterne Prosa von Weimar als eine chemische Rectification seiner gährenden, unregelmäßigen und buntgemischten Darstellungselemente benutzt. Er lernte auf diese Weise, die Feder führen ohne Angst, der Inhalt möchte ihm davon laufen. Er gewann die Oberhand über die Form und konnte, als er diese erobert hatte, nun wieder allmählig daran denken, seine nur einstweilen beseitigten Eigenthümlichkeiten hervorzusuchen und sie, um den Goetheschen Styl doch etwas würziger zu



machen, in dem Fluß seiner gewonnenen Sprachfertigkeit aufzuhalten. Er konnte seine Originalität wieder auf das glatte Eis der Goetheschen Diktion zu führen wagen, ohne zu fürchten, sie möchte einbrechen. So werden jetzt alle nachfolgenden novellistischen Produktionen dieses Autors gegen die früheren einen Vorsprung haben. Sie werden mit jener Sicherheit und Ruhe auftreten, die der Vf. des „jungen Europa“ noch nicht kannte und doch von diesem ersten Versuche einer leidenschaftlichen Phantasie alles Kernhafte, Gesunde, Ueigne und Charakteristische auf jene sanfte Sprachfolie legen, die zum erstenmale in der Novelle: die Schauspielerin, zu matt, zu sanft, und in jeder Beziehung unbedeutend aufgetreten war. Zwischen diesem ersten Versuche, die Herrschaft über die Form in der Erzählung zu gewinnen und der Novelle: das Glück, liegt ein großes Feld des zurückgelegten Fortschrittes zwischen. In dieser neuen Novelle

tauschen eine Menge kleiner origineller Reize und farbiger Nuancen wieder auf, die in der „Schauspielerin“ alle dem Götzen des Styles und der Behaglichkeit geopfert waren.

Mit welcher Bertäubung Laube daran arbeitet, sich in seiner Art eine Abrundung zu verschaffen, erfieht man sogar aus den Stoffen, die er für die novellistische Darstellung wählt. Da werden keine Himmel mehr gestürmt, keine Höllenfahrten unternommen, da wagen sich keine Leidenschaften mehr an den Rand des Larpeffschen Fellsens, von welchem, wie wir das Beispiel erlebt haben, die Polizei nicht das Geschöpf des Dichters, sondern den Dichter selbst hinunterstürzte. Da wird jede gesellschaftliche Invenientigkeit, die einen neuen Anlagepunkt unserer Literatur hergeben könnte, vermieden. Laube verschmäht den Kampf mit den Sittlichkeitsbütteln unserer Kritik und den Grieswärteln der Conscience um so mehr, als er, um seine eigne

Natur, sein Dichtervermögen, zu retten, grade jener harmlosen Stoffe bedarf, die wir ihn in seinen neuern Produktionen mit soviel guter Laune und wohlverdauender Behaglichkeit kneten und behandeln sehen. Ja wählt' er nicht für seine Novelle: das Glück, einen Helden, den er absichtlich zum unbedeutendsten Menschen macht; den er mehr mit einer Ironie verfolgt, als mit Theilnahme hervorhebt; dem er keinen andern Reiz geben will, als den der ihm zustößenden epischen Abenteuer? Dieser Gustav ist die Gedankenlosigkeit selbst, erst mit Geld, dann mit Glück ausgestattet. Der Zufall ist die höhere Einheit des Ganzen, welches hier die Entwicklung eines guten bürgerlichen Auskommens bildet. Die Scenen ergeben sich ohne Zwang und runden sich doch am Schluß auf eine das Gemüth nicht unbefriedigt lassende Weise ab. Vor allen Dingen: der Verfasser wollte selbst nichts, als Unbedeutendes, Zufälliges, Planloses schil-

bern und damit doch unterhalten. Er hat nicht bloß diesen Zweck erreicht, sondern sogar den, daß er für sein Talent ein gelungenes Unterpfand in die Waagschale der Kritik legte.

Ich wiederhole, daß mein Urtheil über H. Laube nicht kompetent ist. Ich spreche mit Liebe und Theilnahme von den Vorzügen dieses Schriftstellers; allein es ist möglich, daß sie eine noch entschiedenere Hingebung verdienen. Mich, in Rücksicht meiner eignen Bestrebungen, spricht die Art und Weise, der sich Laube gänzlich überantwortet hat, nicht allseitig an. Aber mögen meine Maassstäbe nicht utopisch sein? Mag mein Geschmack nicht an Ueberreiz leiden? Das erwäg' ich wohl und wünschte, es stünden Beurtheiler der Laube'schen Schriften auf, die mit voller Genugthuung von seiner endlichen Entpuppung sprächen, die ihn mit Eifer in seinen muntern Schmetterlingsflügen bestärkten, die ihm garantiren könnten, daß diese harmlose

Atmosphäre, die in seinen Novellen waltet, erquickend auf die Festmenschen wirkt.

Es ist ein schöner Zug, der Laubes neue Arbeiten auszeichnet, sich dem wahrhaft Menschlichen zu nähern. Der Mensch ist das Maaß aller Dinge, wie jener Weise sagte. Der Mensch wird auch das Maaß einer Literatur werden, die nicht mußte, wo sie es finden sollte. Nicht menschliches Empfinden und Fühlen, wieder eingeführt in die Literatur, wird uns zur Idylle zurückführen. Hier wird sich die Fähigkeit zur Poesie bewähren müssen. Der Dichter, der in wilden Verknüpfungen seiner Phantasie noch immer für einen raffinirten Verstandesflügler gelten konnte, wird sich erst bewähren können, wenn er im Einfachen, im Menschlichen, in der Idylle vermag, die Sommerfäden der Poesie zu erfassen und selbst aus ihnen zarte und feine Gewebe zu bilden. Laube ist ungemein reich an solchen ächt poetischen Som-

merfäden, an solchen idyllischen Zügen aus der kleinen Welt des Zimmers und der Familie. Könnte er solche Momente der Erinnerung an altes Knabenglück und poetische Zufälle des eignen Erlebnisses mit recht dauernden Fermaten versehen, könnte er den Athem lang aushalten, wenn ihn eine dieser traulichen Empfindungen überschleicht, wie reizend würde für den Leser der Genuß sein! Noch fürchtet sich Laube mehr vor diesen Momenten, die ihm begegnen, als daß er sie aussuchte und zu einer klaren Situation erweiterte! Er braucht sie nur als Ansaß zum Humor, als Schwungbrett, um schnell einen Sprung wieder auf Andres zu machen. Das würde nicht vorkommen, wenn sich Laube erwidhnen könnte jener nicht selten bloß deforirten Natur- und Lebensanschauungen, wenn er nicht in seine vorgefaßte Ansicht von der Gesellschaft und ihren Hebeln zurückfiel, in jene etwas romanhafte Auffassung namentlich des Lebens der

höhern Stände, die schon den bekannten Fürsten Pückler vermochte, ein Boudoir zu perfisfiren, in welches Laube eine Gräfin setzte; während jener ein solches Boudoir nur bei Schauspielerinnen anerkennen wollte. Aber nicht bloß die Drapperie, die Laube seinen Erfindungen gibt, stört, sondern die ganze Denk- und Gefühlsweise der vornehmen Welt, wie er sie schildert und namentlich der Frauenzimmer. Laube kann keine andern weiblichen Charaktere hinstellen, als die es nicht gibt. Alle seine Frauen handeln, alle stehen im Vordergrund, ganz abgesehen, daß jene Angeliques, Blaskas und Lonis über und über mit Spuren der bloßen Abstraktion und Erfindung besät sind. Fast in Allem, was Laube geschrieben, sind die Männer indifferent und die Frauen arrangiren. Das beweist Vieles, was sich in einer Biographie unfres Autors gut ausnehmen und entwickeln lassen würde, das beweist strebende Geis-

nungen, starke Neigungen, gesellschaftlichen Ehrgeiz, Glück und Unglück in der Liebe; aber übertragen auf jene poetische Welt, welche die wirkliche abspiegeln soll, ist die Wirkung unheimlich und ermüdend. Diese reitenden, fechtenden, schwimmenden Damen mit den zahllosen Einleitungskapiteln von Romanen an den Fingern ermüden und beleidigen; denn der Frauen, welche reiten, fechten und schwimmen, sind so wenige, daß wenn sie öfters in Romanen vorkommen sollten, sie uns bald alltäglich bedünken dürften. So findet sich auch in Laubes Arbeiten noch kein weiblicher Charakter entwickelt, der tief zu nennen wäre. Sie häufen alle über die Schür, und sind bei ihm nur das, was wir in genialen Stunden wohl manchmal von ihnen wünschen möchten, aber was sie nur mit seltensten Ausnahmen sind. Auf Goethes wunderliche und unnatürliche Franzosinnaturen berufe sich Laube nicht! Er ließ die Weiber in seinen Ro-



stehen nicht in Abrede, sondern ich nur durch  
 ihre Productivität entwickeln. In den Augen  
 der Religion liegt die Tiefe des weibli-  
 chen Charakters und damit dran festlich auch  
 eine ganz andre Welt, als die, welche sich in  
 dem Novellen tummelt. In dieser neuesten  
 ist kein einziger Mann, am wenigsten der Held,  
 männlich und thätig entwickelt; die Männer sind  
 Frauen in dem Stück, und die Frauen dagegen  
 haben alle Kraft, wie Männer. Sie lenken  
 das Ganze; sie sind die Angeln, um welche sich  
 die Thüren der aufeinanderfolgenden Situa-  
 tionen drehen. Sollte sich Etwas nicht entschie-  
 den, auch diesen Rest früherer Annatur, diese  
 charakteristischen Frauenzimmer, aufzugeben oder  
 ihnen wenigstens weibliche gegenüber zu stellen,  
 die ihnen über und über darunter klopfendes  
 Frauenherz nicht vorläugnen? Der wahre Reiz  
 der Poesie liegt in der Schilderung der Menschen,  
 wie sie sind und wie sie werden können.

Auch (Kap. von Laube) ist ein vorzüglich  
 erlebter, amüthiger, auf der Reife schnell be-  
 achtete Lebensbilder, die Fortsetzung eines tie-  
 henschwürdigen und durchaus persönlich ange-  
 schlagenen Tones. Diese neuen Bände über-  
 treffen die frühern bei weitem an Klarer Anschau-  
 ung und objektiver Haltung selbst der Persön-  
 lichkeit; sie lassen die Eigenschaften des Autors,  
 deren die beiden erste Bände nicht weniger als  
 ein Duzend zählten, diesmal an der Breite lie-  
 gen und haben sie in die Begebenheiten von Pers-  
 onen verwandelt, mit welchen der Verfasser  
 durch Zufall zusammenstößt. In Natürlichkeit  
 stehen sie vielleicht zurück; doch sind die mannich-  
 fachen Rücksichten, die der Autor auch hier ge-  
 nommen hat, nur von den Umständen geboten,  
 wenn es gleich einen kalten Eindruck macht, daß  
 diese Rücksichten sich alle die Meins der Über-  
 zeugung und der gewissten Einsicht gegeben ha-  
 ben. Die Stärke des Verfassers im Recommen-

biten ist außerordentlich. Statt daß er nur nöthig gehabt hätte zu verschweigen, spricht er fortwährend von den mißlichen Gegenständen und überredet sich, ihnen Physiognomien abzugewinnen, die meist immer ein historisches Recht haben sollen. Der Verfasser schildert Oesterreich und gibt einem hier sehr wesentlichen, aber doch leicht zu umgehenden Staatsmanne eine Stellung, die derselbe nie gehabt hat, oder, wenn er sie hat, doch nicht aus den Gründen behauptet, die ihm Laube, ich weiß nicht durch welche Veranlassung, unterschiebt. Jener Staatsmann hat unzweifelhaft etwas „weltlich-historisch Bedeutsames,“ er repräsentirt freilich ein großes eingreifendes Princip der Zeit, aber wer möchte mit dem Verfasser dieser Reisevellen daraus das Recht einer Gottheit herleiten, die einmal für die Reaction bestimmt ist, so gut wie Ceres für das Getreide und Bacchus für den Wein? Blühe für die Bevotheilung dieses

Staatsmannes keine persönliche Zurechnung übrig? Laube macht so sehr einen Begriff aus ihm, daß man Laube selbst nicht begreifen kann. Warum überdies das ewige Anrühmen des Herrn von Genz? Wer fragt denn darnach? wer will denn Begriffe haben, wo es sich um sehr laiblich gewesene Menschen handelt? Laube entschuldigt hier so viel, daß er unwillkürlich sich selbst anklagen muß.

Dazu kommt, daß, wenn einmal von einem Principe bei jenem Staatsmanne die Rede seyn soll, dasjenige, welches Laube angibt, durchaus verfehlt ist. Er wäre der deutsche Cavalier par excellence? Er wäre in der Politik nur der Mann der Fashion, der Grazie, des Geschmacks, des Goethismus mit einem Worte? Welch ein Maassstab! Wenn es sich um einen unveränderlichen Gedanken handelt, so muß doch dieser zunächst eine historische Begründung haben, er muß doch zunächst von dem großen Kaisers

Staat selbst die Rede sagt, von seiner Geschichte  
 und von Affektionen, die in den Thatfachen ih-  
 ren nächsten Grund haben werden. Wenn aber  
 Laube schon darin irrt, daß er jenen Staats-  
 manne einen entschiedenen Haß Napoleons auf-  
 hürdet, wofür sich schon zunächst dessen neuster  
 Geschmack, der doch so hervorgehoben wird, be-  
 danken würde; so ist sogar derselbe so wenig  
 Cavalier, daß im Gegentheil alle seine politischen  
 Ideen sich um das Nivellement des Adels zu  
 drehen scheinen, wenn auch nicht um dessen Auf-  
 hebung. Die Isolirung des Kaiserstaates  
 — dies wäre etwa ein Ausdruck, der einen hier  
 von der Wirklichkeit bestätigten Begriff bezeich-  
 nen dürfte. Und will man das Originelle auf  
 positive Verhältnisse noch weiter übertragen, so  
 wär' es etwa der Haß der alten deutschen Reichs-  
 Verfassung, kurz etwas Aehnliches, wenn es sich  
 einmal, um ein einziges Wort drehen soll. Wor-  
 angenehm ist es aber auf alle Fälle, Zweifel

dieser Art von einem Autor angeregt zu seyn, der sie zu hegen, durchaus keine in seinen Gedanken oder in seinen Verhältnissen begünstigte Veranlassung haben sollte.

Diese vornehme, constructionsfüchtige und bis in's Extrem tolerante Manier des fertigesetzten Buches abgerechnet, zeigt es uns den Verfasser in allen glänzenden Eigenschaften, die seinem Geiste und im Nothfalle auch immer seiner Feder zu Gebote stehen. Das sind wie immer gar feste Affertionen, wo es Sitten und Dogmengstheorien betrifft; das sind witzige und gewöhnliche Wendungen, die den Verstand und das Herz überraschen; das ist zuletzt ein Styl, eben so natürlich wie berechnet, kunstvoll und harmlos zu gleicher Zeit. Zuweilen blüht, um auch hier aufrichtig zu seyn, etwas von einem gewissen modernen Jargon hindurch, der eben so pedantisch klingt, wie er originell seyn soll. Dazu gehören alle Goethismen, alle Abstraktionen,

wo man recht gut mit concisen Worten auskommen könnte, dazu gehören Perioden, wie die Verglechung: Wien mit Berlin. und umgekehrt ist oft da gewesen; es ist aber wirklich interessant, wie streng Gegenfätze sich bei diesen Sätzen herausbilden. Der Spott über solch' große Versthlebensheit, über solch' Gegensthektügie's. und so in dieser Weise fort. Das ist schon Curia'styl und macht, da er bei Baub häufig vorkommt, seine Darstellung bei so vieler Wärme oft kalt, bei so vielem Fleische oft hölzern. Man soll den Verfasser freilich am Style erkennen, aber nicht an dessen Fehlern, sondern an seinen Schönheiten. Schön ist es aber nicht, Laube halb bedenklich, halb bedeutend, halb stofflich halb gegenständiglich sprechen zu hören.

Man sage nicht, daß diese kleinen Ringen den Predanten verüßheit! Einmal war es ja richtig, wenn sich unsere jüngere Literatur nie einen

Sargen: hineinwebete, den in zwanzig Jahren schon Gelächter erregen wird; und weiters treten die Laube'schen Produktionen, die sich selten über das Besprechen erheben, so anspruchlos auf, daß man in Belegenheit gewäh, auf welche Punkte man bei ihnen um zu loben oder tadeln verweisen soll.

Mit dem fünften und sechsten Bande der Reisenovellen will Laube eine Dichtungsweise abschließen, welche man nicht von Heine allein, sondern von Thümmel hätte ableiten sollen. Bei diesem geistreichen Herrn von Thümmel findet sich schon das ganze Wesen, in welchem Laube sein nun geschlossenes Werk mit abwechselndem Glücke schrieb. Laube hätte sich mit dieser Ahnenschaft gegen den Vorwurf, daß er Heine'sire, vertheidigen sollen. Seine Nachrede zu den Reisenovellen ist nämlich eine Rechtfertigung für seine Dichtungsweise. Er gibt seine geistige und nicht-technische Dar-



wandtschaft mit Heine zu und bedient sich, um jedoch das nähere Verhältniß dieser Verwandtschaft auszudrücken, des schönen Gleichnisses: Heine führte uns zwar in die Schlacht; aber im Getümmel derselben mußte Jeder für sich selbst stehen. Raube sagt: u n s ; er bezieht sein Gleichniß auf alle die Schriftsteller, welche mit ihm zusammengenannt werden. Dagegen möchten aber wohl Alle Widerspruch einlegen. Von mir wenigstens gesteh' ich, daß ich in früherer Zeit keinem neuern Dichter sowenig Geschmack abgewinnen konnte, als Heinen, daß selbst seine Gedichte mir wie Laßtblumen, in welche wohlriechendes Wasser geträufelt war, vorkamen und daß ich nur der geschlossenen und gedrungenen Abrundung eines Birne mit Andern das Geschick, zu früh zu Hervorbringungen gereizt worden zu sein, verdanke. Die Theilnahme für Heine auch bei Wienbarg und Mundt ist nur kunstkennerische Ueberredung, allmälige Gewöh-

nung und die Folge der außerordentlichen stofflichen Reize, welche Heine, abgesehen von seinem ihn zu allen Zeiten kenntlich machenden Witz, in den französischen Zuständen zum ersten Male als ein neues Heureka! für die Prosa entfaltetete. Laube allerdings ist durch Heine entzündet worden; aber nur er. Was Laube in seinem Nachworte zu den Reisenovellen als richtschnurgebend hinstellt, gilt nur individuell für ihn. \*)

---

\*) Ich gestehe, daß ich in früherer akademischer Zeit Heinen auch deshalb nicht mochte, weil er Jude war und daß mir vor acht Jahren ein Dolch in's Herz fuhr, wie ich hörte, daß auch mein angebeteter Börne, der damals erst die 7 Bände seiner Schriften veröffentlicht hatte, ein Jude sein sollte. Aber ich glaube, daß man allen antijüdischen Fanatismus naturgemäß verlieren muß, wenn man so ehrlich ist, seine Liebe zu so ausgezeichneten Geistern, wie diese, nicht zu betäuben, sondern sie zu hegen *quand même!* Nicht das Literarische wurde mir, wie so vielen, durch das Nationale verleidet, sondern durch das Literarische grade, dessen Werth ich nicht läugnen konnte, kam ich zur Toleranz gegen das Nationale, zur Hingebung an die Interessen einer innigeren Verschmelzung mit einem Stamme, der kein Stamm mehr ist, und keiner mehr sein sollte.

Diese neue und letzte Sammlung der Reise-  
 novellen zeichnet sich vor der ersten durch eine  
 größere Ruhe, vor der zweiten durch eine wie-  
 dergewonnene Beweglichkeit aus. Waren die  
 beiden ersten Bände dieses Werkes zu hastig ab-  
 gefaßt, waren die persönlichen Erlebnisse so grell  
 hervorgehoben, daß sie Ursache des Vorwurfs  
 der Schwärmerei, den man Lauben zu machen  
 anfing, wurden: waren anderseits Band 3 und  
 4 in eine heillose Diplomatisirung der Ausdrücke  
 und Empfindungen hineingerathen, glaubten  
 wir hier einen jungen Gesandtschaftsattaché zu  
 sehen, der bei dem Fürsten von Metternich Di-  
 plomatie und bei Herrn Barmhagen von Ense  
 correcte Schreibart lernen wollte; so mitlern  
 sich in dem Schlosse des Buches die beiden vor-  
 schmeckenden Elemente und stellen eine ruhige,  
 besonnene und doch hinlänglich poetische und  
 originelle Mischung vor. Diese beiden letzten  
 Bände des Werkes sind unstreitig die besten und

werden dadurch in diesem Eindrücke höchstens beschränkt, daß diese Dichtungsweise den Reiz der Neuheit verloren hat und die Behandlung sich nicht ändert, ob Berg oder Thal, Fluß oder Meer, die Insel Rügen oder Thüringen, der Rhein oder der Neckar vom Verfasser bereist werden.

Ueber Berlin spricht sich Laube mit wärmster Theilnahme aus. Man muß verbinden, aus allem das Reizendste hervorküßern können, hinlänglich beweglich sein und mit Hilfe einer Droschke die langweiligen Striche der nordischen Hauptstadt überspringen können, um so herzlich an dem Leben und Treiben derselben Theil zu nehmen, wie es Laube thut. Laube hält sich an das geistige Interesse Berlins und sucht sogar den Ecksteinern ein solches abzugewinnen. Er faßt den ganzen breiten Stoff vom Standpunkte der Intelligenz. Er räumt Glasbrennern so viel Rechte ein, als Hegeln. Von letzterm

hätt' er freilich mehr entlehnen dürfen als von ersterm. Ich glaube nicht, daß es Berlin Ehre macht, wenn man von der Schilderung seiner geistigen Leistungen auf die der Eckensteher übergeht. Ich erlaube mir hierüber ein Wort.

Diese ekelhaften Menschen haben durch Glasbrenner, der allerdings ein munterer und witziger Kopf ist, eine traurige Berühmtheit erlangt. Einmal muß man annehmen, daß die gäng und gäben Berliner Eckensteher, sowie sie geschilbert werden, nur die baare Erfindung Glasbrenners sind, und sodann den lächerlichen Eindruck dessen, was sie sprechen sollen, nur auf Rechnung der Sprache bringen; die der Ausländer für drollig hält, da er sie nur halb versteht. Ich gestehe, daß ich, als geborner Berliner, die Eckensteher und was damit zusammenhängt, in dem Grade für die partie honteuse Berlins halte, daß ich den Erfolg beklage, den Glasbrenner mit seiner, wie Laube sagt, „Einfüh-

rung der Eckensteher in die Literatur," gehabt hat. Weder den Berlinern noch den Ausländern machen die zahlreichen Auflagen der kleinen Heftchen Glasbrenners Ehre. Wiener Poffen haben etwas Gemüthliches; Reffens Wetter aus Schwaben ist eine Salzsoole von Witz und guter Laune; aber Eckensteher Naute — er sinkt so nach Fusel, daß, wenn man ihm mit einem Tibibus zu nahe käme, er in blauen Flammen ausgehen würde. Ich will nicht läugnen, daß Berlin's Volkszustände in ihrem eigenthümlichen Idiom dargestellt werden können; allein Glasbrenners dahin einschlagende Versuche scheinen mir mißglückt. Die Gemüthlichkeit der Berliner unteren Volksklassen ist nirgends bei ihm anzutreffen, und doch ist die Beschränktheit, die Glasbrenner in den politischen Gesprächen derselben zu verspotten sucht, lediglich die Folge jener Gutmüthigkeit. Alle seine Figuren reden wie im Rausche, und zwar in dem Rausche der

gebrannten Wasser, der allerdings etwas Blafirt-Raffinirtes absetzt. Das mag für Rante No. 22 passen; aber nicht für ganz Berlin. Glasbrenner's Berlin ist nur geneigt zu Prügeleien: aber schon der Ausdruck: Sich feilen für sich raufen ist ganz falsch, um etwas für Berlin Allgemeines auszudrücken. Die Schulknaben und vielleicht jene schmutzige Götze von verwahrlosten läderlichen Burschen, die ihr Brod damit verdienen, die Wagentritte bei Hochzeiten und Kindtaufen herunterzulassen, bedient sich jenes Ausdrucks. Für die Gassensteher ist er zu kindisch. So verfehlt es Glasbrenner in den meisten, eigentlich kenntlichmachenden Nebenumständen und Bezeichnungen. Seine Bilder sind hochdeutsch gedacht und dann in das Berliner Patois überlegt. Dieser Mangel ist mir darum so anstößig, weil ich in Berlin gesehen habe, wie gefährlich er den Sitten und der Bildung jener Stadt ist. Wären Glasbrenners Skizzen

ächt d. h. verfolgten sie nur die Ibsenkreise des untersten Berlins, so würde der Mittelstand ihnen nicht die Zoten nachsprechen, selbst der Gebildete (denn leider hört man in dessen Munde oft genug jene abgeschmackten Redensarten) würde es nicht können, weil die Sphäre nicht die seine ist. Allein Glasbrenners Erfindungen sind so raffiniert, so hochdeutsch gedacht und nur schlecht Berlinisch vorgetragen, daß junge Männer und Frauen aus den Mittelklassen ihm alles nachsprechen und sich jenes Wiggeln und Stichreden angewöhnt haben, welches man in Berlin mit den Worten bezeichnet: Die oder der ist recht Königstädtisch d. h. die oder der sagt statt Ja, Alle mal, statt: Recht gerne: Ei war um denn dieses nicht? statt Dho: Refschandeller! statt: das wäre fatal: Pfu Spinne! statt: Selb: Ries u. s. w. Dies Wiggeln und Nachsprechen der Königstädter Theater- und sogenannten Berliner Wige ist in



Berlin bei manchen Klassen z. B. jungen Kaufleuten und Handwerkern, namentlich jenen Leuten, die in Berlin auf der Höhe des Elysiums- und Colosseumsbesuches stehen, so eingerissen, daß für einen gebildeten Mann, dem die höhern Zirkel nicht zugänglich sind, Berlin unerträglich geworden ist. Ich wenigstens gestehe, daß dieses Uebel meiner Vaterstadt, wenn ich täglich ihm ausgesetzt wäre, mir eine physische Unbehaglichkeit zuzöge. Dies aberwichtige Wesen war doch 1780 und 1806 dort nicht zu Hause. Wie kommt es jetzt in die Berliner hinein? Ich will es aufrichtig sagen: durch den erbärmlichen Geist der Journalistik und des Königsstädter Theaters, die beide seit etwa 1826 Hand in Hand gingen um den Geschmack in Berlin zu verderben. Die alten Institute: Gesellschafter, Freimuthige sanken in ihrer Geltung. Eine neue Generation brachte den grimmassirten Unsinn auf. Abenddiener gaben

in Berlin Journale heraus! Wie konnten diese anders ihr Glück machen als dadurch, daß sie der Gemüthsheit eine gewisse anständige Form gaben? Die Blätter und die Theaterstücke der Angely, Köstke und Beckmann überboten sich in Dummheiten. Haben doch die Chorführer dieses Treibens, Saphir, „Dumme Briefe“, und Dettinger „fashionable Dummheiten“ herausgegeben! Wahrlich man spricht vom Einfluß, den der Staat auf die Literatur haben soll. Hier wäre ein Feld, nicht bloß, um das Unkraut auszujäten, sondern gesundes Korn einzupflanzen. Warum gewinnen nicht edlere Naturen, die das Talent außerdem haben, populär zu sein, Raum für eine anständige, Deutschlands und Europas würdige berliner Journalistik? Dürften sich Mundt, Kühne, Laube, H. Marggraff u. A. in Berlin mit Behaglichkeit so, wie sie es zu wünschen scheinen, ergehen; die Gefahr der raffinirten Verwilderung,

die zwei Drittheilen in Berlin droht, würde bald überwunden sein. Die Regierung hat Einiges gethan; sie hat studirte Leute für die Redaktionen verlangt. Sie muß aber noch mehr thun.

Laube darf mir nicht übel nehmen, wie ich von seinen Reisenovellen auf die Eckensteher abschweifen konnte. Was braucht' er auch diese Sphäre zu berühren!

Der letzte Theil seines Buches enthält quellenmäßige und hier zum erstenmale gedruckte Briefe Goethes an F. A. Wolf und viel Merkwürdiges über Weimar und den Inhalt der dortigen Mausoleen. Süddeutschland wird sehr im Auge und bei Novemberregenwetter bereist. Die Nebel, die die Fernsichten decken, veranlassen den Autor zu hübschen Novelletten, die er bunt auf die Fenster des Postwagens malt. Wo die Natur nichts bietet, läßt Laube die Geschichte sprechen. So fehlt es hier an Abwechslung nicht.

Die neuern Schriften dieses Autors schließen, seiner eignen Absicht nach, eine erste Periode seiner Entwicklung ab. Was uns die zweite, was die dritte geben soll, hat er uns weder angedeutet, noch läßt es sich aus Vorliegendem schließen. Wird sie uns einen Autor geben, der mit weniger Leichtigkeit hinwirft und mit größrer Strenge gegen sich selbst verfährt, der eine gewisse Abrundung der Form noch nicht für die Rechtfertigung und Beschönigung eines unbedeutenden Inhalts ausgiebt, der seine poetischen Anschauungen weniger von der Oberfläche der Gesellschaft nimmt und sich nicht in Sentenzen und Maximen gefällt, die von denen des Fürsten Ligne Alles, nur nicht die Tiefe haben; dann wollen wir dieser zweiten Periode eine Ehrenpforte bauen, selbst wenn Laube fortfährt, sich eine gesellschaftlich-politisch-literarische Stellung auszu grubeln, die weder im Sein noch im Werden, weder auf dem Trocknen noch im Flusse;

weder im Himmel noch auf der Erde wurzelt und die höchstens nur diese Form der Möglichkeit hat, daß sie dem Bestehenden im Staate mit fast religiöser Entsagung seine heilige Geltung läßt und der Opposition anrath, hinzugehen, Dekonomie zu studiren und sich den eignen Kohl zu pflanzen. Damit schließt nämlich Laube sein „junges Europa“, einen Roman, der mit übertriebenen Hoffnungen beginnt und mit leidigen Erbstanzen endet. Laube ist auf dem Punkte, die Schwächen des Liberalismus zu durchschauen, die Literatur von den Erinnerungen an 1830 zu erlösen, neue Ausdrücke für alte Dinge und neue Begriffe für alte Worte zu schaffen. Sollte er an diesem Beginnen, dem eine Selbsträuschung zu Grunde liegt, scheitern, so würd' es ihm Deutschland nur unter der Bedingung vergeben, daß er seinem poetischen Talente eine tiefere Anwendung gäbe, als die, den oberflächlichen Schaum der höhern Gesellschaft abzuschöpfen,

daß er **B e d e u t e n d e s** zu erfinden lerne und es mit einer, den Künstler und Dichter verkathenden **Seelenruhe** und **Gemüthswärme** durchführe, daß er vor allen Dingen einsehen lerne, durch eine **affektirte Goethisch-Barnhagensche Sprache**, **sentenziöse Wendungen** und einen gewissen **anmaßenden Fluß** der Darstellung werde aus einer **Mühe** nie ein **Helm**, aus einer **Behnhütte** nie ein **Pallaß**, aus einer **Niethskutsche** nie ein **Wagenzug** von sechs **Pferden**, aus einem **goethisirenden Claren** endlich nie ein **Goethe!**

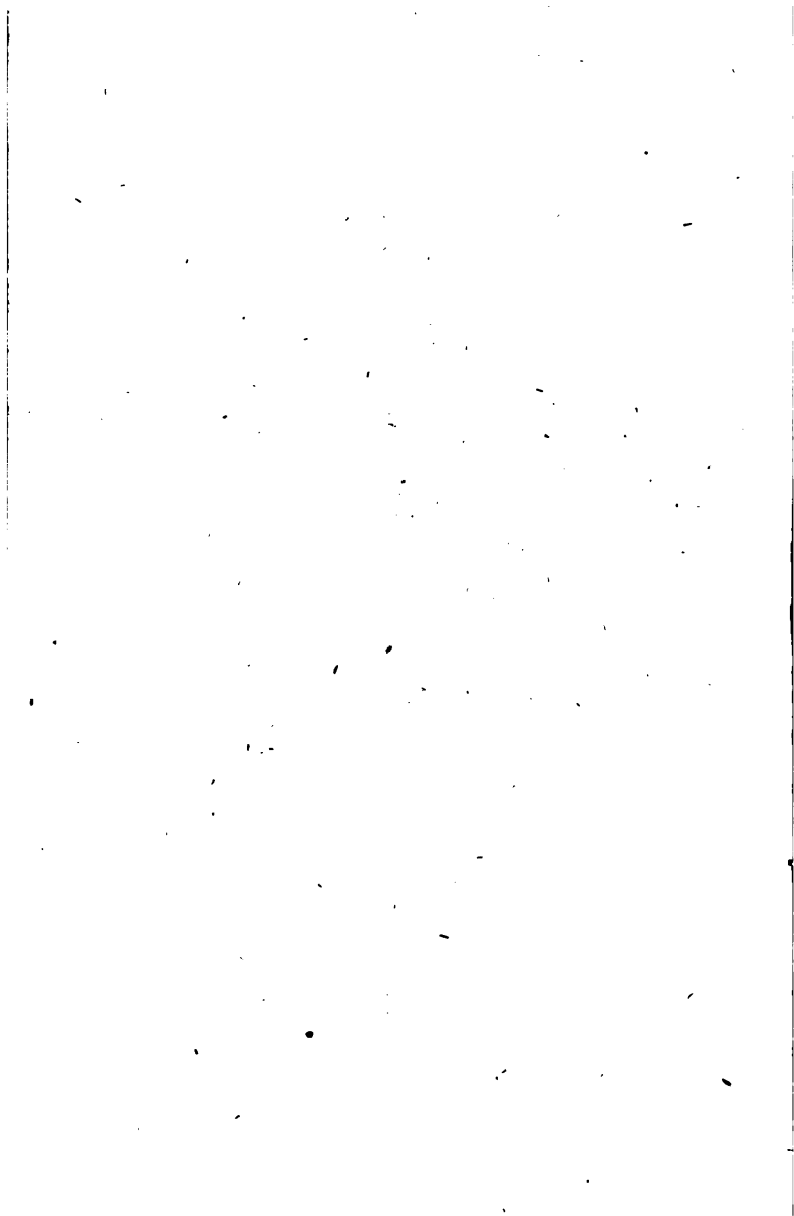
**Wir** aber wollen an uns selber **Gerechtigkeit** üben, damit uns **Gott** nicht bald einen **Simsen** sendet, der uns die **Schwänze** zusammenbindet, **Feuer** dazwischen legt und die so eitlen **Schakale** in die **bann hohnlachend aufflackernden Saaten** der **Philister** jagt!

---

x.

**Gustav Schlesier.**

---





---

Alle Vaterlandsfreunde sahen mit Genugthuung, wie ein Zwiespalt des politischen ja fast des gesellschaftlichen Lebens, der noch vor einigen Jahren in Süddeutschland theils gewaltsamer theils rechtlicher Mittel sich bediente, um einem von zwei entgegengesetzten Extremen den Sieg zu verschaffen, allmählig, wenn auch noch nicht überall aus den Gemüthern, doch aus dem Verkehre der verschiedenen Stände und namentlich aus den Berührungen sich verlor, welche in einzelnen Staaten Regierte und Regierende durch sogenannte Verfassungen zusammenführten. Die Interessen der materiellen Existenz, die Interessen des Handels und der Industrie werden

gewöhnlich mit der Ehre bekleidet, ausschließlich diese Versöhnung bewirkt zu haben: was den Ständeversammlungen nicht gelang, nämlich Vertrauen zwischen zwei Parteien herzustellen, wo eine von der Schwäche der andern zu gewinnen hoffte; das soll bald darauf einem Kanale, einer Eisenbahn gelungen sein. Wenigstens pflegt man, wenn man die Beruhigung der politischen Leidenschaften zu erklären sucht, den Indifferentismus vorzuschützen, der sich plötzlich des Zeitgeistes bemächtigt hätte, gleichsam als wäre kein Friede, sondern nur ein momentaner Waffenstillstand jetzt eingetreten. Diese fast drohende Erklärungsart hat aber das Rechte schwerlich getroffen. Weit entfernt, daß Deutschland in einen materiellen Indifferentismus versunken wäre; ist es nach wie vor der Entwicklung seines politischen Lebens zugewandt und scheint sich nur darin besonnen zu haben, daß es die Mittel, welche früher von dem Parteigeiste angewandt

wurden, entweder als ungerechte oder als zwecklose erkannt hat. Von einer Reaktion der Regierungen kann nur zum Theil die Rede sein; denn wenn sie auch die Ueberfluthungen des einmal ausgetretenen Redestromes in ein engeres, aber natürliches Bett zurückdrängten, so hat sich doch die Opposition so bereitwillig diesen Anordnungen gefügt, sie hat, da es ein Gesetz wurde, in seinen Neben sich zu mäßigen, doch lieber gar nicht geredet und hat auch nur das geringste Quantum von Wirksamkeit, die möglichste Ausbreitung ihrer Ueberzeugung so wenig mehr zu betreiben sich veranlaßt gefühlt, daß man, gleichviel ob man nun an ihrer früheren Aufrichtigkeit zu zweifeln Grund hätte oder ob man annehmen mußte, daß ihr die Mittel nicht zu Gebote stehen, mit Mäßigung ihren Ideen und deren Verbreitung nachzuleben, jedenfalls berechtigt ist, den jetzigen Zustand unseres Vaterlandes keinen vorübergehenden, interkurrenten, oder wohl

gar nur auf materielles Wohlleben gerichteten zu nennen, sondern ihn für die Entwicklung unserer politischen Existenz eben so hoch anzuschlagen, wie nur irgend eine Epoche, die schon da war oder noch kommen soll.

Bei diesem auffallenden Stillschweigen des früher so lauten Widerspruchsgeistes, bei einer Erscheinung, die weit entfernt ist, in Ueberzeugung und aufrichtiger Nachgiebigkeit ihren Grund zu haben, kann ein Versuch nicht überraschen, der kürzlich unter dem etwas obsoleten Titel: Oberdeutsche Staaten und Stämme von G. Schlesier gemacht worden ist, die politische Debatte unter den heutigen Umständen wieder aufzunehmen, sie auf das Maß gegebener Zustände zurückzuführen, und den Widerspruch nicht im Sinne des Parteigeistes oder einer die Ordnung gefährdenden Freiheitsleidenschaft, sondern als etwas in der Natur alles Staatslebens Begründetes wieder aufzunehmen, eine Opposi-

tion im Englischen Sinne des Wortes, die, wie der Verfasser sehr naiv sagt, damit enden würde, daß man ihn an einen Ministertisch beriefe und ihm ein Portefeuille zu vertheidigen gäbe. Der Verfasser jenes in der Schreibart etwas ungeglätteten Gemäldes der süddeutschen gegenwärtigen Staatenlage will seine Dpposition nicht an die letzte Rede des Herrn von Rotteck oder irgend eines Andern, der es bedauerte auf Hambach nicht gesprochen zu haben, anknüpfen, sondern an die patriotischen Phantasien des Julius Wöber, an eine Zeit, die demnach weder Napoleon, noch den öflichen Völkeraufschwung kannte, frei war von dem politischen Galvanismus, der über das erstorbene Deutschland durch die französische Revolution kam, an eine Zeit, will der Verfasser auf jeden Fall sagen, wo man die Maaßnahmen der Regierungen tabeln durfte, ohne darum für einen Jakobiner gehalten zu werden. So verjährt diese Anknüpfung ist, so

nen ist sie für unsre Zeit. Wir wollen den Brief auch des Verfassers näher beleuchten, und werden es mit um so größerer Bequemlichkeit thun können, da Alles, was nach einseitiger bloß formeller Oppositionsmacherei riecht, namentlich die meisten Ständeverhandlungen, die Süddeutschland seit der Julirevolution erlebte, in dem Verfasser der Oberdeutschen Staaten und Stämme einen entschiedenen, und wenn man die verschonte Volksgunst bedenkt, unerschrockenen Gegner gefunden hat.

Hielten wir die Erscheinung jenes Buches nicht für wichtig, so würden wir keine Notiz davon genommen haben. Wir gestehen aber, daß in dem gewiß noch jugendlichen Haupt, dem dasselbe entsprang, eine Bewirrung der Ideen zu gähren scheint, die jede sichere Abgränzung dessen, was er eigentlich will und was wir ihm zufolge, eigentlich thun sollen, gänzlich unmöglich macht. Nicht nur, daß die widerspre-

chendsten Dinge auf eine wunderliche Weise von ihm gemischt werden, daß er in seinem Gemälde bald vom Kleider Vertrage, bald von den Freunden des Münchner Lebens, bald von der Politik des Wiener Congresses, bald wieder von den Straußischen Walzern spricht; sondern seine Begriffe, die er ganz eigentlich aus einem Systeme herauszuschälen sich die Meane giebt, tragen ihrerseits selbst so oft den Stempel des augenblicklichen Einfalls, einer guten oder bösen Laune, vor allen Dingen aber eines gewissen leidenschaftlichen bloßen Zadelgeistes, eines pedantischen Dandysmus, wenn wir so sagen dürfen, daß man von den zahllosen Versicherungen seiner Ergebenheit an die Thatfachen der Ordnung und des bestehenden Gesetzes, wie von einem Mistone, der nur künstlich ist, während all sein anderes naturalistisches Wesen ihm angeboren scheint; fast unheimlich berührt wird. Es herrscht mit einem Worte eine wunderliche Mengerei von

Ideen und Anschauungen in diesem Versuch, die politische Debatte aufs Neue zu eröffnen, ein halb freies, halb gezwungenes Wesen, Dilettantismus und Rathgebertheorie, Belletristik und Politik, kurz eine Unbestimmtheit des eignen Könnens und Wollens, daß man fürchten muß, der Verfasser möchte die Gegenstände, über die er sich verbreitet, mehr compromittiren, als aufklären, er möchte die Gesichtspunkte des politischen Raisonnements eher verrücken, als feststellen. Das dritte Wort, welches der Verfasser der Oberdeutschen Staaten und Stämme im Munde führt, ist die Staatsräson, die Staatsklugheit; aber entweder verbindet er mit diesen Ausdrücken eine so besondere Vorstellung, daß wir ihren Reizgeschmack nicht kennen, oder er benützt sie zu Wendungen, die allzuviel Heterogenitäten enthalten, um nicht den Ernst jener Begriffe herabzustimmen und seine eigenen Beschwörungen derselben zu ent-



kräften. Der Verfasser nimmt Wunder welche Miene einer eingeweihten politischen Specialität an, und leidet doch wieder an einer Schwaghastigkeit, die ihn hundert Dinge in seine Staatsräson mit hineinziehen läßt, die nicht hineingehören und nur dazu dienen können, die Einfachheit untrer gegenwärtigen politischen Gesichtspunkte zu verwirren.

Es soll ferne von uns sein, die politische Existenz eines Volkes einzig und allein in seinen staatsbürgerlichen Pflichten und Rechten zu sehen, und nicht in der Totalität aller seiner geistigen Lebensfunktionen. Ferner steht es fest genug, daß die Regierung nur die äußern Umriffe in diesen Funktionen ziehen darf und es der Nationalität ihren Eigenheiten und ihrer Freiheit überlassen bleiben muß, diese Umriffe auf eine originelle Weise auszufüllen. Mein hat man einmal das Wort: Staatsräson in den Mund genommen, und macht man sich anheischig, die

Politik nicht als Staatsweisheit, sondern, wie der Verfasser will, als Staatsklugheit zu behandeln, dann wissen wir nicht, ob es etwas Staatsirrationableres und Staatsünklugeres geben kann, als in einem Momente, wie dem gegenwärtigen, wo die deutsche Politik nur einige wenige feste Hauptziele haben soll und haben kann, die Schleusen aller Lebensfunktionen loszulassen und in einem Buche, das der Politik gewidmet ist, eben soviel von der Literatur, wie von der Malerei, von der Landesfittte und sogar von den Nahrungsmitteln und der Küche zu sprechen. Da aber der Verfasser dies thut, so hat die Haltung seines Buches etwas Unwahres und Affektirtes, abgesehen davon, daß einerseits die heftigen Ausfälle desselben gegen die jetzt überall schweigende Opposition dieselbe nur entrüsten, und andererseits seine zweideutige Advokatur für die politischen Thatsachen Deutschlands, denen er auf willkürliche Weise einen

englischen Zuschnitt bleibt, diesen auch nichts nützen wird, da er sie von einem selbstgemachten Englischen Oppositionspunkte aus oft mit denselben Waffen, wie der von ihm desavouirte Liberalismus, bekämpft.

Die Art und Weise eines Justus Mober mag in Zeiten förderlich sein, wo Europa von allen Seiten friedliche Constellationen zeigt. Der Regierung so, wie der Verfasser thut, gegenüber zu treten, mag, wenn nicht nützlich doch unerschädlich sein, wenn die Regierung die Wahl hat, hier oder dahin den Weg einzuschlagen, und um den richtigen zu wählen, der Aufklärung von Seiten begabter urtheilsfähiger Köpfe bedarf; endlich, wenn in der That die Entwicklung des sittlichen und geistigen Lebens in der Masse weiter fortgeschritten ist, als etwa in einer Regierung, die sich nur aus erblichen und privilegierten Ansprüchen ihre Beamten zu rekrutiren pflegte. Da überall würde die Staatsräson des

Verf. der Oberdeutschen Staaten und Stämme nicht am unrechten Orte sein. Allein bei uns kann gegenwärtig die Regierung mit Recht verlangen, daß sich noch lange Zeit das geistige und gemüthliche Streben der Nation ihr als leitendem Gedanken anschliesse; aus dem Grunde nämlich, weil keineswegs Aussichten vorhanden sind, welche eine völlige Erstickung der revolutionären Tendenzen jetzt schon als vollzogen annehmen lassen, weil noch immerdar der Charakter der deutschen Staatsmaximen ein präventiver sein muß, und es Büchern, wie dem von unserm Verf. schwerlich gelingen wird, die bisherige süddeutsche Opposition in allen ihren Anforderungen zu widerlegen und da Mäßigung hinzupflanzen, wo weit mehr die Leidenschaft den Ton anzugeben scheint. Kann z. B. die Regierung, und muß sie es nicht, von einigen anderen Lebenskreisen, um nur zu sagen, von der Literatur verlangen, daß die Gährungen, Form-

losigkeiten und Uebertreibungen, welche noch zur Stunde in ihr die kritische Oberhand haben, erst durch sich selbst überwunden und ausgeathmet haben, ehe sie sich entschließen darf, so mit der Kunst und Wissenschaft zu parlamentiren, wie es der Verf. verlangen möchte? Kann eine solche Einheit alles Volks- und Staatslebens, wie sie wünschenswerth genug ist, unter den jetzigen Umständen schon Statt finden, wo die Regierungen nur zunächst die eine Aufgabe haben sollen, daß sie ihre Ansprüche und Befehle feststellen, daß sie im Strome fluthender Meinungsdivergenzen, in der Anarchie, welche unsre religiösen, philosophischen und sogar unsre poetischen Debatten beherrscht, wenigstens einige unwandelbare und unumsstößliche Thatfachen festhalten, an welchen sich die Wellen des Tages vergebens brechen? Würde, wenn die Regierungen in dem träumerischen Sinne unsres Autors dem Volksgeist und der Erinnerung an das vorige endende Jahrhun-

bert, wo freilich die Regierungen nur Organe des höheren Volksanfschwunges waren, Gehrgaben, nicht das Gesetz und die Ordnung bald selbst in den Strudel der allgemeinen Zweck- und Ziellosigkeit der Tendenzen hineingerissen werden und das Schicksal dieser Widersprüche selber theilen müssen?

Warum stellen wir diese Fragen auf? Wir achten die Talente des Verfs: finden aber nicht, daß er einen guten Gebrauch von ihnen macht. Es bemächtigt sich seit einiger Zeit der jüngeren, ja selbst nur aus poetischen Kreisen entsprossenen Generation das Bestreben, mit Hintansetzung der frühern vorzugsweise liberal genannten mehr oder weniger geselzlichen Gährung Süddeutschlands, mit Hintansetzung der Bestrebungen der Herren von Rotteck, Thstern u. A. sich in einem gleichsam historischen Sinne auf politische Debatten einzulassen. Es ist nicht der Geist der Unordnung, der sich darin ausdrückt. Im Ge-

gentheil, der Verfasser der Oberdeutschen Staaten und Stämme ist in dem Sinne monarchisch, daß er einen einigen festen und consequenten Willen an der Spitze der Regierung um keinen Preis vermissen möchte. Allein die Unzulässigkeit dieser Bestrebungen beginnt mit der Masse von Zumuthungen und Anerbietungen, die man dem Gouvernement aufdrängen möchte, ja sogar durch das Aufdrängen von Personen, wie denn der Verf. jenes Versuchs deutlich genug zu verstehen gibt, daß er nur so lange opponiren würde, bis er selbst an den Ministertisch käme, dieser jugendliche For! Welche wunderliche Aeußerungen! Wenn wir dem Verf. nach den voranstehenden Bemerkungen noch einen guten Rath geben möchten, so wär' es der, die Staatsräson denen zu überlassen, welche dafür verantwortlich sind, sich selbst aber auf irgend ein kleines abgesondertes Gebiet nützlicher und angenehmer Thätigkeit beschränken zu wollen. Alles zu sein,

Philosoph, Literator, Kritiker, Historiker, Publizist, ja sogar, wenn das Glück gut ginge, Staatsmann — dabei möchte schwerlich etwas Gediegenes herauskommen; während wir durchaus nicht in Abrede stellen, daß irgend ein kleines von diesem verspäteten Schüler des Justus Möser fleißig und redlich bearbeitetes Ackerfeld der Poesie oder Philosophie ihm eine ergiebige Ernte tragen würde.

---



III.

Don : Quijote.

---

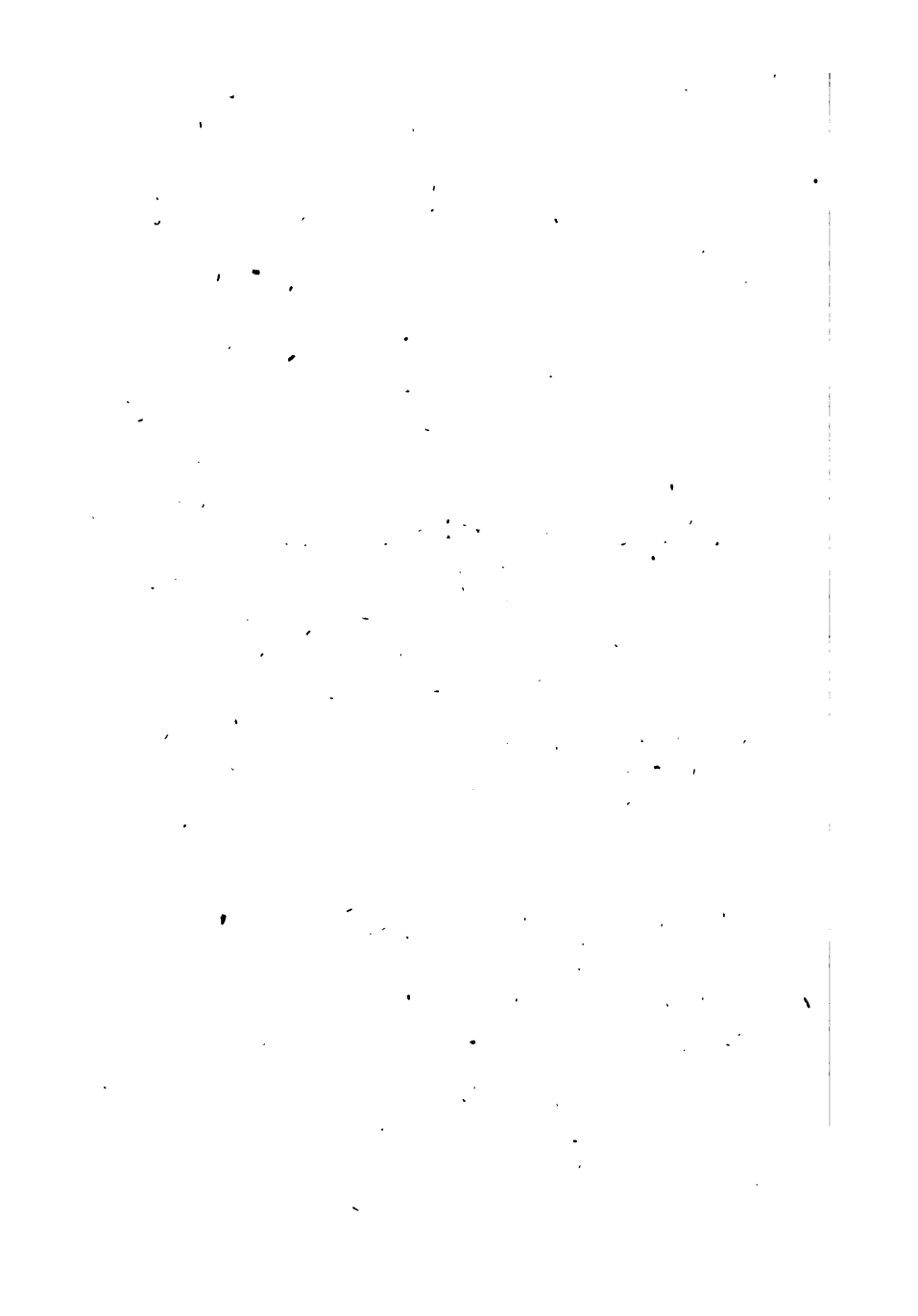
Philosoph, Literator, Kritiker, Historiker, Publizist, ja sogar, wenn das Glück gut ginge, Staatsmann — dabei möchte schwerlich etwas Gebiegenes Herauskommen; während wir durchaus nicht in Abrede stellen, daß irgend ein kleines von diesem verspäteten Schüler des Justus Möser fleißig und redlich bearbeitetes Ackerfeld der Poesie oder Philosophie ihm eine ergiebige Ernte tragen würde.

---

III.

**Don : Quijote.**

---



I.

**J. Mind w i s.**

---

[The page contains extremely faint and illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the document. The text is scattered across the page and cannot be transcribed accurately.]

---

Als man vor einiger Zeit im Messkatalog die Ankündigung eines Briefwechsels las, der zwischen dem Grafen Platen und einem gewissen Johannes Minckwitz erscheinen sollte, hoffte jeder Freund der schönen Literatur einen interessanten Beitrag für die Geschichte der Geistes- und Herzensentwicklung eines Dichters zu finden, dessen Leben kalt gelassen hatte und der erst durch seinen Tod zu rühren bestimmt schien. Man schloß auf eine dem Publikum unbekannt gebliebene freundschaftliche Verbindung des Verstorbenen mit irgend einer unbekannt gebliebenen Persönlichkeit, die mehr empfangen als geben, mehr anregen als befriedigen konnte, auf ein Verhält-

niß, wie es z. B. zwischen Jean Paul und dem unbekanntem Otto Statt fand. Jetzt, wo der Briefwechsel erschienen ist, erstaunt man über die Täuschung, der man sich hingeben konnte. Keine einzige, noch so bescheidene Erwartung ist eingetroffen. Und doch ist es schwer, gleich zu sagen, was man gefunden hat. Unsere Täuschung ist aus so vielen Elementen zusammengesetzt, daß wir historisch zu Werke gehen müssen, um unsern Lesern von jenem bei Kummer in Leipzig erschienenen kümmerlichen Briefwechsel eine richtige Vorstellung zu geben.

Herr Johannes Minckwitz, den man wegen seines mangelnden Witzes füglich Manck- (manque-) Witz nennen dürfte, gehört zu einer Menschenrace, über deren Aussterben man sich also vergeblich Glück gewünscht hat! Wenn wir von Herrn Minckwitz sagen wollten, er wäre ein Pedant, so hätten wir Das, was er ist, immer nur erst halb ausgedrückt. Ja, er ist ein Pe-



dant, aber ein Pedant mit Umfänden. Worte nennen das Ding nicht: wir müssen es umschreiben und wieder historisch verfahren.

Herr Mindwig ist ein Sachse, ein Leipziger, ein Philologe. Er wurde auf irgend einer Fürstenschule, wie die Gymnasien in Sachsen heißen, in die Wissenschaften eingeführt d. h. in das classische Alterthum, oder was dasselbe ist, in die Grammatik und das Verikon. Armer Junge! Du wolltest Homer finden und fandest nur das Aeolische Digamma, Du wolltest vom Sophokles lernen und Sophokles lehrte Dich nur, die Metren seiner Ehre anzuordnen! Mindwig verläßt die Schule, Mindwig hat eine Rede gehalten *de studio antiquitatis sive de particula Æv*. Er weiß von Rom, Griechenland, von den größten Männern der Urzeit; er weiß zwar nicht, was sie gedacht, aber doch, wie sie gesprochen haben, er kann mit Themistokles reden und wird im Clysium als Dolmetscher

angestellt werden. Minckwitz ist wieder in Leipzig, in dem schönen Leipzig, wo er geboren wurde, er ist bei Hermann, bei Gottfried Hermann, er hört Vorlesungen über den Viger, er übersetzt, aus dem Griechischen in's Deutsche, aus dem Deutschen in's Griechische, rück- und vorwärts, Minckwitz wird Mitglied der griechischen Gesellschaft. Und wie der Mensch im Leben seine plötzlichen Momente hat, die ihn packen und um Jahrhunderte in seinen Ideen weiter schleudern, da bekommt er durch Zufall eine Platen'sche Ode zu Gesicht. Er erstarrt, er hatte das Versmaß gemessen, großer Gott, es war nicht ein einziger Fehler in der Scansion. Minckwitz kennt sich nicht mehr: er geht mit großen Plänen schwanger.

Man muß nicht etwa glauben, daß diese Geschichte schon sehr alt ist. Nein, sie fiel erst vor zwei Jahren vor. Herr Minckwitz ist noch blutjung. Hierin steckt eine Merkwürdigkeit;

Denn es ist wohl merkwürdig, zu beobachten, wie sich junge Leute unserer Lage in die heutige Literatur hineinzudenken und zu fühlen lernen, wie sie es machen, um den ganzen modernen Krimskrams seit 1833, dieses Chaos von Talent, Leichtfinn, Verfolgung und gegnerischer Gemeinheit klein zu kriegen, wie man sagt! Es ist merkwürdig, Herrn Mindwiz, dieses philologische Infusionsthierchen, unter der Lupe zu betrachten, und zu Nutzen unserer neuesten Culturgeschichte zum Swammerdam an ihm zu werden.

Leipzig im Jahre 1833! Das war das Zeitalter des Heinrich Laube und Joel Jacoby. Damals mußte man in Leipzig sein, um zu wissen, was „moderne“ Literatur ist. Herr Mindwiz war so glücklich. Er konnte die neue Literatur kennen lernen, wenn er im Hotel de Bavière speiste. Er wußte nur von Homer, Thucydides und Xenophons Anabasis (Teubner'sche Ausgabe) und was er kennen lernte von der

Literatur seit der letzten byzantinischen Periode bis auf heute, von der Literatur des Mittelalters und der neuen Zeit, von der Literatur zweier Jahrtausende, das war nur Eines: Heinrich Laube! Homer und Laube! Thucydides und Laube, Xenophons Anabasis und Laube! Armer Laube; es gab damals in Leipzig einen Jüngling, der Dich grimmig haßte, der Dich mit archilochischen Jamben, griechischen Jamben tödten wollte, und siehe, dieser Jüngling hieß Johannes Minckwitz! Nichts kann drolliger sein, als der Kerger, den Herr Minckwitz über die „moderne“ Literatur, die er durch die Straßen Leipzigs fahren und reiten sah, empfand, den er warm ausschüttete in die Brust seines nunmehrigen Freundes Platen, und jetzt in der Vorrede seines Buches in das große, welthistorische Herz eines Schelling. O Platen, Schelling, ruft er aus, sehet, was sich hier begibt, leset den gefrigen Theaterbericht über das Spiel der Dem.

Wagner, spricht: soll ich? soll ich zuschlagen? Ja, Herr Minckwitz ging sogar so weit, Platen aufzufordern, ob er aus den Leipziger Zuständen nicht eine Comödie in Trimetern und mit Parabasen machen wolle: er könne von ihm die Lieferung der Materialien verlangen, er wolle sie ihm alle schildern, wie sie lebten und lebten, die Redakteurs des Kometen, Planeten, Eremiten u. s. w. Platen erschrickt vor einem Fanatismus, der von Injurienprozessen noch nichts gehört zu haben schien, und zur „verhängnißvollen Gabel“ blieb diesmal noch das Messer aus.

Doch seh' ich, daß ich meiner Erzählung vorgegreife. Wie kamen denn hier der Meerbusen von Salerno und die Pleiße zusammen? Durch ein griechisches Gedicht. Herr Minckwitz übersetzte Platen's Gedichte in's Griechische, und zwar so hübsch, daß wir uns Platen's Geneigtheit, auf die zudringlichen und unhöflichen Briefe des jungen Leipziger Privatdozenten zu antwor-

ten, wohl erklären können. Wer ein griechisches Ohr hat, liest diese Uebersetzungen mit Vergnügen; wir wollen durchaus nicht ungerecht sein, denn wir zweifeln nicht, daß Herr Mindwiz besser griechisch als deutsch schreibt. So empfand auch Platen: daher dieser Brief- oder besser Billetwechsel. Mindwiz liebte seinen Gegenstand der Verehrung oder vielmehr das Original seiner Uebersetzungen; Platen entschuldigt sich nur immer, daß er noch nicht geantwortet hätte und bittet, ihn nicht um zu viel Porto zu bringen. Mindwiz aber hört nicht auf: er schickt ihm ganze Stöße von Uebersetzungen aus dem Euripides und Sophokles; ja, er schickt sie ihm sogar nach Sicilien und Syrakus! Der unglückliche Platen!

Jetzt, glaube ich, hat der Leser allmählig eine Vorstellung von dem Mindwizigen Briefwechsel. Nehme man noch hinzu, daß nichts widerlicher ist, als eine Jugend, die wie ein Alter spricht, als eine blöde, vom Lampenschein

erblaßte, feuchthändige Pedantennatur, als Arroganz bei Knaben, Mangel an Lebensart bei jungen Männern, Zutraulichkeit, wo man ehrerbietig sein soll, Aufdrängen, wo man nicht hingehört, Beschränktheit eines Philisters, wo man Einsicht in hohe Dinge affectirt; dann kennt man vollständig das Porträt, welches hier ein Gelehrter schon in seinen Zwanziger Jahren von sich aufstellt! Um diesen Charakter, der aus Philisterei und Mangel an Lebensart zusammengesetzt ist, mit einem Zuge zu schildern, so erwähn' ich nur die wunderliche Zumuthung, die er in einem seiner unfrankirten Briefe an Platen richtet. Platen ist in Italien, in Neapel; und Minckwitz schreibt ihm: Werden Sie uns nicht einmal in „Leipzig“ besuchen! Gibt es etwas Tolleres und Beschränkteres! Einem Dichter, von dem er wissen muß, daß ihm Neapel die Vorhalle des Paradieses ist, zu sagen: Kommen Sie doch nach Leipzig; der alte Gottfried

Herrmann, nein! nicht einmal so: der Herr Comthut Herrmann möchte Sie sprechen! O du Spießbürger von einem Philologen! Es ist gräßlich; Minckwitz ist noch keine 25 Jahre alt.

Ich möchte diesen Artikel gern mit etwas Bedeulichem beschließen, und erwähne daher nur kurz die am Schluß des Buches beigefügten Briefe Platens an G. Schwab. Sie scheinen aus einem Papierkorbe aufgelesen; denn in diesen gehören sie eher, als vor das Publikum. Raucht Herr Schwab, so würde er besser daran gethan haben, aus ihnen Nibibus zu machen, als sie drucken zu lassen. Schlimmes Zeichen für den Empfänger dieser Briefe, daß ihm der Schreiber derselben nichts Besseres zu bieten für nöthig hielt! Das wollen unsere großen Männer sein; und in ihren Briefen schreiben sie sich, wie Commissionsreisende an ihren Prinzipal. Das einzig Brauchbare in den Billeten sind die Bemerkungen über W. Waiblinger's römische



sche Lebensweise, Notizen jedoch so trauriger Art, daß Herr Gustav Schwab, der der Lehrer W. Waiblinger's war, lieber mit seinen Thränen diese Schriftzüge hätte auslöschen sollen, als sie durch den Druck veröffentlichen. Lebte Waiblinger noch, so ging' es, weil Eltern und Lehrer strafen dürfen; aber Waiblinger, der Unglückliche, ist längst hin und schläft in römischer Erde einen Schlaf, dessen Niemand mehr gedenkt. Um einen todtten Sohn oder Schüler, ob er auch verloren ging, trauert doch jedes Vaterherz, jeder Lehrer, der ein edles Gewissen hat, und G. Schwab soll Schuld sein, wie verlautet, daß Waiblinger untergieng.

Ich bin zu weich gestimmt, um auf die Arbeiten des Herrn Winckwitz zurückzukommen. Was er über Platen sagt, womit er ihn gegen seine Gegner vertheidigt, das ist Alles Spreu und windiges Zeug. Die Hauptsache bleibt:

Platen ist eines der beklagenswerthen Opfer, welche der Genius der Dichtkunst dem Zeitgeiste und seinen confusen Centern öfters bringen muß. Platen angegriffen haben, das will wenig sagen; aber ihn nicht vertheidigt haben, das ist die Schande, die auf Deutschland lastet. Wenn Heine und Immermann ihn mit allen Waffen verfolgten, so that es Dieser, um sich zu vertheidigen, Jener, weil er selbst die Theilnahme des Publikums brauchte und auf fremden Ruhm eifrig war. Aber Ihr tragt die Schuld, die Ihr ihn aufkeimen sahet und nichts für ihn thun wolltet! Der Vorwurf trifft die Münchner Kreise, die ihm unter vier Augen einen Lorbeerkranz aufsetzten, ihn genossen und ihn niemals dem Publikum empfohlen haben, die Stuttgarter-Büchlinger Kreise, weil theils die schwäbischen Lyriker ihn ausschlossen, theils die Kritik ihn nicht von seiner tiefen Seite zu würdigen wußte. Jene besangen sich doch untereinander selbst: warum

nahmen sie nicht Platen in ihr Selbstlob auf? Diese, die Kritik von Stuttgart, tödtete Platen, ohne Hand anzulegen. Sie hatte zu viel Vorurtheil und zu wenig Geschmack, um den Verstorbenen würdigen zu können. An den Ignorirenden und Ignoranten liegt's, nicht an den Angreifenden.

Wer mir Glauben schenken will, der wähle sich eine freie Stunde, so lang es noch grün ist, und lese Platen, als wenn er ihn noch nie gelesen hätte. Er lese weniger seine dramatischen und epischen Arbeiten, als seine lyrischen Gedichte. Man wird in ihnen wenig objective Leistungen finden, das heißt Deklamirbares, was für sich besteht, wenig, das in sich fertig ist und keiner Fortsetzung bedarf, kurz wenig Gedichte in dem gewöhnlichen, vereinzelnden Sinne, aber statt dessen unendlich viel Dichten, Leben, Empfinden, Wahrheit überall; wohin man blickt, Wahrheit bei aller Kunstgerechtigkeit der Form.

Platen ist ein Charakter seltener Art. Sein Haß, seine Melancholie, seine Wunderlichkeit, sein Selbstvertrauen, dies Alles sind Elemente, die uns freilich nicht zünden, die uns durchaus nicht so anwehen, wie jene Schmeicheleien, jener Kitzel unfres guten Menschen, die wir immer für Poesie ausgeben und beklatschen. Platen hat Nichts, das als Befinnung sich empfehlen läßt, das uns als ein Lotterbette für unsere Trägheit und Eigenliebe dienen könnte. Er spricht von uns Deutschen, er liebt die Deutschen, aber indem er sie züchtigt; er schmeichelt ihrer Eitelkeit nicht mit den beliebten großen Redensarten. Es fehlt ihm an Natur, Sonntagsfreude und Liebe durchaus nicht, aber in Alles mischt sich Etwas, das seine Empfindungen verdüßert. Seine Gedichte sind nicht wir, sondern er. Das ist es. Daran ist der Deutsche gar nicht gewöhnt, durch seine graffrende schlechte Lyrik, durch seine schlechte Kritik gar nicht

gewohnt. Der Dichter soll uns schildern, er soll im Abendsonnenschein spazieren gehen, er soll im Walde nach den Vögeln sehen; für wen? für uns, die wir sagen: er drückt unser Herz aus, unser Gefühl, unser Wollen; ja, das sind wir! Der große Dichter! Der große Schiller, der große Uhland und der ganze Reigen hinten drein, die Alle bloß dichteten, um gehört zu werden. Platen dichtete nicht, um gehört zu werden. Er hat kein Gedicht, das sich deklamiren läßt. Man muß, was er dichtete, empfinden, still betrachten, erwägen, man muß ihn ergründen, wie man Horaz, wie man Goethe ergründen muß. Platen gibt sich selbst als Dichter: er dichtet seinen Menschen; darin liegt das Unglück und die Ungerechtigkeit, welche ihn verfolgte, indem sie ihn nicht hörte. Er lebte in den Zeiten der Zweckpoesie, der arme Dichter, der wie Petrarca glaubte, seine Gefühle, wie dunkel und melancholisch, wie egoistisch und

wunderbar sie waren, hätten das Recht erkaufte, zu gelten, dadurch, daß er sie in meisterhaften Weisen aussprach. Solche Meinungen im Publikum begünstigte die oberflächliche Kritik jener Zeit nicht. Platen verlor vor ihr sein Dichterrecht, weil er ein wahrer Dichter sein wollte.

Ich will manche der gegen Platens Muse gemachten Einwürfe nicht in Abrede stellen. Aber spricht man von ihrer Kälte, so ist das ihr Reich, von ihrem Egoismus, so ist das ihre Wärme. Die Form ist classisch und kost wie Wellenschlag an jedem Ohre, das griechischen Wohlklang versteht. Ich begreife nicht, wohin es mit der deutschen Cultur hinauswill, wenn man für das Individuelle und Charakteristische im Genie keinen Sinn mehr hat und diejenigen Geister mißachtet, die sich schämten, der Masse zu schmeicheln! —

II.

Joel Jacobson

---





---

Die Klagen eines Juden enthalten einen Versuch, den Schlag auf den Kopf zu stellen. Herr Jacoby bekämpft die Verthümer der Revolution mit den Tugenden derselben; die er sich zu eignen gemacht hat; er will die Leiden des Judenthums schildern und bedient sich dabei einer Dialektik, die er nur dem Christenthum verdankt. Herr Jacoby, an der Hegelschen Begriffleiter Klettern und denken lernend, konnte, um consequent zu bleiben, nur damit enden, daß er sich taufen ließ und irgendwo außerordentlicher Professor wurde. Statt dessen behält er seinen polnischen Bart und Stock und sucht, ein zweiter Susslow, aus dem unmenschlichen Hohe des israe-

litischen Glaubens Löhne hervorzulocken, die auf die Note mit christlichen Chorälen zusammen-treffen. Die wunderlichste Verwirrung der Begriffe spricht sich in diesem neuen Psalterion aus. Man glaubt das Berliner politische Wochenblatt zu sehen, welches um seinen Arm den Talisman der jüdischen Frömmigkeit, die Tephilim, gewickelt hat. Es ist die Haller'sche Restauration der Staatswissenschaften, die hier mit Band und Bleistift behandelt. Herr Jacoby ist schon längst getauft, wenn er auch vorgibt, in diesem Buche nur aus der Beschneidung zu sprechen.

Ich bin in Verlegenheit, wie ich es anfangen soll, um aus dem korinthischen Erz oder Berliner Neusilber der vorliegenden Composition alle ursprünglichen Stoffe rein herauszuscheiden. Noch niemals hat die Lüge, oder zarter gesagt, die Selbsttäuschung sich einen so undurchdringlichen Schleier von wahrhafter Ueberzeugung vorgezogen. Herr Jacoby nimmt mit seinem jüdisch-

christlichen Neusilber eine so offizielle, patentirte, oder um es besser zu sagen, arrogante Miene an, daß Mancher vor ihm erschrecken wird und sein Buch lieber gar nicht liest, aus Furcht, wenn er nicht daran glaubt, für einen Hochverräther erklärt zu werden. Herr Jacoby flattert seinen neuen davidischen Psalmen voran wie ein Zornengel, der, meines Wissens, in der Vorhalle des Allerheiligsten nicht gestanden hat. Es ist nicht die sanfte, elegische Färbte, die seine Schmerzen und Klagen begleitet, sondern eine große Knallpeitsche, mit der er über die Häupter seiner etwaigen Gegner hinwegsaust. Wir glauben, daß Jemand, der soviel Prätensionen macht, wie Herr Jacoby, sich auch auf etwas Beweisartiges stützen müsse. Was hat Hr. Jacoby geleistet? Beantworten wir diese Frage, so sehen wir vielleicht auch die Ursprünge jener Confusion, über welche man bei diesen Judenklagen sich am meisten zu beklagen hat.

Herr Jacoby trat mit einem politischen Büchlein für Deutsche auf, einer radikalen Schrift, die auch Wirth oder Siebenpfeiffer geschrieben haben konnte. Der Verfasser revolutionirte darin die Geschichte so stürmisch, daß er den lächerlichen Satz aufstellte, das Seltalter der Revolution hätte nicht mit 1789, sondern schon mit den Hohenstaufen begonnen. Man denke sich, Herr Jacoby wollte das ganze Mittelalter zu einer Einleitung in die Bücher des Herren Thiers und Mignet machen! Diese kleine Schrift zeichnete sich außerdem durch eine Renommisterei aus, die auf Niemanden, der Herrn Jacoby näher kannte, ihre komische Wirkung verfehlte. Der Verfasser prophezeigte seinem Erstlings-Kometen einen langen Schweif, aus kleinen feurigen Brochüren bestehend über Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerkataster und landwirthschaftliche Conjecturen, über Dinge, von welchen Herr Jacoby so viel versteht, wie ich

von der Mandchusprache. Das politische Büchlein erregte, ein Glück für den Verfasser, nur Gelächter. Doch strebte Herr Jacoby nach dem Ernste. Er wollte durchaus ein Märtyrer des Liberalismus werden, was ihm damals Ehre machte, und griff die Hohen und Niedrigen Berlins in den Zuständen und Bildern an, welche er über diese Residenz herausgab. Das Buch hatte nicht den geringsten Werth. Es war eine planlose Zusammenwürfelung planloser Stoffe, die der Verfasser in poetischer Prosa, dem Beispiele Heines folgend, bearbeitete. Weder die Neugier fand hier etwas Neues, noch der Geschmack etwas Schmachhaftes. In dem Tone, in welchem Heine den Tambour le Grand sprechen läßt, war das ganze Buch geschrieben, verbläunte kleine Absätze, beginnend mit — Und, und endend mit Und, jene modern-romantisch-jakobinische Phraseologie, deren Unortrüglichkeit man selbst empfunden haben muß, um zu ver-

stehen, was ich hier meine. Herr Jacoby hatte das Unglück, wegen dieses Buches von Hrn. Menzel gelobt zu werden. Eine dritte Schrift dieses Verfassers über die J u d e n e m a n z i p a t i o n löste sich in einen buchhändlerischen Scandal auf. Herr Jacoby verscholl.

Das Wiederauftauchen des Verfassers der Judenklagen ist sonderbarerweise dem Publikum bekannter, als seine frühere doch durch Bücher, die jetzt ausblieben, bezeichnet gewesene Periode. Herr Jacoby verwandelte sich in einen Correspondenzschreiber oder wie er selbst sagen würde, in einen Publizisten. Wie der Geist im Hamlet, oder wie ein Maulwurf warf er hier und da seinen Hügel Erde auf und rief bald hier, bald da, bald mit einem \* bald mit einem † bezeichnet, Verwünschungen über den Zeitgeist aus. Statt sich selbst anzuklagen und seine eignen Irrthümer, klagte er die an, die ihm früher geglaubt hatten. Er hatte seinen Rock umgekehrt und zeigte die

Seite jetzt nach Außen, welche früher sein Unterfütter war. Ich habe gegen seine stürmische Umkehr nichts; nur hätte er sie nicht auch von uns so stürmisch verlangen sollen. Er hätte warten sollen, bis wir uns selbst befinnen. Als B. Berner katholisch wurde, verdamnte er seine eigne Vergangenheit, nicht die der Andern. Er hielt Fastenpredigten, nicht um der Reher, sondern der Sünder überhaupt willen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß unter den jetzigen Verhältnissen in der Literatur die Ausbildung eines consequenten Charakters äußerst schwierig, ja unmöglich ist, wenn ein Schriftsteller nicht in der Lage ist, auf die Defectlichkeit eine Zeitlang zu resigniren. Ich will herzlich gern glauben, was uns z. B. Laube so oft sagt, daß „man neues Terrain gewinnen“ müsse (d. h. das alte verlassen) was Schletter kürzlich ausführte, daß der Liberalismus nach den Prinzipien des abstrakten Vernunftrechts,

unfrer Geschichte keine Erlösung bringen wird; ich will mich gegen diese Bemerkungen nicht stemmen. Nur die Rolle, welche Herr Jacoby spielt, halt' ich bereits für eine vogelfreie. Judenthum und Christenthum durch den Fanatismus der Geschichtscorruptionisten. zusammenzuthun, nebenbei Dichter sein wollen, Senk und König David in einem Sack, und unbegründete Correspondenzen in deutsche Zeitungen für publicistische Arbeiten ausgeben, dazwischen arrogant und dänkelhaft — das ist eine mithridatische Mischung, welche für meinen Geschmack zu piquant ist. Auch haben, soviel man den öffentlichen Blättern trauen darf, diese Klagen eines Juden noch keines Menschen Herz gerührt. Noch kein Gesangbuch hat sie für den Gottesdienst aufgenommen. Noch Niemand hat vorgeschlagen, sie an die Stelle wenn auch jener davidischen Psalmen zu setzen, die unächt sind.

Ich will nicht ungerecht sein. Ich will zu-



gestehen, daß die Stelle, wo Herr Jacoby von dem Spielzeug der „schönen blanken Christennamen“ spricht, mich gerührt hat. Noch eine andre Stelle ist schön, die, wo Herr Jacoby den Muth hat, die jüdische Geschichte der christlichen gegenüber zu halten. Diese beiden Stellen können aber auch beweisen, woran alle übrigen leiden; nämlich an dem Mangel von Thatsachen, an der faktischen Grundlage der Klagen, an der durchaus oberflächlichen und in vague Redensarten gehüllten Charakteristik des Unglücks der Juden. Lieder eines wahrhaften Hasid — welcher ein Stoff! Gesänge, entquollen dem vereinsamtesten Gefühle eines Juden, der sich zum letzten Male, ehe Jehova vollends stirbt, an ihn anhammert und mit trunkenem Anschauung von der Pracht der alten Tempelreligion träumt, Weisgesänge der Bundeslade — welcher ein Stoff! Und der Jude in seiner politischen und gesellschaftlichen Existenz, in dem stillen Groll um alte und neue

Unbill, der Jude, gegenüber den großen Geistern der deutschen Kunst und Literatur, der Jude, gegenüber den hohen Gestalten der christlichen Geschichte oder umrauscht von den Wipfeln der deutschen Eichen — wech' ein Stoff! Ja, Herr Jacoby, Sie mußten, um diesen Stoff zu bewältigen, nichts weiter sein, als Dichter und vor allen Dingen Jude! Hegel, Leo, das Berlinische Wochenblatt war für Ihre Psalmen durchaus Nebensache! Sie haben soviel lärmende Instrumente für Ihre Elegien engagirt, daß Niemanden die Melodie derselben deutlich werden wird.

Die Form dieser Klagen, behauptet der Verfasser, soll ihm außerordentliche Mühe verursacht haben. Diese Gesänge sollten ganz das Ansehen haben als wären sie aus dem Hebräischen übersezt. Ihre Form besteht in dem Parallelismus des alten Testaments, über welchen Herr Jacoby in der Vorrede eine Abhandlung verspricht, grade wie früher in seinem politischen

Büchlein die Abhandlung über Patrimonialgerichtsbarkeit versprochen wurde. Der Parallelismus des alten Testaments ist eine großartige Manier, alle Dinge zweimal zu sagen. Diese rhetorischen Tautologieen entsprechen vollkommen einer Poesie, die in ihren kindlichen Anfängen schon nach einer gewissen Abrundung strebte, und stehen tief unter dem metrischen Schematismus der classischen Literaturen, wie diese wieder unter der Musik unsrer neuen gereimten Literaturen. Oder will man nicht rangiren, so gestehe man wenigstens zu, daß jede dieser Formen in der Dichtung dem Genius der betreffenden Sprachen angemessen ist. Was sich auf hebräisch recht gut ausnehmen würde, mißfällt entsetzlich, wenn man es auch im Deutschen versuchte. Die Dichtungen des Herrn Jacoby mögen noch so tief sinnig hebräisch gedacht sein, sie sind im Deutschen sehr schwerfällig, sehr langweilig und sehr ohnmächtig. Was bei David eine Classizität

ist, wird bei Herrn Jacoby eine pedantische und komische Komödie. Wo die Kinder Korah sehr prächtig singen, fängt Herr Jacoby eine trockne Scala, die durch ihre Regelmäßigkeit das Ohr beleidigt; bei Assaph wird man über den logischen Schematismus seiner Psalmen erstaunen, bei Herrn Jacoby aber immer eingestehen müssen, daß sie das Wesen der Dichtung ausschließen.

Diese letzte Klüge wird den Verfasser wahrscheinlich heftiger verletzen, als unsre erste. Er muß sich in seinem Kampfe gegen den Zeitgeist so guter Anlehnungspunkte erfreuen, daß es ihn wenig kümmert, ob wir ihm vorwerfen, er stelle ihn auf den Kopf. Auch können wir dem Eigensinn, längst im Geiste getauft zu sein und doch Jude zu bleiben, unsere Verwunderung nicht versagen. Vielleicht strebt Herr Jacoby nach dem Rufe der Sonderbarkeit! Daß wir ihm aber nicht noch den des Dichters haben mitgeben können, thut uns wahrhaft leid. Vielleicht

möchte es erspriesslicher für seine desfallsigen Ansprüche sein, wenn er uns etwa Hallers Restauration in hebräischen Parallelismen genießbarer machte oder wohl gar zum Berliner politischen Wochenblatt eine Beilage mit ungereimten psalmischen Lavtologien schriebe.

---

1. The first part of the document discusses the importance of maintaining accurate records of all transactions and activities. It emphasizes that proper record-keeping is essential for transparency and accountability, particularly in the context of public administration and government operations. The text notes that without reliable records, it becomes difficult to track the flow of funds, resources, and information, which can lead to inefficiencies and potential misuse of public funds.

2. The second part of the document outlines the various methods and tools used to collect, store, and analyze data. It mentions the use of spreadsheets, databases, and specialized software to manage large volumes of information. The text also highlights the importance of data security and privacy, ensuring that sensitive information is protected from unauthorized access and breaches. Additionally, it discusses the role of data analysis in identifying trends, patterns, and areas for improvement within an organization.

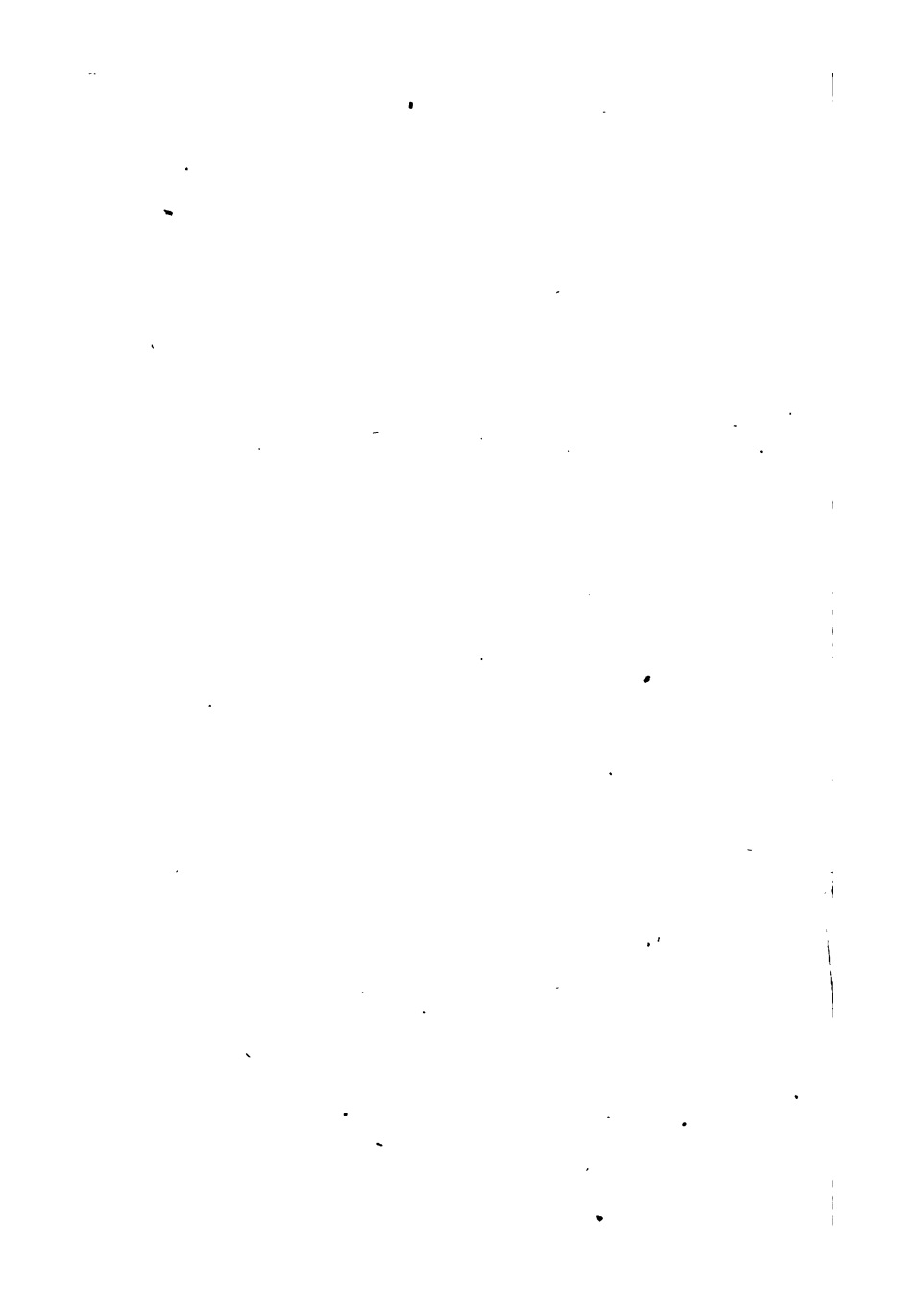
3. The third part of the document focuses on the integration of data across different departments and systems. It explains how data silos can hinder collaboration and decision-making, and how a unified data ecosystem can provide a more comprehensive view of the organization's performance. The text also touches upon the challenges of data integration, such as incompatible formats and systems, and offers suggestions for overcoming these obstacles through standardization and interoperability.

4. The final part of the document discusses the future of data management and analytics. It mentions emerging technologies like artificial intelligence, machine learning, and cloud computing, which are expected to revolutionize the way data is processed and analyzed. The text also emphasizes the need for ongoing training and development of staff to keep up with the rapidly changing landscape of data science and technology.

III.

**F. M. Z ö f f l e r.**

---





---

Er ist Verfasser der in Leipzig erschienenen, der Form und dem Inhalte nach gleich merkwürdigen Schrift: Ueber die Gesetzgebung der Presse. Von F. A. Eßfler. Erster Band. Leipzig, Brockhaus. 556 S. Wir wollen uns gleich von vornherein mit dem Verfasser über zwei Punkte verständigen, nämlich über sein Resultat und seine Methode. Wenn sich Hr. Eßfler in dem Grundrisse seiner Schrift, im Fachwerke derselben, und in der Manier, sie mit jenen Steinen, die er nach der Presse wirft, auszufällen, als Anhänger der Hegelschen Schule zu erkennen gibt, so sind wir weit entfernt, uns schon hierdurch gegen seine Beweisführungen

einnehmen zu lassen. Der Scharfsinn der Hegelschen Schule im Unterscheiden, Sichten und Sondern wird von uns aufs Beste anerkannt. In unsern Entgegnungen gegen Herrn Löffler glaube man am Wenigsten eine Parteilichkeit im Hintergrunde, die der Schule gelte, zu entdecken, sondern wie wir darüber einverstanden sind, daß sich in der Schrift des Herrn Löffler ein blinder Fanatismus für seine Schematisirungen, Unterscheidungen und Maximen findet, so bekannt ist es uns auch, daß es nicht nur das Wesen einer Schule mit sich bringt, auf die Worte des meisternden Systems zu schwören, sondern daß es auch der Hegelschüler viele gibt, bei denen das Streben nach richtigem Denken ebenso reell (als Wahrheitstreben), wie formell (als bloße Dialektik) herrscht. Wenn wir uns gegen die Hegelschen Principien des Herrn Löffler erklären, so ist es deshalb, weil uns ihre Anwendung gewaltsam und erzwungen:

scheint; deshalb, weil wir es lächerlich finden, für die Lösung einer einfachen Staatsverwaltungsfrage philosophische Heischesätze beizubringen; deshalb endlich, weil wir gewiß sind, daß die ebenso aufrichtigen, wie nicht selten freimüthigen Schüler des verewigten Hegel selbst gegen die bei Herrn Eßfler so crasse und intolerante Anwendung der Grundsätze ihres Meisters sich erklären werden. —

Der zweite Punct betrifft unser Verhältniß zur Censur; denn obgleich die in diesem Buche befindliche Verherrlichung derselben einem andern Begriffe von ihr, als dem gewöhnlichen gilt, so wollen wir uns doch dem Mißverständnisse nicht aussetzen, als stüße, was wir gegen Herrn Eßflers Principien und Vorschläge werden zu erinnern haben, bei uns aus einer offenen Feindschaft gegen das von ihm vertheidigte Institut überhaupt, nämlich gegen die Censur. Im Gegentheil schicken wir dieser kritischen Prüfung

das Bekenntniß voraus, daß uns die Censur für einen großen Theil dessen, was in Deutschland geschrieben wird, zwar überflüssig, für einen nicht geringen aber auch dermalen noch unerlässlich scheint. Denn wenn Niemand in Abrede stellen darf, daß sich Deutsches Staatsleben und Literaturwesen im Momente noch immer nur erst auf dem Uebergange zu beruhigteren Zuständen befindet, daß die Uebertreibungen der Presse kaum gezügelt sind, und eine Entfesselung derselben uns vielleicht in ein Chaos unregelter Ansichten und deutlich aus dem Dunkel hervorzudringender Tendenzen stürzen würde, so kann es selbst Freunden des Fortschrittes, knüpfen sie ihre Wünsche an das Gegebene an, kaum als wünschenswerth, geschweige möglich erscheinen, dem hastigen Drängen um Pressfreiheit nachzugeben. So aufgeklärt, vertrauend und zwanglos wir auch die Censur wünschen, so wenig soll der Grundgedanke unserer Bemerkungen gegen Herrn Böff-

ler eine zur Unzeit geforderte Pressfreiheit sein, von deren Bewilligung wir ohnedies eingestehen, daß davon die Freunde derselben keine rechte Vorstellung haben. Herr Eöffler hat ganz recht, wenn er die Pressfreiheit als einen Naturzustand bekämpft, wenn er behauptet, daß einmal dieser Naturzustand eine Chimäre ist, und sodann, daß, wo wir die Presse in frühern Zeiten thätig sehen, sie immer vom Staate abhängig, und bei feindseligen Acten seiner Züchtigung gewärtig sein mußte. Wenn man nicht annehmen will, daß sich alle gesellschaftliche und politische Ordnung auflöse, so kann die Presse nie in dem Grade unabhängig werden, daß der Staat sie nicht controlire, richte, bestrafe. Das Princip der Censur bleibt immer da, mag sie nun ihre Argusaugen erst vor oder nach dem Drucke öffnen. Mit hin würde sich ergeben, daß, wenn man nach Pressfreiheit verlangt, man damit unmöglich eine absolute Forderung ausdrücken

wird, und daß in der That die Herren Rottel und Welcker, die so rüstige Reclamanten der Pressfreiheit sind, nicht im Rechte sind, wenn sie die Censur als eine systematische Verletzung von Privatrechten ansehen, indem die Coerzition der Presse mit dem Staate, welches das Schiboleth des Hrn. Eöffler ist, von uns gar nicht gezeugnet, sondern nur dahin bestimmt werden würde, daß diejenige Censur, von der Herr Eöffler nicht nur wie von einer Autorität, sondern wie von einer organisch gestaltenden Kraft spricht, immer der Normalzustand einer im Staate wirklichen Presse sein müßte, und dagegen die Pressfreiheit nur eine Frage der Modalität. Die Censurtheorie des Verfassers würde in der That die Pressfreiheit möglicher machen, als sein fanatischer Sinn es zuläßt. Da, wo es eine Direction des Buchhandels, und eine im Ganzen und Großen erfaßte organische Verwaltung der Presse gibt, da wo nach dem Verfassers die Cen-

sur aufhört, zum Ressort der Polizei zu gehören, und überhaupt mehr von Censur, als von Censoren die Rede ist, da würden um die Presse schon so kräftige Reifen gewunden sein, daß man die Kraft des in ihr gährenden Getränkes nicht zu fürchten brauchte. Die Pressfreiheit in dem Sinne, daß sie sich dem strafbaren Erfolge nicht entziehen dürfte, wäre da nur die *M o d a l i t ä t* d e r C e n s u r. Möge wenigstens Herr Köffler hieraus entnehmen, daß wir weder seine Methode, noch sein Resultat an und für sich, und im Principe betrachtet, bekämpfen wollen!

Es liegt der vorliegenden Schrift die Absicht zum Grunde, aus der Pressgesetzgebung nicht bloß eine Anleitung gegen den Mißbrauch der Presse zu machen, sondern vielmehr eine Anleitung zum richtigen Gebrauch derselben. Der Verfasser hat einen positiven Zweck; er sieht in der Verwilderung der Presse eine nothwendige Folge der bloß negativen Behandlung derselben:

Es bricht, wenn auch nur mit halber Klarheit, durch sein Raisonnement hindurch, daß die Masse der Censoren doch nicht im Stande ist, die Presslicenz zu bemeistern, ja er ist sogar gerecht genug, in verschärften Maßregeln, wenn sie nur einen negativen Zweck haben, mehr Gefahr als Nutzen für die von ihm sogenannte „Ausstragung des presslichen Inhalts“ zu sehen. Herr Böffler verlangt, daß die Presse zu einem festeren Bewußtsein im Staate komme, als bisher geschehen, daß ihre Beförderung ihr nicht selbst überlassen bleibe, sondern eine Aufgabe der Regierung werde, daß consequente Einigkeit die Pressmaßregeln der verschiedenen Deutschen Regierungen lenke, daß an einem Orte nicht verboten würde, was anderswo erlaubt wäre, und daß überhaupt Seitens der Regierungen mehr geschähe, die Literatur zu wecken, als zu beschränken. Er verlangt ein für alle Deutsche Staaten gleich berechtigtes Pressdirectorium; er verlangt Collegien,



die sich mit den Interessen der Presse so beschäftigen, wie mit den Fortschritten des Handels und der Industrie; er wünscht namentlich, um der Regierung einen Theil dieser Pressaufsichten abzunehmen, daß wissenschaftliche Institute, Akademien und Universitäten hier der Regierung zu Hülfe kämen, besonders daß wissenschaftliche Journale sich immer dadurch an die Universitäten anschließen sollten; endlich deutet der Verfasser oft genug an, daß Gelbzuschüsse und Preisaufgaben, die den Ehrgeiz in Bewegung setzen würden, zu dem Censursysteme der Regierung als nothwendige Ergänzung gehören müßten.

Wenn man diese Ergebnisse der Eöflerischen Schrift betrachtet, so möchte man nicht glauben, da sie sich nämlich ganz brav und gebiegen anbahnen, mit wie vielen Schlacken ebenso heterogener, wie feindseliger Elemente sie vermischt sind. Diese wenigen haltbaren Sätze, die ohnedies nur von genialen Fürsten, nicht von Regierungen

dürften verwirklicht werden, tauchen aus einer Sündfluth der heftigsten Anklagen gegen die Presse hervor, aus einem Wirrwarr von falschen Begriffszusammenkoppelungen, und endlich einer, was die Methode betrifft, das ganze Werk ungenießbar machenden Selbstgenügsamkeit. Da wir es für eine heilige Pflicht halten, den Irrthümern in einer Schrift, die sich speciell den Staatsmännern aufdringt und mancherlei Beherzigungswerthes enthält, um so schärfer entgegenzutreten, als sie entweder das Gute im Buche verdunkeln, oder wohl gar selbst durch dasselbe gerechtfertigt werden könnten, und gerade dieser Sichtung des Wahren und Falschen die nachstehende Erörterung widmen, so möge zuvörderst hier nur in Betreff der Aeußerlichkeiten bemerkt werden, daß der Verfasser in einem zweiten Theile eine philosophische Begründung dieses mehr practischen ersten Theiles zu geben verspricht. Eine Philosophie des Presfrechts soll von ihm

geliefert werden, auf welche die unbewiesenen Paragraphen des ersten Theiles einstimmig verweisen. Wir wollen dem nicht vorgreifen, was Herr Eßfler liefern wird, gestehen aber, daß diese Hinweisung auf den Messias, der da kommen soll und der wieder Herr Eßfler selber ist, den Eindruck eines affectirten falschen Prophetenthums macht. Schon die Einleitung des Buches, die ebenso geschwätzig und breit, wie intolerant ist, schüttet ein großes Füllhorn von Versprechungen aus. Herr Eßfler, der wie alle Hegelianer nur objective Gedanken hat, spricht auch nie von seiner eigenen unmaßgeblichen Meinung, wie andere bescheidene Leute thun, sondern nennt sich selbst immer die Wissenschaft. Man sieht nicht ein, warum der Verfasser so viel unterscheidet, da er doch Alles der Censur unterwirft; ferner warum er zur Erläuterung von Verhältnissen, die auf der Hand liegen, öfters bis in das graue Alterthum hinauffsteigt. Was

hat das Preßedict, welches wir vielleicht nächstens von Preußen oder vom Deutschen Bunde zu erwarten haben, mit jenen Untersuchungen über den religiösen Inhalt des antiken Staates, über den Polarmenschen und die Asiatische Cosmogonie gemein; mit Untersuchungen, die man wahrlich in einem der Preßgesetzgebung-des Augenblicks gewidmeten Werke nicht vermisst hätte! Gerade dieses Beiwerk von philosophischer und historischer Begründung gibt der Schrift des Hrn. Köppler ein abenteuerliches Gepräge, und würde sie in Rücksicht auf die Praxis ganz bei Seite stellen, wenn sich nicht an andern Stellen des utopischen Buches ganz directe Fingerzeige auf Preußische Staatsmänner, und namentlich Seite 504 und 505 ein Lob der Preussischen Staatsverwaltung fände, das uns wenigstens auf den Wunsch des Verfassers hinzu deutet, bei dem entweder von dieser großen Macht oder von dem Bundestag zu erwartenden

Preßgesetzgebungsbedürfte, sei es nun theoretisch mit seinen Vorschriften oder practisch mit seiner Person berücksichtigt zu werden.

Wir gestehen, daß uns der Gedanke, wie wohl die Deutsche Literatur, wenn sich des Verfassers Buch verwirklichte, eine ganz neue, ätherische Gestalt annehmen könnte, bei manchen Abschnitten ganz geblendet hat. Wie glücklich würden wir sein, wenn diese gedankenlos sich aufschwemmende Masse des Buchhandels plötzlich keinen Zufluß mehr aus der dann geschlossenen Buchfabrik bekäme, wenn diese heftweisen Compilationen nicht mehr die Kaufkraft des Publicums weghülten, wenn jeder neu sich etablirende Buchhändler verhindert werden könnte, sich zuvörderst ein Schulbuch zusammenschreiben zu lassen, welches dann zwangsweise in den Unterricht der Jugend eingeführt wird; wie schön, wenn der Verlagsinstinct bei ganz ungebildeten Buchhändlern, die über das kalte Wasser, die Cholera,

die Eisenbahnen, über alle Gewerbe und Künste drucken lassen, was sie wollen, geregelt; wenn namentlich auch das belletristische Unwesen beschränkt und die Ueberfüllung der Leihbibliotheken mit abgeschmackter Unterhaltungslectüre verhindert würde; ferner wenn man die leichte Journalistik der Deutschen, ihr pseudo-schönes und politisches Zeitungswesen verschwinden sähe, diese kindischen Localblätter, diese politischen Zeitungen, die nur vom Nachdruck leben, diese Trivialitätenspeicher, wie die Bäuerlesche Theaterzeitung und Aehnliches. Ja, könnte die Fluth abgedämmt werden, ohne daß man sich dem Vorwurf eines Gewaltstreiches aussetzte, wer würde dem Verfasser dann nicht für sein positives und organisches Censursystem dankbar sein? Allein das Mittel, wodurch der Verfasser zu einem solchen Ziele kommen will, ist gewiß weder mild noch gerecht. Der Verfasser will diese Misere mit Gewalt in die Pfanne hauen, er läßt sie

kurzab über die Federmesserlinge der Censur springen, überantwortet die wissenschaftliche Presse ausschließlich den Facultäten, schließt die Leihbibliothek, verbrennt alle die schlechten Bücher, die sich gegenwärtig darin befinden, ordnet Staatsprüfungen für die Redactionen an, und will überhaupt das Bereich der Presse in eine literarische Bureaucratie verwandeln. Ginge es dem Verfasser nach, so müßten die Dichter gezwungen werden können, diesen oder jenen Stoff zu behandeln. Er wirft z. B. dem neuern Romane vor, daß er sich ewig nur mit der Dialectik der Liebeszustände beschäftigt, und fragt, warum unsere Dichter nicht den historischen Roman aus der vaterländischen Geschichte cultiviren? Um einstweilen die Dichter an dieses Thema zu zwingen, läßt er die Regierungen im Voraus eine Preisaufgabe für den besten vaterländischen Roman stellen. Allein wer sichert ihm, daß unsere Uhland, Heine, Senau oder Mundt darum

concurriren werden, und wer kann sie hindern, wenn sie etwas schreiben, das mehr an Werthers Leiden, als an Götz von Berlichingen erinnert!

Es kam zunächst darauf an, daß der Verfasser sich den Umfang seines Themas begrenzte, und einen Begriff über die Presse überhaupt feststellte. Man kann nicht leugnen, daß die Presse der Literatur über den Kopf gewachsen ist, und daß weit mehr gedruckt wird, als für die Erfüllung des Literaturinbegriffes nöthig wäre. Abgesehen von der Industrie, die einem Theil der Presse eine ganz willkürliche Ausdehnung gegeben hat, ist besonders durch das Zeitungs- und Journalwesen und die in die Presse eingeführte politische Debatte der Umfang der Literatur längst überschritten und die Presse eine überwuchernde Gewalt geworden, von der wir durchaus nicht in Abrede stellen wollen, daß sie von Seiten der Regierung einer ernstlichen Aufmerksamkeit bedarf. Wenn nun Herr Eöffler gleichfalls eingeseht, daß



mit dem Begriff der Literatur man heute die Presse noch nicht erfasse, so folgt daraus doch keineswegs, daß man für die Presse ein anderes Princip suchen müsse, als das in der Literatur gelegene, und daß man eine Theilnahme und Neutralität, welche der Staat immer bisher gegen die Literatur beobachtet hat, ihr darum entziehen solle, weil sich die Literatur im Zustand der Ueberwucherung befindet. Wer die Presse rein unabhängig von der Literatur betrachten will, kann nicht anders, als diese sowohl, wie jene, mit jeder andern beliebigen Handlung im Staate gleichstellen, wo auch der Unterschied nur in der Modification des Sprechens und Handelns liegen soll. Allein bis zu diesem Grade von Literarisirung ist unser modernes Leben noch nicht gelangt, daß man, sowie Anschlagzettel allerdings den sonst mündlich redenden Marktschreier auf den Jahrmärkten ersehen, so nun auch Alles, was gedruckt wird, als unmittelba-

res Wort und unmittelbare That erfassen müsse. Noch werden die specifischen Schattirungen, welche Handlungen und Gedanken durch die Presse bekommen, im Bewußtsein der Masse allgemein anerkannt. Denn entweder ist der gedruckte Buchstabe unendlich stärker, als das Wort, oder unendlich schwächer, als die That. Die Presse ist mehr, als bloß öffentliche Austragung seines Willens und Denkens, sie wirkt specifisch anders, als mündliche Belehrung oder thätiges Beispiel. Des Verfassers Princip könnte man in einer Gesellschaft gelten lassen, wo die Presse zum ersten Mal aufträte, wo sie die Rolle einer unbedingten Bevormundung der Masse spielte und nicht wie bei uns, ihre Producte dem schon reifen Urtheile gegenüber stellte. Des Verfassers Princip verwechselt die Presse mit der historischen Initiative der Cultur und Wissenschaft. War sie das je? Nein! Sie hat Cultur und Wissenschaft befördert, allein der Gedanke, der die Wissenschaften belebte

und die katholische Kirche stürzte, war schon vor ihrer Erfindung rege geworden und verbreitet. Folgen wir der Ansicht des Verfassers, halten wir uns für die Presse nicht den Begriff der Literatur fest, und nehmen wir dieser die innere Einheit eines relativen Selbstzweckes, so muß sich unsere Idee von Pressegesetzgebung freilich so unbulbsam modeln, wie sie es beim Verfasser thut. Der richtige Gesichtspunct bleibt in aufgeklärten Staaten der, daß sie der Literatur, ein eigenes Werden und Wollen einräumen, sich in ihrer Beaufsichtigung weniger an das Einzelne, als an den Gesamtzweck halten, und die das Literaturgebiet überwuchernde Presse, das Uebermaß der Literatur allein nur mit scharfem Auge verfolgen. Dieses zu viel der Literatur, das sich namentlich in der politischen Journalistik gezeigt hat, soll durch Zwangsmaßregeln in das Bett der organischen Literatur wieder zurückgedämmt werden, wie denn unserer Ueberzeugung nach

eine vermittelst der Presse sich geltend machende Tendenz, wenn sie den Staat gefährlich bedünkt, nicht gewaltsam zu unterdrücken ist, sondern nur in die Literatur, wo sie schon ihre Widerlegung finden wird, zurückgeleitet werden soll. Für eine solche Verwaltung der Presse gibt es die bequemsten Mittel. Man würde immer nur nöthig haben, bedenklichen Tendenzen begreiflich zu machen, daß sie auf das Recht einer Zeitung z. B. keine Ansprüche hätten, und daß ein Journal, welches einen neuen Sectengeist aufbringen wolle, nur vierteljährlich, nicht täglich oder wöchentlich erscheinen dürfe. Dies heißt die Presse aus dem Zustande der Ueberwucherung, der allerdings dem Staate gefährlich werden kann, in die Debatte der Literatur zurückführen, wo es der Behauptung nicht an einer Gegenbehauptung fehlen wird.

Wie wenig Herr Köffler geeignet ist, in seiner Preßgesetzgebung der Literatur einige Wohlthaten zu erwirken, beweist die schlechte Vorstel-

lung, die er von ihr hat. Er hat ein wüthes Bild von der Presse, ihre Ausnahmen macht er zur Regel. Alles Elend neuerer Zuständebürdet er der Presse auf. Seite 67 bringt er mit ihr sogar den Selbstmord in Verbindung. Von der literarischen Individualität, der er ein ganzes Capitel widmet, weiß er edle und hochherzige Züge nicht anzuführen, sondern Verstand, Gemüth und Leidenschaft sind ihm die Factoren des schriftstellerischen Characters. Der Haß des Verfassers gegen das Druckwesen spricht sich auch in einigen unwürdigen Kunstgriffen aus, durch welche er die Eitelkeit der Masse gegen die Presse aufreizen möchte. Um sich die Meinung und das Vorurtheil nicht bloß des Staates, denn darauf ist sein ganzes Buch gerichtet, sondern auch des unzurechnungsfähigen Publicums zu erwerben, stellt er die Presse als die Begründerin eines eigenen Kastengeistes dar. Beispiele, wie ein Voltaire sein ganzes Jahrhundert an der Nase

herumführen konnte, wie sich hier und da Autoren in politischen und wissenschaftlichen Kreisen auch eine äußere persönliche Autorität erwarben, wie z. B. ein Hugo, ein Savigny in der Rechtswissenschaft, diese außerordentlichen Triumphe des Genies, welche jeden Unbefangenen nur zum Erstaunen reizen, braucht der Verfasser als Motive eines durch die Literatur begründeten gefährlichen Kastengeistes. Die Wirkung, welche der Verfasser der Literatur beilegt, ist ihm doch so außerordentlich groß, wenn es sich bei ihm darum handelt, die Censur zu verschärfen; allein geringfügig, wenn es sich bei uns Andern um glänzende Resultate handelt, die der menschliche Geist und die Geschichte der Presse verdanken! Die Bande der Sitten lagen nach dem Verfasser schon in der Familie, die Keime der Kultur und des historischen Fortschrittes schon im Staate. Er fragt, wozu nütze hier „die öffentliche Schrikerai?“ Ja, wenn wir bisher immer noch ge-

wohnt waren, der Literatur einen Antheil an dem Aufschwunge zuzuschreiben, dem wir die Befreiung vom Napoleonischen Joch zu verdanken haben, wenn man auf allen Cathedern in der Schule und Universität gewöhnt ist, zu lehren, daß sich die Deutschen im Zustand der Erniedrigung an ihre geistigen Besitzthümer anklammerten, und namentlich durch historische Studien die Idee des Vaterlands unter der Jugend zu verbreiten suchten, so sagt der Verfasser S. 125 geradezu: „Die Schriftsteller wirkten gar nichts, der Aufschwung ist die Folge der heldenmüthigen Entschlieung des Königs von Preußen!“ Wir wissen die Ritterlichkeit König Friedrich Wilhelms III. hoch genug zu schätzen, um uns aus diesem verächtlichen Dilemma mit der unerschrockenen Behauptung herauszuziehen, daß jene heldenmüthige Entschlieung nur der Schlussstein einer Menge von der Literatur hervorgerufener oder unterstützter Vorbereitungen war.

Noch verworrenere werden jedoch die Begriffe des Verfassers, wo seinen Beschuldigungen der Presse ein specielles Interesse der Schule zum Grunde zu liegen scheint. Gott sei's geklagt, daß der trivialen Gedanken nur allzu viele in der Literatur sich breit machen! Allein nur der Fanatismus unsers Verfassers ist im Stande, im Trivialen etwas Gefährliches zu entdecken. Ihm wäre es das Liebste, daß einseitige, flache, empirische Denker ganz vom Anrecht auf die Presse ausgeschlossen würden. Was hält nun aber der Verfasser für trivial? Was ist ihm unwissenschaftlich? Alles das, was nicht in seiner Weise denkt. Seine Intoleranz gegen Andersdenkende geht so weit, daß er sich des abscheulichen Ausdrucks bedient: „die größte negative Tugend der Schriftsteller wäre die, wenn sie der Unwahrheit nicht mit Wissen dienen.“ Ist diese Behauptung erhört? Herr Eßfler als Hegelianer behauptet, daß Wahrheiten, welche die Folge



gründlich angestellter Forschungen sind, immer noch Lügen wären, wenn sie nicht mit den Resultaten des Verfassers zusammenstimmten. Der Unwahrheit nicht mit Wissen dienen, Welch eine sophistische, unredliche Wendung! Es ist nichts gehässiger, als wissenschaftliche Debatten in die Politik hinüberspielen. Nicht nur das ganze Werk des Herrn Eßfler beruht auf diesem Manöver, sondern er behauptet sogar noch, durch irrtümliche Speculation würde die Religion verlezt. Daß die meisten Staaten neuerer Zeit sich in einen verfassungsmäßigen Rechtszustand begeben haben, und die Völker einer Stipulation mehr trauten, als einem persönlichen Versprechen, selbst wenn es von dem edelsten Fürsten käme; das bestimmt Herrn Eßfler, das neuere Verfassungswesen unsittlich zu nennen; und an jener Stelle, wo er den Selbstmord aus der Presse hergeleitet hat, sagt er, daß derjenige Theil der Presse, der nicht tödte,

lebenslustig wäre, aber ein-Element der Sünde. Man sieht sich hier mitten in jene wunderlichen, polemischen Grillen versetzt, welche in neuerer Zeit von den Herren Leo, Steffens u. A. gefangen werden. Der Verfasser ist zu einseitig und befangen, als daß er mit Unparteilichkeit den Proceß der Presse entscheiden könnte. Er hält das Falsche für gefährlich, und alles dasjenige für falsch, was nicht zu seiner Schule gehört.

Es ist bekanntlich ein Hauptkennzeichen der Hegelschen Philosophie, daß sie den Staat die vollkommenste Blüthe der Humanität sein läßt. Wir sind zu sehr bedacht, die Interessen des Staates zu wahren, als daß wir in unserer zu Mißverständnissen so geneigten Zeit jenen Satz unbedingt bestreiten möchten. Allein etwas Anderes ist es, wenn die Selbstständigkeit eines andern Gebietes durch jene Lehre beschränkt wird, und wenn aus Unterordnungen unter sie Inconvenienzen entstehen sollten, die unser freies Gewissen

verlehten. In der Entwicklung des vorliegenden Buches ergeben sich so auffallende Beispiele, wie jene im Staate culminiren sollende Ideenwelt gerade mit den Ideen in offenen Widerspruch geräth; und deshalb werden wir schon genöthigt sein, die vom Verfasser verlangte unbedingte Coexistenz der Presse mit dem Staate zu bestreiten. Herr Eöffler sagt S. 77: „Ich begreife mich so ganz nur im Staate, daß seine Existenz die meinige ist.“ Dies soll bei ihm nicht die Sprache des Beamten, sondern des Philosophen sein. Er häuft auf den Begriff des Staates das Außerordentlichste. Er sagt S. 160: „Die Primäridge des Staates sei nicht die Idee der Sittlichkeit, sondern die Idee Gottes.“ Man muß einen solchen Ausdruck ganz im Sinne jener Staatsreligion verstehen, welche von der Schule des Verfassers nicht bloß gelehrt, sondern auch als Cultus geübt wird. Wir haben Hochachtung vor dem Geiste der Aufklärung und Ge-

rechtigkeit, der die Verwaltung des Preussischen Staates befehlt; allein eine so excentrische Apotheose, wie sie S. 504 von Hrn. Köppler gegeben wird, ist in der That so unzurechnungsfähig, wie die Vision eines Heiligen, der im verzückten Zustande ist. Glücklich der Verfasser, daß er in seinem Streben, alles Geistige und Himmlische an den Staat anzubinden, sich an das Exemplar eines Staates halten kann, der durch erträgliche Mäßigung geleitet wird. Gesezt nun aber, daß Staatswesen zeigte noch überall bei uns jene leichte Oberflächlichkeit, die der Verfasser Staaten, wie Frankreich und Spanien, die sich mit der Constitutionsünde belastet haben, gern zuerkennen wird, was würde da aus seiner Wissenschaft werden, und namentlich aus der Presse, von der der Verfasser verlangt, daß sie nie über den Staat hinaus soll, daß sie sich die Frechheit nicht heikommen lasse, dem Staate eine Bahn vorzuzeichnen, auf welcher er ihr folgen solle!

Wir möchten wohl wissen, was im vorigen Jahrhundert aus der Deutschen Literatur geworden wäre, wenn Klopstock, Lessing und Goethe, diese unsterblichen Denker und Dichter, das Gepräge des damaligen Staates hätten tragen sollen. Schon das damalige gesellschaftliche Leben, die Verläufe und den Zopf mußten sie überragen, wie vielmehr die anerkannt morschen, pedantischen Formen eines Staatswesens, welches damals noch ganz und gar auf die Leibeigenschaft gegründet war; und hätte Socrates nicht höher hinausgedacht, als das Wesen der damaligen Athenischen Republik ertrug, so würden wir in dem von Hrn. Böffler als gerecht zugestandenem Tode desselben nicht den Untergang eines Mannes beklagen, der sich den Ruf erworben hatte, die Philosophie vom Himmel auf die Erde geführt zu haben. Und nehme man doch den Staat, wie er uns gegenwärtig noch umgibt, und namentlich den Deutschen Staat, wird uns jemals,

so wie dem Raffinement des Verfassers möglich werden können, als Schriftsteller unsern Zusammenhang mit dem Staate in etwas Anderem zu finden, als darin, daß der Staat die Garantie jener Sittlichkeit, Religion und Ordnung ist, auf die wir als besonnene Schriftsteller gleichmäßig bedacht sind? Was hat denn der, welcher kein Beamter ist, vom Staate? In welcher Verbindung steht er mit ihm? Er achtet die Sittlichkeit, die Religion; aber er achtet sie doch wahrlich nicht des Staates wegen? Der Verfasser will uns ein Bewußtsein vom Staate geben, das wir nicht haben, und welches zu haben, es einer Zurückschraubung unserer Verhältnisse auf das Alterthum bedürfte, einer Umwandlung unserer weltumfassenden Begriffe in die Einseitigkeit Griechischer und Römischer Republiken. Sophocles, Pindar, Plato, Cäsar und Gallust konnten an den Staat denken, in dem sie schrieben, denn sie standen ihm unmittelbar

nahe; allein uns steht das Christenthum, die Sittlichkeit und die bürgerliche Ordnung näher, als der Gedanke, daß dies Alles erst am Staate seine Wahrheit haben solle. Somit folgt hieraus für uns gerade das Gegentheil von dem, was dem Verfasser aus seiner Affectation folgt. Wir werden nimmermehr dem Staate das Recht bestreiten, die Literatur zu beaufsichtigen; allein wir werden es für die unerträglichste aller Censuren halten, wenn der Verfasser der Literatur zumuthet, daß sie sich nur als einen integrierenden Bestandtheil des Staates empfinden soll. Leben Handel und Industrie nur im Staate? Nein! der Staat beschützt sie, und er beschränkt sie, wo sie dem Staate gefährlich zu werden drohen; allein sonst wirkt und schafft Handel und Industrie in seinem eigenen Bereiche fort; gerade so wie der Christ dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist, sonst aber mehr im Reiche Gottes, als der bürgerlichen Gemeinde lebt. Der Verfasser

geht in seiner abgeschmackten oder servilen Vergötterung des Staates so weit, daß er sogar den Satz aufstellt: „Der Staat ist Schöpfer aller Wissenschaften“! Schöpfer und kein Druckfehler weist aus, daß hier statt des sinnlosen Schöpfer das verständige Schützer zu lesen ist; der Staat schützt die Kunst, aber er läßt sie nicht; ein Patent liegt in seinem Bereiche, aber nicht die Erfindung.

Herrn Köfflers Grundidee ist die, daß die Presse nur durch den Staat berechtigt wäre. Er beweist dies durch eine lange historische Deduction, durch die alten Völker Äthens und Griechenlands, ja sogar durch die Erfindung der Buchstabenschrift, von der er behauptet, daß sie nur im Staate und durch den Staat erfunden werde. Ob sich eine solche Schlussfolgerung aus der bekannten Stelle des Phädrus im Plato ziehen lasse, zweifeln wir; denn Alles, was aus Aegypten kommt, kommt nicht aus der Idee des



Staates, sondern der der Religion. Mit steigender Civilisation hat allerdings der Staat Kunst und Wissenschaft in sein Bereich aufgenommen und sie gepflegt. Allein schon das Christenthum untergrub den Zusammenhang der Idee mit dem Staate, und erhielt einen solchen Zwiespalt bis auf den heutigen Tag. Es kann nun wohl im Streben der Zeit liegen, in dem erleuchteter Regierungen und in dem besonnener Literaturen, Eines durch das Andere zu wirken. Allein noch ist ihr Gebiet specifisch getrennt, noch kann der Auspruch, daß die Presse nur durch den Staat ein Recht hätte, nur zu einem dem strebenden Geiste gefährlichen Zwange führen.

Wie harmlos sich die Literatur gebildet hat, kann der Verfasser gerade aus demselben Punkte entnehmen, den er ihr zum Vorwurf macht. Er beklagt sich nämlich über die Wissenschaft, daß sie sich nie mit der Presse als solcher und deren Verhältnis zum Staate beschäftigt habe. Allein

diese Harmlosigkeit, dieser Mangel an Reflexion über sich selbst, beweist gerade den organischen Character der Presse. Nehmen wir nur das Beispiel eines Denkers, von dem man gewiß nicht sagen kann, daß er dem Staate widerstrebte, und der nichts, was der philosophischen Bestimmung würdig und bedürftig war, ohne dieselbe ließ; nehmen wir Kant! Wenn er die uns beschäftigende Frage nicht beantwortete, so vermochte ihn dazu seine Unbefangenheit, mit der er, dem Staat gegenüber, seinen philosophischen Inhalt durch die Presse austrug. Er war so fest überzeugt, daß er gegen den Staat nichts Böswilliges im Sinne hätte, als er überzeugt war, daß sein zeitgenössischer Staat bei weitem hinter seinem Ideale zurückblieb, ja daß es in der Natur des Staates läge, nur ein äußeres, formelles Band für die Ideen der Sittlichkeit, Religion und Wissenschaft zu sein, die ihm bedenklich würden beschränkt erschienen haben;

wenn er sie nicht nur an den damaligen factischen, sondern überhaupt auch an einen ideellen Staat hätte anknüpfen sollen. Wenn doch die Hegelsche Philosophie dem Christenthum eine so große Geltung zuschreibt, warum will sie es denn eines seiner größten Vorzüge berauben? Das Christenthum hat die Menschen von den zufälligen Formen des Staates befreit, und hat sie gelehrt, nach dem Guten, Schönen und Wahren zu trachten, um der Liebe Gottes willen, d. h. ohne andere Rücksicht, als auf diese Ideen selbst, ohne Mittlerschaft irgend eines irdischen Verhältnisses, sei es auch eines Staatsverhältnisses. Daß der besonnene Autor sich an die polizeilichen Vorschriften lehrt, macht ihn noch nicht glauben, daß die Ideen, mit denen er sich beschäftigt, mehr als vom Staate bloß geduldet sind? Daß der Staat die Ideen gar in ihm producirt, diese Annahme des Herrn Eßfler würde ihn zu einem Staatsdenker machen, zu einem Pu-

blicisten, dem die Regierung die Ausstragung eines gewissen im Staate begriffenen Inhalts übergeben hätte. Seinem eigenen Genius folgend, wird er sich zwar der Polizei seines Staates bewußt bleiben, aber sonst um sie unbekümmert hinausstreben, weit über die Grenze des Staates hinweg. Der tüchtige Denker wird auch vor seinen Resultaten, selbst, wenn sie dem Staate widersprechen, nicht erschrecken, sondern er wird weit mehr der Stimme des Gewissens und dem Gesetze der Vernunft gehorchen, als irgend einer Zumüthung des Staates, wenn er sie ohne Böswilligkeit verlegt. Er wird immer bemüht sein, seinen die gegebenen Zustände überragenden Gedanken eine innere Gewißheit und äußere Geltung in dem Grade zu geben, daß der Staat, statt seinen Resultaten gefährlich zu werden, sich vielmehr ihnen anzuschmiegen sucht. Die Literatur war noch zu allen Zeiten über den Staat hinaus, seine Einrichtungen haben nie so

schnell den Ideen folgen können, als sie sich entwickelten. Bei diesem factischen Verhältnisse kann dieß nur die Vorschrift eines denkenden Gesetzgebers sein, daß er von der Literatur Besonnenheit und vom Staate Strebbarkeit verlangt.

Es sind auch alle diese Verhältnisse durch die historische Erfahrung längst geregelt, und nur solche durch falsches Denken irre geleitete Fanatiker, wie Herr Eöffler, verwirren die guten Resultate des Zeitgeistes, streuen den Saamen der Zwietracht aus und verdächtigen das Harmlose. Es ist freilich wahr, daß die Ideen schneller altern, als die Geschlechter, und daß sich die Generationen nicht mehr im Verhältnisse zu dem Impulse einer überreizten und allzu regsamen Presse entwickeln können. Wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß aus diesem Satze eine nothwendig zu schärfende Einwirkung des Staates auf die Presse folgt, eine Einwirkung, von der

wir mit dem Verfasser wünschen, daß sie mehr positiv als negativ sein möge, so ergibt sich doch daraus auch andererseits, (da doch auch der Gedanke ein Recht hat,) daß mit der Presse auch die Gesellschaft selbst bedingt werden solle, und daß sich solche Regierungsmaximen an die Spitze der Staaten stellen mögen, welche zwar den Zeitgeist erst prüfen sollen, ihn aber anerkennen, wo er etwas Tüchtiges will. Es muß im Staate ein Moment gegeben sein, welches vermittelnd zwischen dem Positiven und der Neuerung auftritt. Ein Staat, der sich nur dann auf seine Schwerkraft verlassen kann, wenn er still steht, ist der nicht, welchem wir das Recht einräumen, den Fortschritten der Presse Einhalt zu thun. Hr. Eöffler hat gewiß Recht, wenn er die neuere Presse der Leidenschaftlichkeit, des zwecklosen Treibens und nicht selten der Frechheit bezüchtigt; allein so gewiß wir dem Staate das Recht zugehen, hier für die Ordnung und die Sittlich-

zeit durch schnelle Anwendung seines Zwanges bedacht zu sein, so wenig können wir uns dazu verstehen, den Staat überhaupt zum Maß der Presse zu machen; denn was soll es heißen, wenn der Verfasser behauptet, der Staat hätte die Presse in sich aufgenommen, er hätte ihr nur eine Befugniß gestattet? Läßt sich dies historisch, läßt es sich vernünftig beweisen? So gern wir einräumen, daß Pressfreiheit in dem Umfange, wie sie jetzt reclamirt wird, nie gegolten hat; so gern ich hinzufüge, daß seit undenklichen Zeiten, wo Frankfurt am Main der Sitz des Deutschen Buchhandels war, hier auch ein Censor die Oberaufsicht führte, so liegt es doch auf der Hand, daß namentlich die Reformation erst der Presse ihren heutigen Character gegeben hat. Der damalige Staat war aber gerade eine der Reformation eher feindselige, als willfährige Macht, so daß die Presse von Haus aus gegen ihn im Namen Christi eine oppositive Stellung hatte und

dieses Unabhängigsein im Namen Christi, im Namen der Vernunft und der Wissenschaft, trotz der Hegelschen Schule, behaupten wird. Der aufgeklärte Staat ist längst mit dieser Ansicht einverstanden, hat die Presse in ihren Zielpuncten nie beschränkt, und wird es auch nicht, wenn sie nur über ihre Form wacht.

Da wir somit die Grundansicht des Hrn. Eßfler verwerfen, so wollen wir nur noch einzelne Punkte aus seinem Aufrufe an die Deutsche Gesetzgebung hervorheben, und beweisen, daß der Verfasser in dieser Angelegenheit weder zu den Berufenen, noch Auserwählten gehört. Denn knüpfen wir gleich an das Vorhergegangene an, so finden wir es z. B. ganz irrthümlich, wenn der Verfasser das ungebührliche Wachsen der Presse als eine bloß gedankenlose Uebersucherung bezeichnet. Daß die Presse in unserer Zeit so ungeheuer gewachsen ist, kommt allein nur daher, daß wir so außerordentlich viel Intelligenz be-



sigen, für welche der Staat keine Anknüpfung darbietet. Würden alle Fürsten stets, ihre große Aufgabe würdig zu lösen, so würde man namentlich jetzt der Ruhe des Staates kein richtigeres Opfer bringen können, als wenn man das auf literarische Abenteuer ausgehende Talent auf ehrenvolle Weise zu fesseln suchte. Sonst erhielten verdiente Schriftsteller die Unterstützung des Staates; jetzt haben freilich die Talente eine ganz andere Physiognomie, als ehemals, sie sind auch nicht selten schon im Zustande einer halben Verwilderung, und sie werden, wenn auch nicht vollends verwildern, doch den literarischen Markt überschwemmen und verwirren, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. Wäre man höheren Orts darauf bedacht, interessante Erscheinungen in der Wissenschaft und Kunst zu pflegen, so würden diese selbst nicht überwuchern, und nicht in Gefahr kommen, sich ins Extrem zu werfen. Unsere classische Literatur würde nicht diese schöne

Abrundung bekommen haben, wenn diese, namentlich durch Lessing aufgeregten gährenden Talente in Weimar nicht ein ebenmäßiges Geleis für ihre Productionen gefunden hätten. Seitdem die Literatur auf sich selbst angewiesen ist, seitdem manche Fürsten nicht mehr den Ehrgeiz ihrer Väter haben, sich lieber mit dem Adel des Genies, als mit dem Adel der Geburt zu umgeben, finden wir auch in der Literatur viele bellagenswürdige Catastrophen, und eine Ueberwucherung, die bald machen wird, daß man das Werthvolle erst suchen muß, statt, daß es uns von selbst in die Augen strahlen könnte. Herr Eöfler ist sehr unglücklich, daß die Juden im Deutschen Schriftwesen so viel Vorsprung gewonnen haben, und daß von ihnen viele der wichtigsten Zeitungsanstalten redigirt werden; allein die Literatur ist unschuldig daran, oder wenn überhaupt eine Schuld ist, so trägt sie der Staat, der dem gebildeten Juden nicht die Staats-

carriere eröffnet; denn würde dieser hier Unterhaltung finden, so würde er sich ebenso wenig auf die Literatur werfen, wie andere auf Bücher und Papierhandel. Es ist eine Intelligenz da, die einen Abfluß haben will; sie wirft sich auf die Presse, und treibt diese unnatürlich über ihr Bett hinaus.

Bei der vom Verfasser verlangten Coexistenz der Presse mit dem Staate fiel uns ein Institut ein, dessen gegenwärtiger Zustand in der That die Idee des Verfassers schon verwirklicht. Dies ist das Theater. Das Theater befand sich früher im Zustande einer factischen Pressfreiheit; jetzt ist es in jene höhere positive Censur des Verfassers übergegangen, da es als feststehendes Hof- und Stadttheater fast überall schon instituiert ist. So sehr nun auch das Theater für diese Bevorzugung dem Staate zu Dank verpflichtet ist, und sich zusehends in seiner bürgerlichen Stellung gehoben hat, so hat doch der ästhetische Antheil des Theaters davon keinen wesentlichen Nutzen

gezogen: Im Gegentheile stehen wir gegen das Französische Theater, welches mit Ausnahme des Théâtre français Privatinstitute sind, und nur sittlich, nicht organisch mit dem Staate coexistiren, wie Stümper gegenüber. Glende Farcen kommen bei uns zur Aufführung, und selbst, wollte man Besseres geben, so wäre es nicht vorhanden, da Niemand für das mit dem Staate coexistirende Theater schreiben will. Welcher Dichter möchte sich dem Urtheil eines Hoftheaterintendanten aussetzen? Welche Bühne wird begierig nach einem classischen Zugstücke sein, wenn ja doch ihr Deficit aus der Staatskasse gedeckt wird? Das Theater ist fast bürocratisch verwaltet, und hindert jeden Dichter, der Lust hätte, sich ihm anzuschließen. Raupach kann gewiß bezeugen, daß er nicht so eifrig für die Bühne schaffen würde, wenn ihm nicht ausnahmsweise gestattet wäre, hinter den Couliissen umherzuwandeln, sich an der Garderobe zu begisfeln, und

gleichsam in der Küche schon nachzusehen, was es am Mittag zu essen geben wird.

Die Anhänglichkeit des Verfassers an den Alles umfassenden und Alles schaffenden Staat geht so weit, daß er auch den Fiskus aus der Presse zu bereichern gedenkt. Wir erwähnen dies weniger des Fiskus wegen, als um das Mittel kennen zu lernen, das ihn zu diesem Zwecke führen soll. Seine Intoleranz gegen den Buchhandel geht nämlich auch darauf hinaus, daß er diesen verhindern will, nach Gutdünken und Belieben veraltete Schriften wieder neu aufzulegen. Da Hr. Böffler allerdings die brave Maxime hat, an Schriften ein Eigenthumsrecht zuzugestehen, und mithin auch den Nachdruck zu verwerfen, so will er nun auch für die Schriften, welche durch längeres Absterben des Verfassers, und durch die Nichtoccupation von Seiten der Erben herrenlos geworden sind, den Staat als Erben substituiren. Ein Buchhändler, der Melancthon's Werke wie-

der Herausgabe, müßte seiner Meinung nach in die Kasse der Centralbehörde des Deutschen Buchhandels eine Entschädigung an den Staat, der der Befizer jeder res nullius ist, einzahlen. Wenn sich dies bei Melancthon noch hören ließe, so wird der Fall doch schon verwickelter, wenn der Verfasser will, daß auch der Nachdrucker z. B. Montesquieu's dem Rechte gerecht werde. Denn würde hier Frankreich nicht mehr Ansprüche auf die Entschädigung haben, als Deutschland? Und vollends wird die Coexistenz der Presse mit dem Staate erst schwierig, wenn auch die alten Autoren, wie der Verfasser mit vollem Ernste behauptet, nicht Jedermann zum Abdrucke zustehen sollten. Das junge Griechenland würde gewiß eine monopolisch-bibliopolische Griechensteuer mit Freuden von den Lauchnik und Pankoucke annehmen. Braucht es mehr, als dieser Anführungen, um den unpractischen Utopicismus des Verfassers nachzuweisen? Es ergibt sich diese ma-

terielle Unfähigkeit noch aus einigen andern Vorschlägen, die der Verfasser der Gesetzgebung zumuthet. Zum Beispiel ist Hr. Eßfler noch nicht darüber mit sich einverstanden, und verspricht erst in seiner noch zu liefernden Philosophie des Pressrechts die Frage zu beantworten; „ob der Drucker und Verleger einer Schrift ein und dieselbe Person sein dürften.“ Im Hintergrunde dieses Zweifels liegt nämlich die Ansicht, daß durch je größere Theilung der literarischen Arbeit auch die Verantwortlichkeit mehr getheilt, und für den Staat desto gewisser werde. Je mehr Personen an der Erscheinung einer Schrift theilhaftig werden, desto größer muß das Hinderniß sein, wenn diese Schrift allensfalls die Censur vermeiden, oder sonst in Inhalt oder Form verbrecherisch auftreten wollte. Bis hierher bewundert man die Klugheit des Verfassers. Allein wie, wenn er nun sogar verlangt, daß der Staat die Schriftsatzgehülfen als eigenes Corps beeidigt, wenn er da-

durch schon in der Druckwerkstätte ein zweifaches Interesse schaffen, und eine Angeberei der Setzer gegen ihren Druckherrn begünstigen will! Hier wird die juristische Klugheit rechtlose Pfiffigkeit, und gehört mehr in die geheimen Memoiren der Criminalpolizei, als in eine Gesetzgebung, die nicht für Verbrecher, sondern für ehrliche Leute berechnet ist. —

Ebenso wenig Bekanntschaft mit dem Pressgesetzgebungsmaterial verräth es, wenn der Wf. die Annoncen in den Zeitungen censurfrei geben will. Er hat dabei die Gewerbe im Auge, welche einestheils durch die zu entrichtende Censurgebühr besteuert werden, andernteils sehr leicht über ein Institut, mit dem sie nicht wesentlich zusammenhängen, eine üble Meinung verbreiten. Der Wf. weiß ohne Zweifel, daß jeder Handelsmann, der eine Anempfehlung seiner Mouffeline und Jaconets erst der Censur unterwerfen muß, schnell zur Uebereinstimmung geneigt ist, wenn das Gespräch



an die Pressfreiheit kommt. Allein selbst wenn die Censur aufhörte, so glauben wir gerade im Gegentheil, daß die der Zeitungsannoncen bleiben müsse. Wenigstens hängt diese Censur von dem Stand der Gewerbefreiheit ab, welcher an dem betreffenden Orte herrscht und überhaupt von dem Interesse, welches die Polizei an dieser oder jener Veröffentlichung nehmen kann. Den Redactionen kann man unmöglich die Verantwortlichkeit darüber aufbürden, ob z. B. eine Schrift angekündigt wird, die zu den verbotenen gehört, eine Zeitschrift, die sich noch keiner Concession zu erfreuen hat, ob Medicamente empfohlen werden, die zu den unerlaubten gehören, Hülfleistungen z. B. der Hühneraugenärzte, wo erst ein Patent gelöst werden muß, Collecten, die nicht geduldet sind, Lotterien, die die Lotterie des Staats heinträchtigen. Mit einem Worte, der Freiheitsinn des Vfs. erwacht gerade an einem Orte, wo er bedenklich ist. Er scheint die Censur nur

aus der Theorie, nicht aus der Praxis zu kennen; und das letztere muß man jedenfalls, man muß Autor gewesen sein, noch ehe man es bloß durch eine Schrift ü b e r die Censur wurde. Man muß schon einmal eine Schrift u n t e r der Censur gehabt haben, um ü b e r die Censur zu schreiben.

Das Endresultat unseres Gutachtens über die Principien des Herrn Eßfler kommt darauf hinaus, daß wir ihnen ebensoviel Scharfsinn, wie Intoleranz, ebensoviel Unerfahrenheit wie Einseitigkeit zuschreiben. Sein Buch nützt der Presse nichts, und schadet der Censur. Seine Vorschläge sind überdies so unpractisch, daß selbst solche Behörden, die des Wfs. Maximen billigen möchten, sie nicht in die Verwaltung einführen können. Der Wf. selbst präsentirt sich als einen nicht gewöhnlichen Kopf, der aber an größerer Ueberhitzung und Aufregung leidet, als die Literatur, die er verfolgt. In den meisten Punkten ist ohnedies sein Urtheil linksich und er-

innert so sehr an eine jetzt wieder verschollene Herabsetzung Italiens, die vor zwei Jahren viel Aufsehen machte, daß man ihn gern mit jenem Gustav Nicolai vergleichen möchte, wenn ihn auch der Schöpfer auf besserem Papiere und mit schärferen Lettern von der Presse abzog, als jenen wunderlichen Reisenden, der in der Herrlichkeit Italiens nur von Flöhen gequält wurde, und in Venedig, am Vesuv, überall, die Mark Brandenburg nicht vergessen konnte. Herr Ebffler ist ein ähnlicher exclusiver Geist, und möchte seiner Neigung zum Sonderbaren wegen sich vielleicht für jede andere Gattung der Literatur eher eignen, als zur Registratur derselben und zur Censur. Wir zweifeln, ob uns seine noch zu erwartende Philosophie des Pressrechts von ihm eine günstigere Meinung geben wird.

Einstweilen prüfe man, da die Sache wichtig ist, folgende Paragraphen einer Censurordnung.

## §. 1.

Pressfreiheit ist der Normalzustand der Literatur; Censur ist eine Ausnahme. Der Einzelne unter den deutschen Machthabern kann die Censur aufgehoben wünschen, sie aufheben kann er allein nicht. Wir wollen sehen, welche Fortschritte die Wiederherstellung wechselseitigen Vertrauens, welche Fortschritte die Meinung der Literatur über öffentliche Angelegenheiten in einigen Jahren gemacht haben wird; dann kann vielleicht von Pressfreiheit wieder die Rede sein.

## I. Von der Censur als Staatsanstalt.

## §. 2.

Da die Censur eine Ausnahme ist und nicht im Interesse der Literatur, sondern dem der Gesellschaft gehandhabt werden soll, da sie ferner nach dem Willen des Staates die Literatur weder aufheben noch in dem möglichsten Grade ihrer organischen Freiheit beschränken will; so muß die Censur eine der anschniegksamsten, willkäh-

rigsten und nachgiebigsten Institutionen des Staates sein. Sie soll die Kraft nie auf Kosten der Gerechtigkeit missbrauchen.

### §. 3.

Die Censur ist accessorisch; d. h. sie hat für die Literatur kein absolut bindendes Recht und gehört ihr so verschwiebert zu, wie z. B. der Besitzer einer kleinen Servitut an einem Hause sich nicht widersetzen darf, wenn das ganze Haus verkauft werden soll. Das heißt: Die Censur muß sich der Presse anschmiegen, nicht die Presse der Censur; in dem Sinne nämlich, daß die Presse der Censur zwar nicht widerstrebt, aber sich nicht selbst und freiwillig hergibt, die Censur als etwas organisch unumgängliches zu betrachten.

### §. 4.

Der Staat hat die Anordnungen zu treffen, welche die Censur der Presse angehen; nicht die Presse. Er bestimmt die Censur als ein Privi-

legium, daß er ohne Unlast für die Presse benutzen mag! Die erste Folge des nur accessorischen Rechtes der Censur ist: Schnelligkeit, die zweite: Wohlfeilheit.

§. 5.

Die Censur muß so angeordnet werden, daß sie die Erzeugnisse der Presse im Druck nicht aufhält. Zeitungsblättern würde durch Verzögerung ein empfindlicher Nachtheil widerfahren, ebenso Tagesblättern jeder Art und Brochüren. Für größere Werke, werden sie im Zusammenhange censirt, sollte der Termin von 8 — 14 Tagen nie überschritten werden; reicht der Drucker die einzelnen Bogen ein, so müssen sie nach 24 Stunden zurückerfolgen. Für Zeitungen muß sich die Censur in jeder Beziehung dem Interesse derselben fügen. Die Censur will die Literatur nicht hindern; sie will die Vortheile, die man aus der schnellen Expedition eines Zeitungsblatts erzielen kann, nicht stören; deshalb hat sie sich auch

diesen Vortheilen ohne Weiteres zu fügen und muß in der Nacht censiren, wenn die Zeitung in der Nacht gedruckt werden muß.

### §. 6.

Verfümmt die Censur den Termin, wo das Journal in die Presse gehen muß, um zur nöthigen Stunde auf die Post zu kommen, so gibt sie sich ihres Rechtes verlustig und wird dem Staate für alles verantwortlich, was in einem solchen uncensirten Blatte Anstößiges enthalten sein könnte. Liegt die Schuld der Verspätung an dem Drucker oder Redakteur, der das Material der Censur verspätet einreichte, so ist nicht die Contravention gegen die Censur zu strafen, sondern die Nachlässigkeit; wobei ohnehin eine Untersuchung über etwa obwaltende mala fides gestattet werden kann. Ist bei Zeitungsblättern, die wegen irgend einer plötzlich angekommenen Nachricht extra ausgegeben werden, die Censur nicht zur Hand, wird sie vergeblich beschickt, so tritt der Casus des

Periculi in mora ein und die Censur hat ihr Recht verloren.

### §. 7.

Dahin schlägt auch ein, daß die Censur nie als Person, sondern nur als Anstalt wirken soll. So wie die Mauthhäuser zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zur Hand sind, so auch die geistigen Zollhäuser, die Censuranstalten. Die Censur soll, wenn viele Geschäfte auf einige Personen gehäuft werden oder wohl gar nur ein Censor in einer großen und druckfleißigen Stadt angestellt ist, nie ambulanz sein, sondern ein Bureau, wo man zu jeder Stunde des Tages bedient werden kann. Die Censur ist auch keine Behörde, wie etwa das Passbureau und dergleichen; sondern sie läuft der Presse parallel, wie der Zoll dem Merkantilismus.

### §. 8.

Da die Censur nur dem Staate zu Liebe existirt, so hat dieser ihre Kosten zu tragen.



Benigstens darf die Abgabe, welche man der Censur zu entrichten hat, nur in einer unbedeutenden Kleinigkeit bestehen, gleichsam nur in den Stempelgebühren der Unterschrift eines Staatsbeamten. Nicht die Mühe des Censors wird bezahlt; (da die Presse ihm die Mühe nicht macht, sondern der Staat die Stellung zu ihr hat, daß er sich die Mühe der Censur nicht verbrießen lassen soll!) auch nicht das Risiko des Censors (wenn er etwa in den Fall käme, gestraft zu werden; denn nicht die Presse soll es entgelten, wenn ein Beamter in seiner Beaufsichtigung fahrlässig ist;) sondern bezahlt wird nur das offizielle Gutachten, der Stempel, der die Unterschrift eines Beamten sichtbar oder nur gedacht immer begleitet.

### §. 9.

Censurgebühren sollen nie vom Censor selbst bestimmt werden. Der Beamte soll auf sie nicht angewiesen sein. Sporteln dieser Art würden

die Quelle vieler Mißbräuche und nicht selten vieler Ungerechtigkeiten sein. Selbst wenn der Censor die Gebühren für sich behält, so setze der Staat das Maximum fest. Daß der Censor die Gebühren für sich behält, geschieht nicht, um ihm einen Vortheil zuzuwenden oder ihn auf eine Einnahme anzuweisen, sondern um ihm immer noch die gänzliche Verzichtung darauf möglich zu machen oder den Umtausch des Geldes gegen Bücher, eine zarte und sinnige Art, wie sich die meisten Censoren ihr Geschäft bezahlen lassen; denn ihnen muß ja selbst daran gelegen sein, von ihrem schwierigen Amte jeden Schein der Geschäftigkeit abzuwälzen und es so wenig bureaukratisch, als möglich zu machen.

## II. Von den Censoren.

### §. 10.

Man setze die Literaten als Censoren ein! Männer, die ein eignes System haben, dulden nicht, daß ein andres aufkomme. Der Pietist

würde dem Rationalisten das Meiste streichen; der Rationalist würde im Pietismus nicht selten Verbrechen sehen.

## §. 11.

Man wählt am liebsten Juristen. Dennoch müssen sie einige andre Eigenschaften haben, als bloß Kenntniß des Rechtes. Dem Censor gebührt eine nicht bloß allgemeine literarische Bildung, sondern selbst eine specielle. Er muß auf der Höhe des Tages sein, er muß den Stand der Parteien kennen und nach der Sprache, deren sich z. B. Angreifende bedienen, die Sprache der Vertheidigung abmessen. Ein Censor, der nur das Corpus Juris, das Landrecht, seine Instruction und das zu censirende Buch kennt, wird noch immer nicht gegen Ungerechtigkeit gesichert sein. Ein politischer Censor muß auswärtige Blätter lesen und den Stand der Parteien kennen. Ein literarischer darf nicht fremd sein auf dem Gebiete der Journalistik, wenn diese auch

noch so wenig Werth hätte. Ein Censor, der eine Schrift nach dem Geiste beurtheilen will, in welchem sich z. B. die Beamten in einem Vorzimmer des Ressorts der Staatsverwaltung, zu dem er gehört, unterhalten, wird überall Anstoß nehmen, und Schriftstellern, die in ganz von ihnen entfernten Geistesgebieten leben, oft empfindlich weh thun.

#### §. 12.

Es gibt zwei Wege, Beamten mit der Censur zu beauftragen. Entweder wählt der Staat diesen oder jenen Beamten und übergibt ihm einen Theil der Censur, oder er combinirt die ganze Censur und überläßt sie einem Beamten, der sich ausschließlich dem Geschäfte widmet.

#### §. 13.

Eine Vermischung beider Methoden in der Art, daß ein ohnehin genug-beschäftigter Beamter auch noch mit einer unverhältnißmäßigen Cen-

sur belästet werde, führt zu den empfindlichsten Benachtheiligungen für die Presse. Die Censur politischer Zeitungen, mit einem andern größern Amt combinirt, wird nur dann möglicht sein, wenn zufällig die Muße des Beamten mit der Expedition der Zeitung zusammenstimmt. Wenn man denke, daß ein Journal sich in einem Artikel verspätet, daß ein Censurstrich ihm ein Supplement nöthig macht, daß das Journal um 10 Uhr Morgens gedruckt werden muß und dies Supplement erst um 9½ Uhr fertig ist! Sollte da das Hinderniß gelten, daß der Beamte sagt: um 9 Uhr muß ich auf meinem Bureau sein; Censor bin ich erst wieder Nachmittags um drei Uhr!? Nein die Censur kann sich nur dadurch empfehlen, daß sie es nie ist, die ein Hinderniß macht! Die Censur muß immer bereit sein; der Drucker, der Schriftsteller, der Buchhändler — sie haben ein ursprüngliches Recht, das von der Censur zwar im Inhalt der Ausübung, aber

nimmermehr in der Form derselben modifizirt werden sollte!

#### §. 14.

Ist es dem Staate nicht wünschenswerth, einen eignen Censor für die gesammte literarische Produktion einer größern Stadt zu installieren, so vertheile sie die Censur auf mehre Beamte! Erscheinen an einem Orte mehre politische Zeitungen, so sind sie allerdings der Consequenz wegen nur einem Censor zu übertragen. Literarische, kritische, wissenschaftliche Journale jedoch und Bücher desselben Gegenstandes werden einzelnen Beamten überwiesen, welche sich der Uebernahme der Censur nicht weigern dürfen.

### III. Vom Censurverfahren.

#### §. 15.

Jede Instruktion für Censoren sollte in den allgemeinsten Ausdrücken abgefaßt und das Spezielle dem persönlichen Takte überlassen sein.

## §. 16.

Das erste Gefühl des Censors bei Empfangnahme eines Censurbogens sei: Scheu vor dem heiligen Autorrechte! Mißtrauische Censoren nicht nur, sondern auch die, welche vor der Schriftstellerei keine Achtung haben, werden die Censur immer verderben. Was dem Censor dunkel ist, davon halt' er das Beste! Fürchtet er Mißverständnisse, so verschaffe er sich Aufklärung! Schlechte Censoren streichen, was ihnen dunkel ist.

## §. 17.

Außer der Achtung vor der Originalität und der Produktion, soll den Censor die Rücksicht auf den Drucker am Streichen hindern. Der Drucker verliert bei jedem Striche an dem Capital seiner Mühewaltung. Kengstliche Censoren sollten deshalb nur Manuscripte censiren, und wenn sie ihrer Bequemlichkeit wegen die Aufsätze lieber gedruckt haben wollen, so müssen sie Rücksicht

nehmen auf die Gefälligkeit, die man ihnen erweist. Ein natürliches Recht, das Censurmaterial bereits gedruckt vorgelegt zu verlangen, gibt es um so weniger, als zwar die Censur nur zwischen dem Drucker und dem Publikum steht, der Autor aber alles Recht hat, die Censur schon dann anzusprechen, wenn nur noch ein Verhältnis zwischen dem Autor und Drucker besteht. Will jedoch die Censur das Manuscript als bereits gedruckt ansprechen, so erkant sie auch an, daß sie sich die möglichste Schonung des Autor- und Druckinteresses zur Pflicht macht.

#### §. 18.

Der Censor ist kein Recensent. Seine Striche und Aenderungen gehören nie dem Zusammenhange, der Idee des Ganzen als solcher, nie Fehlern, die er am Autor entdeckt.

#### §. 19.

Der Censor darf rechtlich nur das schreiben, was nicht gesagt werden darf. Er wird willkürlich,



wenn er den politischen Gesichtspunkt verläßt, d. h. Staat, Religion, Sittlichkeit, und sich an dem sonstigen Inhalt des Druckmaterials betheiliget.

§. 20.

Wenn Censoren Persönlichkeiten streichen, und Injurienprozesse zu verhindern, so dürfen sie sich nicht die Miene geben, als thäten sie dies im Auftrage des Staates. Sie dürfen Persönlichkeiten nur dann streichen, wenn sich für das Buch kein Autor oder kein Verleger nennen will. Und so oft bei Zeitschriften die Redaktionen für Persönlichkeiten einstehen, hat der Staat keine Befugniß zum Streichen, es sei denn, daß die Ausfälle gegen die öffentliche Sittlichkeit verstoßen. Wäre dies Verhältniß anders, dann begriffe man nicht, warum die öffentlichen Blätter von verantwortlichen Redaktionen geleitet werden!

§. 21.

Ob Thatfachen der Regierung und der Religion in Frage gestellt werden können, hängt

vom Geiste des Gouvernements und vom Tone des Autors ab. Ob freisinnige Erörterungen zulässig sind; darüber lassen sich Wünsche, auch Gesetze geben; doch wird der Censor oft in Zwiespalt mit sich und seinen Vorgesetzten kommen. Die Entscheidung dieser schwierigen Frage kommt auf Charakter und Ehrgefühl an.

## §. 22.

Der Censor muß dem Autor Gründe seiner Striche angeben, wenigstens wenn sie verlangt werden. In Berlin ist es üblich, die Censursätze am Rande zu motiviren, auch in Wien herrscht diese Achtung vor dem Autor. (Siehe Gengens Noten zu Schnellers bekanntem Werke.)

## IV. Die höhere Instanz.

## §. 23.

Der Censor ist ein Individuum; es muß von ihm Berufung statt finden.

## §. 24.

Berufung auf ein Collegium drückt den

richtigen Grundsatz aus, daß vom Individuum auf concrete Staatsräson appellirt wird; doch darf das Collegium erst dritte Instanz sein:

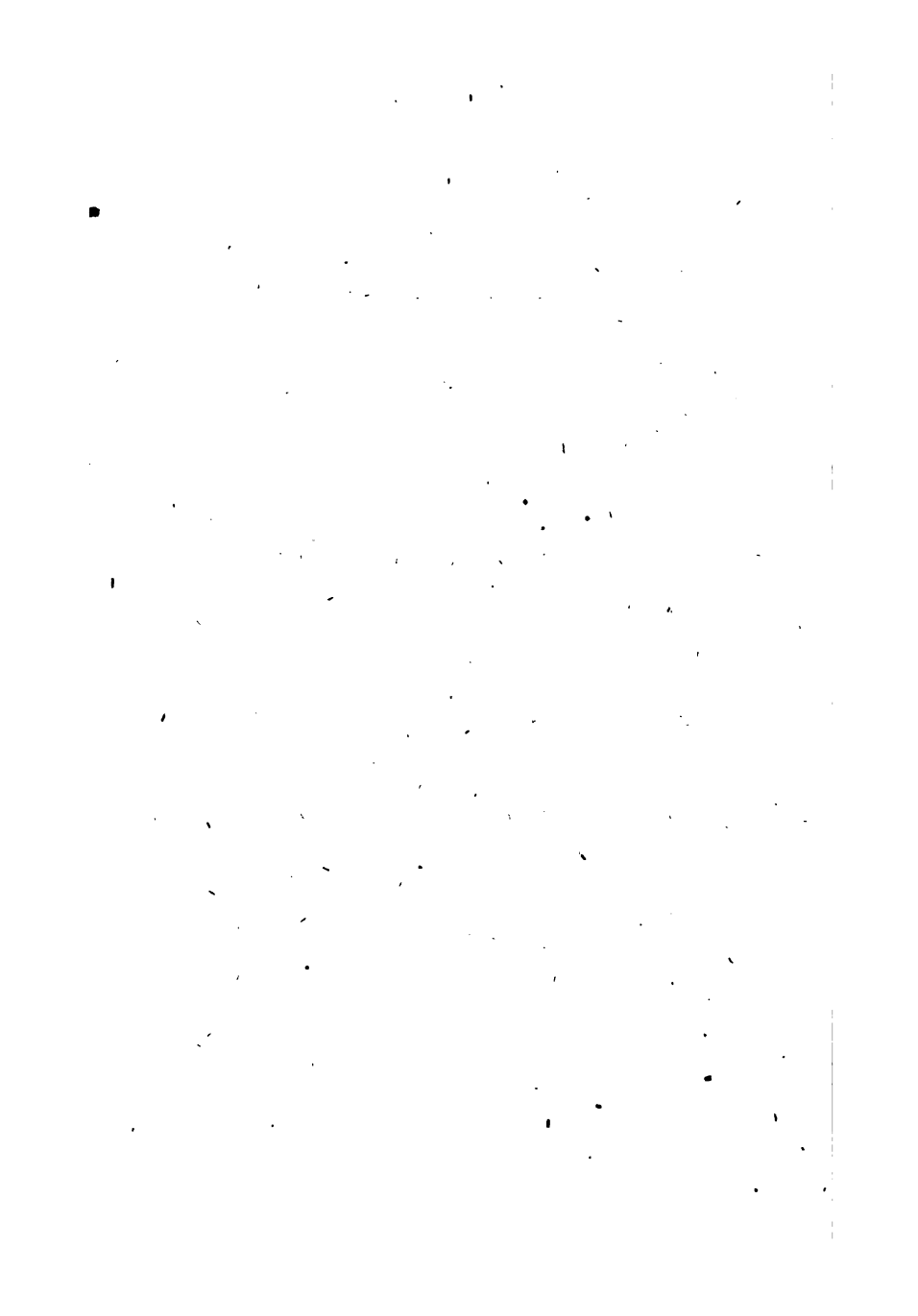
## §. 25.

Ein Collegium, schon in zweiter Instanz, brächte dem Autor, Drucker und Buchhändler um etwas in dem literarischen Verkehr Unumgängliches, um die Schnelligkeit der Erledigung. Deshalb muß die zweite Instanz eine leicht zugängliche Person sein.

## §. 26:

Erst in dritter Instanz darf die Erledigung bürokratisch sein.

---



IV.

**Henrik Steffens.**

---



---

Professor Steffens hat einen Roman in drei Bänden herausgegeben „die Revolution,“ in welchem er im Interesse der unbeschränkten Monarchie und des Pietismus alle Erscheinungen der neuern Geschichte bekämpft, welche beiden Tendenzen keinen unmittelbaren Vorschub leisten. Er faßt alles das, was ihm am Zeitgeiste zuwider ist, unter dem Namen Revolution zusammen und verfolgt dies Schreckbild vom Convent an bis auf das junge Deutschland herab. Seine Personen leben alle glücklicherweise so lange, als er ihrer bedarf, um sie diese verschiedenen Abstufungen durchmachen zu lassen. Dieser Roman ist die gehässigste Zuträgerei, die uns die Reher-

macherei der neuesten Zeit gebracht hat. Er zieht das Unschuldigste in den Strudel eines gefährlichen Verdachtes und erfordert eine Widerlegung, der wir um so lieber einen größern Raum gestatten, als sich hier eine Gelegenheit darbietet, etwas zur Verständigung für Verständige zu sagen.

Vergebens such' ich nach einer Vereinfachung des gewaltigen Stoffes, der sich unter den Händen aufhäuft, wenn man den rechten Gesichtspunkt bezeichnen will, aus welchem diese „Revolution“ zu verstehen ist. Eine Menge Gedankenfäden laufen da ineinander; Historisches, Individuelles drängt sich massenweise heran. Es ist unmöglich, man kann einem so losen Produkte, wie dieser Roman ist, nicht die Ausdehnung einer Abhandlung widmen. Lassen wir also Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; beschränken wir uns nur auf die nächsten, an das Vorliegende unmittelbar sich anknüpfenden Gedanken.

Steffens hat den Ruhm eines originellen



Gelehrten, der durch eine gewandte Rede und ein sanguinisches Temperament in der Geologie, welches sein Fach ist, nicht bloß Berge in ihrer Konstruktion schildern, sondern selber welche versetzen kann. Steffens hat den Vortheil voraus gehabt, daß er, über Steinbildung sprechend, auf philosophische Gegenstände abschweifen konnte; während es bei dem Philosophen nicht die gleiche angenehme Wirkung macht, wenn er von philosophischen Gegenständen auf die Gebirge und Steinarten übergehen wollte. Steffens, baar aller Systematik, begabt mit einer unruhigen Beweglichkeit, nur von Gefühlen und phantastischen Anschauungen zu seinen Ueherzeugungen getrieben, wurde mit der Zeit ein Chaos von Wissen, Glauben, Ahnen, Zweifeln, Wollen, Entfagen, daß er allerdings Gott danken kann, der ihn aus diesem Getümmel durch das lutherische Christenthum erlöste. Seit längerer Zeit hat sich der geistliche Lichtstrahl als eine ewige Lampe in seinem Her-

zen angezündet. Dagegen kann man nichts haben; ich gönne Steffens die Seligkeit, „wieder Lutheraner geworden zu sein;“ ich gönne ihm das Glück „der kleinen stillen Gemeinde.“

Steffens' Entwicklung ist also keine des Gelehrten; denn als Gelehrter hat er nichts Nachhaltiges geleistet; sondern die eines Charakters. Mit einem produktiven Talente einer und einer originellen persönlichen Beweglichkeit andererseits begabt, warf er sich in die verschiedensten Fächer, in die Mineralogie, Philosophie, Politik und Novelle und leistete hier Nichts, das eine nachhaltige objektive Wirksamkeit gehabt hätte, wohl aber immer Etwas, das uns seine originelle Persönlichkeit in einer interessanten Metamorphose wieder erkennen ließ. Steffens kann uns daher nicht verdenken, wenn wir es versuchen, seinen unruhigen persönlichen Charakter zu fesseln und aus seinen Schriften mehr das Subjekt als das Objekt festzuhalten.

Steffens gehört zu jenen Charakteren, welche vom Manne nur die Gestalt, das Talent haben, alles Uebrige aber, was in ihnen den Menschen bildet, vom Weibe. Alle Tugenden und alle Fehler des Weibes findet man in der Erscheinung dieses Gelehrten, der eigentlich kein Gelehrter, sondern nur ein unbeholfener Dichter ist. Sein Gemüth ist hingebend, schwärmerisch; aber auch reizbar; leidenschaftlich. Andere ohne Schonung behandelnd, ist Steffens leicht verletzt, was ihn selbst betrifft. Eigenfinnig an einer Meinung haftend, wenn sie ihm ausgerebet werden soll, wirft er sie gern selbst weg, wenn ihn seine Laune dazu treibt. Unmäßig in Versicherungen seiner Anhänglichkeit, ist er ebenso excentrisch in seiner Abasigung. Die Fluth der Versprechungen schwemmt die Proben und Leistungen hinweg. Was er an sich selbst fürchtet, dichtet er Andern an. Ein kühles Wort empört ihn, der Blick eines Auges schon kann ihm Verdacht erregen.

Dies Geberden ist gescheut, originell, aber leidenschaftlich, trotz Frauenzimmernatur.

So hat sich Steffens in seinen früheren Schriften bewährt; so tritt er wieder in der „Revolution“ auf. Er hat soviel Herbes, Wertehendes in diesem Buche gehäuft, er hat soviel Verdächtigung, die nur unheimliche Früchte tragen wird, darin ausgesät, daß er sich beherrschen sollte und nicht zürnen, wenn wir den Grund dafür nicht in der objektiven Wahrheit, sondern in den Irrthümern seines Gemüthes suchen. Steffens muß zuletzt zugeben, daß ihm diese „Revolution“ von persönlichem Interesse in Rücksicht auf seinen Charakter ist. Wie oft verwandelt sich nicht diese Novelle in eine Confession, die erdichtete Figur in seine eigne, die Anklage in eine Apologie! Steffens schrieb dieses Buch, um die Welt ihren Lauf gehen zu lassen, seine Hände aber in Unschuld zu waschen. Er schildert eine schauderhafte Welt, von der er nicht

undeutlich zu verstehen gibt, daß sie für's Erste nicht gebessert und von ihrem Sturze nicht zurückgehalten werden kann.

Man muß nämlich wissen, daß Steffens früher zur politischen Opposition gehörte. Wenn die literarische Jugend Deutschlands sich „in einer confusen Mischung von Philosophie und Poesie“ gefällt; so verdankt sie es zum großen Theile auch den Schriften Steffens, verdankt sie es dem malcontenten Geiste, der in Allem, was er früher geschrieben, herrscht. Woraus hatt' ich wohl und mit mir Andere dies unbehagliche Gefühl am Positiven, dies halbe Politifiren, und halbe Philosophiren, diese Protestation des Gemüthes gegen das System, dies Grübeln, Parakalifiren, Hin- und Herüberschweifen, ohne Raß und Ruhe, ohne Lust an dem Buchstaben, an der Schranke, kurz diese eigenthümliche Bildung, die wir alle bis zum Jahre 1830 auf den Universitäten entweder empfangen oder durch die Lectüre der Schrif-

ten von Görres, Steffens und Andrer uns zu eigen machten? Steffens fühlt dies, jede Zeile seines Romans verräth das gedrückte Gewissen; und dennoch — warum in der Protestation gegen die falsche Anwendung dessen, was man bei ihm erlernt hat, so viel Trivialität? Doch ich vergesse, daß ich den ästhetischen Werth seines Buches erst später abschätzen will.

Was ist die Revolution? Steffens ist gescheut genug, einzusehen, daß der Irrthum eine mißverstandene Wahrheit ist. Die Revolution ist ein Verbrechen; aber sie hat ein Prinzip, das über das Criminalgesetz hinausliegt und mit welchem die Philosophie und die Staatsweisheit sich mit Vorsicht abfinden müssen. Von dieser seiner Ueberzeugung läßt Steffens nicht einen Lichtschimmer durchblicken. Er faßt die Revolution schlechthin als die Negation, als die Lust Tumulte zu erregen, zu plündern, und aus dem Letzten der Erste zu werden. Die Revolution ist

ihm Demagogie und diese wieder eine rein abgeschlossene Tendenz, eine Leidenschaft, ein Laster a priori. Steffens sieht in ihr nur die Sünde, nicht den Irrthum. Er schildert das Verschwören, das Barrikadiren, kurz die Mittel der Revolution; von ihrem Zwecke sagt er wenig, oder nicht mehr, als daß ihr Zweck schon in den Mitteln läge, daß die entfesselten Galeerenklaven im Plündern und Morden grade ihren Zweck erreichten. Ist das die Revolution? Ohne Zweifel; aber nur von einer Seite betrachtet. Wo sind die Irrthümer, die sie begleiten; wo sind die Phantastereien, welche die Königsmörder ohne Bittern auf das Schaffot steigen lassen; wo sind die Phänomene, die mit der Revolution in einer nicht immer verbrecherischen Wahlverwandtschaft stehen; wo sind die feinen Nuancen der politischen und moralischen Ueberzeugungen, die von der Demagogie verkehmt und von der Regierungsgewalt unter Aufsicht gestellt werden? Wo ist in

dem Buche ein einziger Repräsentant der vernünftigen Freiheit, des besonnenen Fortschrittes, ein Vertreter der verfassungsmäßigen Monarchie? Wo ist die Tiefe der Auffassung? Wo die Feinheit der Charakteristik? Ja, wo ist Sinn und Verstand in diesem kindisch-leidenschaftlichen Gemälde der Revolution?

Ein Hauptgrund, warum Steffens die Revolution als einen Banditenjubiläum hinstellt, ist die Furcht, auf einem Zusammenhange mit ihr ertappt zu werden. Man braucht nur die Ansicht, deren man selber verdächtig ist, recht zu übertreiben, so schämt man sich schon. Steffens gehe mit mir in ein Gefängniß, wo Revolutionäre zu zehn Jahren verurtheilt sind! Er beweise mir, daß es solche Bluthunde sind, wie sein „wissenschaftlich gebildeter“ Adrian! Er examine sie, wie sie ihrer Verbrechen schuldig wurden, er verfolge ihre Bildung, er sehe den Titel des Buches an, welches sie sich von der Spitze des



Bestungscommandanten ausbaten! Es ist: „Die gegenwärtige Zeit. Von Henrik Steffens.“ Diese Collifton muß sich Steffens möglich gedacht haben; denn um sich ihre Verlegenheit zu ersparen, schuf er in dem Romane die Figur Theodors. Dieser Theodor ist Steffens selber. Theodor mischt sich unter Revolutionäre, ist und trinkt mit ihnen und wird für einen der Ihrigen gehalten. Er spricht gegen Tyrannie und Aberglauben „im feinern, höhern Sinn;“ er hat die Phraseologie der Revolution, ihre Dialektik; kurz Theodor ist mitten in der Revolution drin und erschauet doch über die Zumuthungen, die ihm nun diese zu machen wagt. Als er sich später bei einflußreichen Leuten über seine Unbesonnenheit anklagt, meint er, und dies mit Steffens voller Zustimmung: Die Dummen verstanden meine „zarte Ironie“ nicht! Also zarte Ironie war Alles das, was Steffens früher zur Verwirrung der öffentlichen Meinung geschrie-

ben hat; zarte Ironie war seine Schrift über Pressfreiheit; zarte Ironie war seine „gegenwärtige Zeit,“ die den herrschenden Staat in einem seiner schwierigsten Momente so feindlich zu bedienen mußte; zarte Ironie war die bedenkliche Anschließung an jene Schlesiſchen Sektirer, welche einer schönen Frucht der religiösen Zeitstimmung, der Union, sich nicht fügen wollten? Nun freilich; dann haben wir uns in den Intentionen des Herrn Steffens sehr geirrt und begreifen den Enthusiasmus, mit welchem sich der reuige Theodor auf das Foch der Polizei und der Spionage wirft.

Ich will mich nicht bei den für einen Professor sehr mangelhaften historischen Kenntnissen aufhalten, die dem Werke zum Grunde liegen. In dieser Rücksicht ist nämlich alles darin aus der Phantasie, nichts aus der Wirklichkeit gezogen. Die großen Revolutionsumtriebe, angewandt auf einen Duodezstaat von einigen Quadratmeilen, sind an und für sich eher lächerlich,

als erschrecklich. Aber wie spricht Steffens über Politik; wie spricht er über die französische Revolution! Er hat die Glocken läuten hören; wo sie hängen, wie sie hängen, aus welchem Guss sie sind; darüber findet man bei ihm keine Auskunft. Doch, abgesehen von diesen kindisch-mangelhaften Vorstellungen über Thatsachen und Ereignisse, die auch vielleicht in einer unten noch zu erwähnenden ästhetischen Dekonomie ihren Grund haben können; so ist vordem in der Auffassung seines Stoffes und der Durchführung desselben bei Steffens höchst bemerkenswerth: der infame Geist einer Krebsartig um sich fressenden Verdächtigung. Indem Steffens in seinem Buche alles, selbst die Natur, und Leben, selbst die unbedeutendsten Persönlichkeiten, mit der Revolution in Verbindung bringt; läßt er das Maaß von Schuld, welches dieser oder jener an ihr haben könnte, immer ein abscheuliches Geheimniß sein. Keine neue Person tritt auf,

ohne dem Autor, dem Leser und den edlen jungen Polizeiassessoren, welche die Helden des Romans sind, gleich den Verdacht einzulösen, sie möchten mit der Revolution unter einer Decke spielen. Der Verfasser ist darin so unbesonnen verfahren, daß er seine Figuren deshalb sogar ohne Abrundung schließen läßt; von Herrn von Theobald z. B. ist deutlich genug gemunkelt worden, daß auch er im Erüben fische und zuletzt vergift dies der mißtrauische Autor wieder. Die Dichtung ist eine Macht. Sie kann in gewissem Sinn verwirklichen, was sie nur geträumt hat. Steffens benutzte diese Macht auf schreckhafte Weise. Möchte die Menschheit behütet werden, daß dieser unruhige, reizbare, mißtrauische Mann je in Wirklichkeit etwas zu verwalten und zu beobachten bekäme! Seine Phantasie würde die Schatten verlängern, würde die leisesten Umriffe mit schreienden und anklagenden Farben ausmalen, würde in das Harmloseste eine böswillige Absicht legen,

und überhaupt alles das an Andern sehen, was er, seinem revolutionären Ursprunge gemäß, an sich selbst zu ertappen fürchtete. Männer, wie Steffens, sind zierliche Goldfische in einer Glas-  
kugel. Sie drehen und wenden sich, sie ergötzen unser Auge durch ihr Farbenspiel; aber was nützen sie, was sollen sie im Djean! Steffens ist im Grunde nur das, wogegen er sich so sehr sträubt, nämlich geistreich. Man weiß, daß er gegen die „Aristokratie der Geistreichen“ geschrieben hat, daß er nach Wirklichkeit, nach positiver Bewährung trachtet. Allein gerade, was er nicht sein will, das ist er allein, und das, was er gern sein möchte, würde er nur zum Verderb der seiner Botmäßigkeit Untergebenen sein. Jede Organisation, die man ihm überlassen würde, trüge den Stempel seiner exclusiven gemüthlichen Reizbarkeit. Steffens möchte Staatsmann sein und ist nichts, als ein geistreicher Mann. Ein Lob, das Andere beglücken würde, fränkt ihn.

Mit der Hauptfigur des Romans, Adrian, hat Steffens die gesammte gelehrte Welt beleidigt. Einen Demagogen, einen Bösewicht, einen Königsmörder läßt er nicht bloß in dem Gewande, sondern in der That mit dem wissenschaftlichen Apparate eines Gelehrten auftreten. Mit ausdrücklicher Vorliebe bezeichnet er Adrian als einen Gelehrten. Es wundert mich, daß er ihn nicht einen Theologen genannt hat; denn dann würde man doch an Schleiermacher, oder einen Juristen, dann würde man an süddeutsche Rechtslehrer haben denken können. Er macht Adrian zu seinem Collegen, zu einem Professor der Naturwissenschaften, der, so wie er, nur mit andern Absichten und Mitteln in die Politik pfuscht. Wenn Adrian ein Landtags-Deputirter wäre oder er sich bei politischen Adressen an die Spitze stellte, kurz, wenn er nur ein freisinniger Mann wäre, dann läge in seinem Charakter weder etwas Unnatürliches, noch etwas Beleidigendes. Mein

Adrian ist weit mehr. Er ist die Seele aller Revolutionen in Frankreich und Deutschland. Er ist zuletzt eine Art Fieschi. Minerva schaudert vor dieser Entweihung ihres Heiligthums. Ein in den Wissenschaften forschender Mann wird nicht nur Verschwörungen anzetteln, sondern sogar durch einen Mord sie beschließen wollen! Welche Empfehlung — welcher Verrath an den Wissenschaften! Welche erbärmliche Erfindung für Steffens als Mitglied einer berühmten Universität, welche Beleidigung seiner Kollegen! Hat Steffens die klärende Wirkung der Wissenschaften in sich so wenig verspürt, daß er, seinen eignen Stand verhöhrend, auftreten kann und zum Mittelpunkt einer gegen die Revolution gerichteten Schrift einen Mann nimmt, der in der Wissenschaft einen Namen hat, und sein Freund, sein College sein könnte? Dies ist diese läppische Indiscretion, die wir oben schon an Steffens rügen mußten, dies Verdächteln,

dies Rehermachen. Adrian ist eine Verhöhnung des Gelehrtenstandes und der poetischen Lizenz. Wenn im dritten Theile Adrians wissenschaftliche Vermittelungs-Stellung zwischen Frankreich und Deutschland mit den grellsten Fingerzeigen geschildert wird; so fragt man sich unwillkürlich: Wer muß das sein? Wen mag der Mann meinen! Und dies soll man niemals in Dichtungen, zumal, wenn man so unbesonnen ist, so deutlich Gezeichnete späterhin als Königsmörder aufzuführen!

Ich will mich bei der Bemerkung nicht aufhalten, daß auch Adrian im Uebrigen höchst verfehlt charakterisirt ist. Adrian ist ein in Sünden aufgewachsener Weltmann (und Gelehrter;) Steffens gibt ihm eine Natur, wie sie etwa Mirabeau gehabt hat; allein die Reflexionen, die er ihn anstellen läßt, sind jedenfalls so sehr auf die Verachtung der Welt begründet, daß ein solcher Charakter höchstens sich, aber nicht Andre morden kann. Ein Graukopf, der sein Vebelang den



Talleyrand gespielt hat, der immer andre ins Feuer schickte, um die Kastanien zu holen, der auf beiden Achseln trug und sich nur aus Verzweiflung für die Revolution entscheidet, soll ein Mörder werden! Ein Greis, ein Weißhaar; sollte man einem Professor, der über Anthropologie geschrieben hat, einen solchen Mißgriff zutrauen! Wann sind Greise als Mörder aufgetreten? Ich will mich bei dieser Einzelheit nicht aufhalten, sondern der Erfindung des Wfs. näher treten und fragen: welchen Werth hat die Historie?

Hätt' ich die voranstehenden Ausstellungen unbewiesen gelassen, so würd' ich, wenn ich diese Frage mit: Keinen beantworte, für partiisch gehalten werden; allein nur die Wahrheitsliebe ist es, die mich das Geständniß machen läßt, daß diese Novelle von H. Steffens auch langweilig ist. Die Tendenz rächt sich immer an der Doesie. Wenn die Tendenz überwiegt, wird das poetische Interesse erdrückt. Wo nur Absich-

ten zum Vorschein kommen, treten die poetischen Lichter zurück. Ich glaube sogar, daß dieser Roman (warum Steffens nur von einer Novelle spricht!) ohne Plan geschrieben ist. Seine Erfindung ist mühselig zusammengestoppelt; nirgends eine organische Einheit. Interessant sein sollende Figuren enden wie Fragezeichen. Man weiß gar nicht, was mit ihnen geschieht. Unter der Hand scheint Steffens dieser Wald erst gewachsen zu sein; da ist kein Licht, kein Weg, da läuft alles wild durcheinander. Die beiden ersten Bände regen Wunder welche Neugier auf, und nachdem sie mit einer ächt Steffens'schen Beschönigung des vorhergegangenen Unsinns mit den Worten geschlossen haben: „Die wunderbare Märchenwelt ist wieder lebendig geworden“ \*), soll der dritte Band endlich

---

\*) Mit dieser fabelhaften Formel glauben die Romantiker Tieck und Steffens alle ihre krummen Phantasien vor dem Verstande grade machen zu können.

Aufklärung geben. Man hat gesehen, daß Adrian und der milchhaarige Edward, der Liebling des Bfs., in entsetzlich feindseligem Rapport stehen. Todtschlag ist der stete Gedanke, mit welchem Edward von dem demagogischen Naturforscher Adrian verfolgt wird; wie wird sich dies aufklären? Woher der Haß? Jetzt spinnt uns nun Steffens eine Geschichte aus, die mit fettner Trivialität und Menschenunkenntniß entworfen ist. Statt von den Ursachen des räthselhaften Hasses zu hören, hören wir immer nur vom Haß. Adrian und Louvet hassen sich. Warum denn? Ja, sie hassen sich a priori. Da macht sich's der Dichter freilich sehr leicht. Adrian und Louvet hassen sich schon, da sich beide noch gar nicht gesehen haben! Steffens füllt diesen Mangel an Psychologie und sucht ihn durch Uebertreibungen zu verhüllen. Er häuft Kraft auf Kraftworte, um diesen Haß, der sogar der Angelpunkt der ganzen „Revolution“ wird, zu motiviren.

Aber Ausdrücke, wie: „gleich einem Tiger lauerte er auf seine Beute;“ sind keine Motive. Steffens suchte durch einen mechanischen Druck seinem Gedichte die Geschlossenheit zu geben, welche nur die Folge einer organisch tiefen Anlage ist.

Eine höchst unbedeutende Familienmisere zieht sich durch die revolutionären Bestrebungen des Romans hindurch. Es ist sogar der Fall, daß diese kleinliche Familienintrigue, mit deren Wiedererzählung ich die Geduld der Leser ermüden würde, in der That die Mühlräder der Revolution in Bewegung setzt. Die ganze jacobinische Maschine des Buches treibt eine dumme Geschichte um, die sich zur Revolution grade so verhält, wie eine Mausfalle zur Guillotine. Die Revolution und Rietchen — ein großartiger Gegensatz! Schon deshalb, weil die Fabel ohne Werth ist, kann ihre Moral nur mißglücken. Man bekommt unter diesen kleinen Pächters- und Förstersbegegnungen keine Einsicht in die

Irrthümer und Verbrechen der Revolution. Wenn Steffens von der Revolution spricht, so ist es grade, als wenn er bei Frankreich nur von Pascal, bei der Republik nur vom Pastor Oberlin etwas zu erzählen weiß.

Ja in diesem Mangel an positiver Erkenntniß der Geschichte überhaupt und seines Stoffes insbesondere mag es auch liegen, wenn das Meiste in diesem Romane sich wie allegorisches Schattenspiel gebehdet. Die Figuren, die das Ganze tragen sollen, treten durchaus nicht kräftig aus dem Hintergrunde heraus. Ihre Handlungen werden alle reflektirt; sie geschehen nicht vor unsern Augen. Das poetische Unvermögen verband sich hier mit der krankhaften Phantasie, welche die Revolution nach einem Hörensagen schildern will, wie wir ehrlichen Leute uns etwa das Räuberleben ausmalen. Steffens gibt von den Umtrieben der Revolution, ihren Anzettlungen, Spionagen, von ihrem Hin- und Her-

manövriren eine Schilberung, die, wenn sie als Faktum genommen werden soll, lächerlich ist, wenn sie als Poesie gelten soll, eruthend wird. Wie Adrian eine leere und gehässige Abstraktion ist, so wird auch sein Thun und Treiben wie ein Schattenspiel an der Wand geaufelt. Da heißt es: Er hielt die Fäden des Ganzen, — spann sie hier, löste sie dort, Boten kommen, Briefe gehen, die Parteien werden in Schach gehalten, Zeitungsblätter verwirren das Publikum, die Ständekammer wird durch ausgesprengte Gerüchte in ihrem Schooß uneins u. s. w. Das ist alles so leer, so windig, so abgezogen! Wozu drei Bände für einen Roman, wenn diese Machinationen nicht körperlich auftreten können und uns in handgreiflicher Wirklichkeit, in dem einzigen Gewande der Poesie, entgegentreten! Ich muß sagen, daß ich bei diesem geheimnißvollen Rennen und Laufen, Manövriren und Gestikuliren das Buch öfters fortgeworfen habe, weil

es den untersten Grad poetischer Befähigung verräth, auf eine so abstrakte Art nur die Thematata der Handlung anzugeben und sie nicht selber zu lösen. Wenn Steffens seine Loyalität durch irgend etwas bewiesen hat, so ist es dies, daß er die Revolution aus Unkenntniß darstellte wie ein Puppenspiel.

Fast alle Stimmen, die über diesen Roman verlauteten, kamen darin überein, daß er eine bedeutende Abnahme der poetischen Kräfte des Herrn Steffens verrathe und daß die Revolution unter andern auch seinen Ruhm als Erzähler vom Throne stoße. Dies ist in jeder Beziehung wahr. Sogar im Detail, ganz abgesehen von dem verfehlten Kunstwerke, sogar in den charakteristischen Zügen, die sonst Steffens Romane auszeichneten, tritt uns nichts Ueberraschendes mehr entgegen. Das Verhältniß zwischen Luisen und Rollo ist ein Plagiat aus Immermanns unvergleichlich schönern Epigonen. Die Atmo-

sphäre, welche Steffens sonst um kleine pietistische Kreise zu verbreiten mußte, hat sich verdickt. Was daran noch Werth hat, fand sich schon in früheren Produktionen des Verfassers vor. Es ist eine Litanei, die in jedem seiner Romane wiederkehrt. Kleine Exkurse über die Naturwissenschaften, über die Wasserpolypen und dergl. müssen dem sentimentalischen Naturforscher wohl gelingen. Was hilft aber die Poesie der Steine und Kräuter, wo die höhere Poesie des Menschen und der Geschichte verfehlt ist! Der Styl zuletzt ist weniger präcis, als sonst. S. 89. des ersten Theils ist sogar eine einzige neugierige Frage anderthalb Seiten lang ausgesponnen! Das gewaltsame Rudern des Herrn Steffens, um in gewisse ihm liebe Phrasen zu kommen, verräth eine Armuth an Ideen, die Niemanden auffallen kann, der den Kreis kennt, in welchem Steffens seit seiner Breslauer Abdankung sich einzig und allein zu bewegen pflegt.



Ich könnte hier aufhören, da ich genug gesagt habe, um diese mit so vielem Lärm ausposaunte und seit mehreren Jahren schon immer als der Eröstler, der da kommen soll, prophezeite „Revolution“ zu charakterisiren. Allein selbst auf Gefahr hin, daß Jemand, der das Buch nicht gelesen hat, mein strenges Urtheil nun erst recht für parteiisch halten könnte, fühle ich mich gedrungen, diese Anzeige mit einer Betrachtung zu schließen, die persönllicher Art ist. Es konnte nämlich nicht fehlen, daß Steffens in seiner leidenschaftlichen Verdächtigung alles dessen, was sich nur irgend als Zeitgeist in unsern Tagen zu erkennen gibt, auch auf die deutsche Literatur und diejenigen Schriftsteller kommen würde, welche aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn auch keine neue Literatur, doch die Geschichte der alten schreiben werden. Steffens bezeichnet das junge Deutschland an mehreren Stellen seines Buches als eine Genossenschaft, die, politisch ge-

nommen, eben so gefährlich wie literarisch geschmacklos wäre. Den letzten Vorwurf wollen wir kürzer, den ersten ausführlicher beleuchten.

Daß der jüngere literarische Nachwuchs Talent hat, gibt Steffens zu. Er meint aber, die Milch wäre hier sauer und zu Käse geworden. Steffens fügt noch den Knoblauch hinzu, um die von ihm verachtete Tendenz in den Geruch zu bringen, den sie für seine Nase hat. Ich will gegen diese Bilder keine Gegenbilder auspielen. Ich will mich einfach an die Sache halten. Die Sache ist aber die, daß Steffens in einen Fehler verfällt, den Viele seiner Stellung mit ihm gemein haben. Er hat Recht, wenn er seine Vergangenheit für bedeutend hält, wenn er mit Stolz daran denkt, daß er Goethe gekannt hat, daß er mit Schleiermacher 1806 in Halle Professor war, daß er seine Bildung anders gewonnen hat, als sie jetzt gewonnen wird. Man sagt wohl, daß wir, ehe wir sterben, unser Taufwas-

fer ausschweifen. Steffens verfällt mit Lied in dieselbe Melancholie, daß sie ausrufen: Wir waren die Genossen großer Männer, wir sind die nächsten Erben ihres Ruhmes, wir sollen nun einen Nachwuchs haben, der nicht so an uns anknüpfen will, wie wir an Goethe und die Alten angeknüpft haben! Aus diesem unbehaglichen Gefühl entnimmt Lied seine Almanache, Steffens seine „Revolutionen!“ Würden wir in Lied und Steffens etwas Befruchtendes vorzufinden uns überreden und ihnen irgend einen Ton entnehmen können, dessen Echo nicht schon in ihnen selbst verhallt wäre, würden wir sie zu Mustern unsrer Schreibweise wählen und so unbedingt uns ihnen hingeben, wie Johann Rindwisch dem Grafen Platen; so würden wir nicht nur Talent haben; sondern unsre Milch würde auch nicht Käse geworden sein und die Poesieen eines Heine würden nicht nach Knoblauch riechen. Daß sich die jüngere Literatur nicht zutraut, auf

eigenen Füßen etwas zu improvisiren, beweist ihre Hingebung an Goethe, beweist ihr Versuch, der Hegelschen Philosophie Methode und Consequenz zu entlehnen, beweist ihre Opposition gegen die abscheulichen Versuche des Wolfgang Menzel, eine Bildsäule im Rathhalla unseres Ruhms nach der andern zu zertrümmern. Nur an Dieck und Steffens knüpft sich nichts an. Das kann somit nur beweisen, daß beide selbst nur in sich und für sich Werth haben, daß sie Personen und Dilettanten sind, keine Thatsachen und keine Meister.

Daß die jüngere Literatur noch nichts Tüchtiges geschaffen hat, glaub' ich herzlich gern; denn Niemand kann unzufriedner mit seinen Produktionen sein, als ich, der ich auch nie geneigt war, Corps zu machen und an Freunden zu loben, was mir nicht gefiel. Aber daß erstens diese fragliche Literatur den Beruf hat, künftige schöne Entwicklungen vorzubereiten, daß sie die

unumgänglichen, durch Preßbeschränkungen und dergleichen gar nicht mehr zu schleifenden Uebergangsdarbanellen aus dem schwarzen in das Marmormeer sind; zweitens, daß sie weit Gediegeneres schon geleistet haben, als die Schriftsteller der Restaurationsperiode, daß sie wenigstens mehr, als die Tromlig, Müllner, Houwald, ja selbst mehr als die Michael Beer, Schenk, E. Robert u. s. w. ahnen ließen, was eine sich wieder mit dem Gedanken vermählende und durch persönlichen Reiz erfrischte Literatur ist — wer wollte so unverbesserlich stabil sein, daß er dies läugnete! Wenn einmal nicht anzunehmen ist, daß sich die deutsche Literatur nur noch als Lyrik ausdrücken solle, daß also die Namen, welche wir in unserm Musenalmanach jährlich finden, die Rückert, Uhland; Pfizer, Lenau u. s. w. allein die Tradition fortpflanzen; wenn Roman, Kritik und die Mischgattungen noch einen höhern Beruf haben, als das lyrische Gedicht; dann wird man die Graf-

tion, welche wir oben bezeichneten, nicht für ephemer halten. Das thaten auch weder Staatsmänner, wie z. B. G e n s, noch Gelehrte, wie erst kürzlich Herr H a s e in Jena, noch seine Geschmacksrichter, die mehr dem Publikum, als der Schriftstellerwelt angehören, wie Herr B a r n h a g e n v o n E n s e. Nur die H. H. Lied und Steffens glauben versichern zu können, wem die Pförtnerinnen des Varnasses das Thor öffnen werden.

Inzwischen mag Steffens ästhetischer Widerwille auf sich beruhen! Ein Andres ist es mit dem Vorwurf der Demagogie, welchen er mit und meinen Freunden macht, mit dieser erbärmlichen Rolle, die er den „sich später zum jungen Deutschland wendenden“ Journalisten Wolf spielen und mit den unsinnigen Theorien, die er von diesem Narren in extenso vortragen läßt. Wüßte Steffens die schwierigen Verhältnisse, welche uns hindern, seine Anklagen aufzunehmen und sie

ausführlich zu widerlegen, so würde er sie hoffentlich nicht gemacht haben. Oder vielleicht berücksichtigt er nicht einmal die Personen, sondern nur die Dinge, die ihm so gefährlich erscheinen, die Theorien, zu deren Apostel er seinen Journalisten Wolf macht. Denn die demagogische Rolle, die dieser Narr spielt, wird ihm doch, da er sie erfunden hat, nicht so wichtig erscheinen, daß er darauf eine Anklage stützt? Daß wir Demagogen gewesen sein sollen, Mitglieder geheimer Gesellschaften, Verbundene der Flüchtlinge in der Schweiz, welche den Tyrannenmord an ihren eigenen unglücklichen Genossen einstudirten; dieser Verbrechen konnte Steffens seiner Erfindungen wegen nicht entzathen. War' ich ein freier Mann, so würd' ich über diese boshaften und dummen Verläumdungen lachen; da ich aber alle Ursache habe, mich von dem Verdacht der Unloyalität zu befreien, so nenn' ich Steffens Verfahren einen unwürdigen Mißbrauch der dichterischen

Freiheit. Der Däne Hamlet mochte guten Grund haben, durch ein Schauspiel seinen Stiefvater zu entlarven. Der Däne Steffens jedoch spielt mit seinem Puppenspiel die umgekehrte Rolle. Er ist es, der dem Schläfe naht und ihm Gift in's Ohr träufelt.

Den politischen Ursprung der jungen Literatur läugn' ich nicht; aber so wenig wir in Deutschland ein solches Treiben erlebt haben, als Steffens es in seiner „Revolution“ schildert, so wenig hat sich auch jene Literatur faktische Excesse zu Schulden kommen lassen. Kein besonnener Staatsmann (und an Staatsmänner denk' ich hier stark, da Steffens Schriften in ihrer Sphäre verbreitet sind), kein Staatsmann, der sich erinnert, wie ihn die Periode von 1806 — 13 aufregte, wird sich darüber wundern, daß das Jahr 1830 die gleiche Wirkung auf die jungen Köpfe hatte. Die Zahl der politischen Verbrecher aus jener Periode ist so außerordentlich groß, daß man sie nur noch



in Masse strafen kann, und (allerdings auf dem Gnadenwege) das Strafmaaß für sie fast auf ein Viertel herabgesetzt hat. Denn es springt in die Augen, daß die Ereignisse des Jahres 1830 den coursirenden Ideen über Politik und Staatsverfassung einen neuen Impuls geben mußten, der so heftig war, daß man wohl sagen kann, er wirkte allgemein. Die Staatsweisheit sieht hier auch weit weniger eine Veranlassung, nur und immer nur zu strafen, als eine zu belehren, zu erziehen, auszugleichen. Aus jenem Tumulte der im Jahre 1830 aufgerogten Leidenschaften die Gemüther wieder zurückzuführen, sie zu besonnenen Ueberzeugungen zu bringen, und, wenn sie im Widerspruche verharren, ihnen mit Nachdruck die Andeutung zu geben, daß die unleugbaren, für Politik und Geschichte gewonnenen Resultate jenes Jahres sich nur in Uebereinstimmung mit den öffentlichen Thatfachen, für welche die Regierungen einzustehen haben, entwickeln

dürfen: dies ist unter heutigen Verhältnissen Staatsweisheit. Und in Betreff der Literatur, wird die Nachsicht noch gerechter sein müssen. Wer könnte sie so wenig kennen, daß er nicht zugäbe, überall, auf allen ihren Wegen lagen Gruben, in welche man bei der Nacht stürzen mußte. Die Literatur war durch die ausgedehnte Wirksamkeit des Wolfgang Menzel von der Achtung vor der Vergangenheit entbunden; der junge Nachwuchs ging hier in die schlechteste Schule, indem er sich ein arrogantes Urtheil über die frühere Literaturperiode angewöhnte und dies durch Kategorien zu beweisen suchte, die alle einer verflachten, ehemals burschenschaftlichen Richtung entnommen waren. Zu dieser gefährlichen Unterweisung kam der Mangel an bedeutenden Vorbildern. Die Vergangenheit war theils zertrümmert, theils zu weit entrückt; die Gegenwart bot keinen Ersatz. Steffens war ein literarischer Dilettant, Lieder hatte sich aller Anknüpfungen

die man an ihn machen konnte, ausgenommen in Shakespearesachen, entledigt. Die Verwirrung auf dem religiösen Gebiete war durch den theologischen Partheienkampf hoch genug gestiegen. Der Journalismus war einestheils durch Müllner zu einer Frechheit in Persönlichkeiten gelangt, die, da die Nachahmer nur überbieten konnten, gar keine Rücksicht mehr nahm und andertheils war er so heruntergekommen, daß er sich nur in den gewöhnlichsten Sphären umtrieb und, wenn junge Kräfte sich ihm anschlossen, Niemanden den Gedanken einflößte, daß diese Zeitschriften von oben her berücksichtigt würden. Aus allen diesen Elementen mischte sich ein Stoff zusammen, den die Ereignisse des Jahres 1830 entzündend mußten. Es gibt kein Publikum — von dieser Voraussetzung aus schrieb die jungen Dichter und Kritiker, ohne an ihre Leser zu denken. Das, was hieraus und aus dem Früheren folgte, ist bekannt genug. Stef-

fens hat den Erfolg gut schildern. Den Anfang, an dem er selbst nicht wenig Schuld trägt, hat er verschwiegen.

Es ist aber jedem Einsichtsvollen zunächst deutlich, daß „die junge Literatur“ das Gebiet der Politik verlassen wollte. Steffens meint, sie hätt' es aus Besorgniß gethan, das Ding möchte gefährlich werden. Mag sie Gründe gehabt haben, welche sie will; sie ist einmal aus einem Gebiet heraus, in welchem sie sich niemals so genommen hat, wie es Steffens entzündliche Phantasie sich einredet. Steffens sagt, sie hätte die Politik aufgegeben. Und was sollte sie auch ferner mit der Politik? Wer ein politisches Atlantis im Kopfe trägt, muß so vernünftig sein, einzusehen, daß es aus Nichts nicht geschaffen werden kann. Wer ein Freund constitutioneller Staatsformen ist und sie als Mittel zu andern Plänen benutzen will, sieht an Süddeutschland, wie wenig sie fruchten. Wer sie da einführen

möchte, wo sie noch fehlen, sieht an Hannover, wie lang es währt, bis Formen Wurzeln schlagen, und muß sich daher überzeugen, daß dergleichen Einrichtungen nur die Folge eines wechselseitigen Verständnisses und eines sich in der Regierung selbst erzeugenden Entschlusses sein können. Frankreich faßt unter dem Namen Louis Philipp's allmählig all die Dstentation zusammen, die ihm früher Napoleon repräsentiren mußte. Englands Parteikampf ist so alt, wie das Haus Hannover, das es beherrscht, und von Spaniens Kämpfen kann man wohl sagen: peccatur intra et extra. Also wie sollte die einzige deutsche Literatur, im Widerspruche mit der französischen und englischen Literatur, welcher nachzuahmen man sie ja grade beschuldigt, sich mit dem Brüten über politische Theorien die Lust des Daseins verkümmern und sich durch eine ganz unzweckmäßige Dpposition gegen die öffentliche Ordnung um die Möglichkeit bringen wollen, im

Tempel der Literatur ihr friedliches Freimaurerwerk zu treiben und sich durch poetische Erfindungen, mögen sie auch noch so schwankend und fehlerhaft sein, mögen sie selbst Gemüther, die nach Trost und Beruhigung ringen, und Unklarheit verrathen, in Verbindung mit dem Publikum zu erhalten! Was die jüngere Literatur in rein ästhetischer Hinsicht bezweckt hat, übersieht Steffens; für ihre Verbindung mit Goethe und Hegel, wenigstens bei Einigen, hat er kein Auge. Genug, er hat dies zugegeben, daß die gefährliche Tendenz ihr Politisiren aufgegeben hat, und sagt dies mit so vielem Rechte, daß mir selbst das Beginnen eines jungen Schriftstellers, des Dr. J. Jacoby, der sich von dem Jacobinismus plötzlich auf die Theorien des Herrn von Haller geworfen hat, darum so mißlich erscheint, weil auch hier wieder die politische Ansicht nicht die Folge einer wissenschaftlichen Ueberzeugung, sondern einer Gemüthsstimmung ist. Hat man für

die Politik nur Gefühle, so ist man weder vor Irrthümern noch vor den Extremen sicher. Man thut weit besser, diesem Gebiete zu entsagen und sich mit Unkenntniß, die auch Herr Jacoby im höchsten Grade besitzt, zu bescheiden.

Es wundert mich, daß Steffens, der doch ein so frommer Lutheraner (kein Evangelischer) geworden ist, nicht das Christenthum erwähnt, um welches sich die bezeichnete Literatur bisher nur das Verdienst erworben haben soll, daß man es gegen sie vertheidigen mußte, ja bei einigen sogar offenbar mit Gewalt in Schutz nehmen. Warum denn bei Steffens der Jammer um Tiedt und die nicht anerkannten frühern Heroen; warum kein ernstes, heiliges Wort über das Christenthum! Steffens hat überhaupt nicht gewußt, wie er das Christenthum mit der Revolution in Verbindung bringen sollte, was mich deshalb Wunder nimmt, da hier der Anklagen und Verfehrungen doch genug erzielt werden konnten.

Der Grund ist vielleicht dieser: Steffens weiß vom Christenthum nichts Andres zu schätzen, als daß es die Menschen zum Separatismus treibe. Wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, von den beseligenden Folgen des christlichen Glaubens zu sprechen, von der Heiligung und Ver-söhnung der Gemüther, von der trostreichen Hin-weisung auf ein Jenseits, wo alle Widersprüche gelöst sein werden, so benützt er diese niemals, sondern setzt sein ganzes Christenthum in die For-malität, in „die kleine stille Gemeinde,“ setzt es lediglich nur in die Absonderung, in jenen Protestantismus, der in der That nie zufrieden ist, sondern immer protestirt, immer etwas Apar-tes für sich sein will. Steffens verräth damit einen seltsamen Zug seines literarischen Charak-ters. Er ist zum Stablen nicht geboren. Er erschrickt vor jeder Zumuthung, die man ihm macht. Er will immer den Rücken frei haben und etwas Andres sein, als wofür man das



Recht hat, nach frühern Aeußerungen ihn zu halten. Sind solche Charaktere geeignet, so schwere und bedeutungsvolle Anschuldigungen auszusprechen, wie sie in dem Buche vorliegen? Daß derjenige, welcher selbst auf keinen festen Füßen steht, keinen Beruf hat, Andern ihr Wanken vorzuwerfen, drückt er genugsam in seinem Stillschweigen über das Christenthum aus. Wahrlich, wenn man mir und den Uebrigen vorwirft, wir tasteten das Allerheiligste an; dann möcht' ich doch fragen, worin nun wohl die Religiosität eines Steffens besteht? Er hat sich bekanntlich eine Theorie von der Persönlichkeit ausgebildet, auf die er die christlichen Dogmen, d. h. nicht alle, sondern die ihm grade gefallen, anzwingt. Er hat sich zum Partisanen der Schlesischen Sektirer gemacht, weil seiner Poetasterei dies Conventikelwesen, seiner angeborenen revolutionären Unstätigkeit diese oppositive Stellung, mit der zufällig diesmal keine Gefahr verbunden

ist, zugesagt. Da läßt sich durch Aeußerliches, rein Formelles bald der Geruch der Heiligkeit ausdünsten! Wer weiß, ob Steffens über die Frage antworten kann, die wenigstens mich aus tiefstem Herzensbedürfniß beschäftigt: Wie ist es möglich, die Religion des Heilands mit seiner Geschichte, unsern Verstand, unsre Wissenschaft mit seinem eine Welt erlösenden Leiden und Sterben, mit dem dogmatischen Inhalt dieses Glaubens zu verbinden? Wie geben wir dem Christenthume noch jenen neuen Glanz, daß es sich auch auf dem Standpunkte unsrer heutigen Bildung und Bedürfnisse nicht nur immer noch als jene ewige Wahrheit, die allen Zweifeln Muth, allen Schmerzen Linderung bietet, sondern auch als Inhalt und lebendige Anregung aller spekulativen Forschung bewährt? Wie gleich' ich meine christliche Erziehung, meine rührende Empfindung, wenn ich in der Sonntagsfrühe eine Kirche innerlich durch Gesang lebendig werden sehe, mit

den dem Christenthume so abgewandten Traditionen der Bücherwelt und der Geschichte des vorigen Jahrhunderts aus? Endlich mit einem Worte: Wie kommt es, daß ich den Ruf eines antichristlichen Autors habe, ihn auch in dem Sinne, daß ich gegen das theologische Parteienwesen mit naturalistischer Rücksichtslosigkeit schrieb, verdiene, und doch gegen Jedermann das Christenthum zu vertheidigen mich gedrungen fühle, wo ich den Beruf, über eine so tiefsinnig ausgebildete Lehre abzurtheilen, nicht voraussetzen kann? Ich kenne einen Juden, der den Muth hat, seinen bloß von Emanzipationsgedanken und deistischen Abstraktionen beseelten Glaubensgenossen gegenüber Christus und sogar die Dreieinigkeit zu vertheidigen, ohne daß er wagt, sich taufen zu lassen. Er ist durch Hegel zu dieser wunderlichen Stellung gekommen, und ich frage Steffens, ob er im Stande ist, diese interessante Erscheinung unsrer Zeit zu erklären? Nein, er

ist es nicht. Denn wär' er es, so würd' er in seiner Revolution nicht das plumpste und schändlichste Demagogenthum geschildert haben, sondern diese tiefbegründeten Uebergänge aus der negativen Richtung des Zeitgeistes in die positiven, diesen geheimnißvollen Zusammenhang, den ich nur als merkwürdiges Symptom, nicht als ein dauerndes Resultat anführen will; denn Abgeschlossenes soll damit nicht bezeichnet sein, sondern nur ein Merkmal, ein Zeichen, das sich zum Guten nur und zur Beruhigung aller der Empfindungen, welche durch heftiges Regieren früher verletzt sein konnten, erfüllen wird.

Steffens erwähnt die Religion nicht, wohl aber die Sitte. Er stellt ein confuses System von St. Simonismus auf, um dem „jungen Deutschland“ einen fettigen Spiegel vorzuhalten. Das Unsinnigste, was über Emanzipation u. dgl. vom Vater Infantin nur debütirt ist, wird den vermeintlichen Jüngern desselben zugerechnet.

Ich will hier an Goethe erinnern. Faust erzählt von ihm, daß er einen Sack im Zimmer hatte, in welchen er alles hineinwarf, was ihm an satanischen Gedanken je zuweilen in die Quere kam. Diesen Sack wollte er nicht früher öffnen, bis er an den zweiten Theil des Faust ging. Die darin aufgehäuften Materialien sollten ihm zur Charakteristik des Mephistopheles dienen. Jeder geistig starke Denker hat einen solchen satanischen Sack, in welchen er tolle Ideen, die ihm wohl zuweilen aufstoßen, hineinwirft. Nun hab' ich bisher immer gefunden, daß alle die, welche gegen die sogenannte junge Literatur etwas Handgreifliches sagen wollten, nichts thaten, als ihren Satansbeutel umkehrten und dessen Inhalt frischweg über uns ausschütteten. Dadurch mußte man selbst für jeden dummen Einfall der Herren verantwortlich werden; wir mußten das gedacht haben, was Rene zu denken sich schämte. So weiß auch Steffens viel von der Emanzipation

des Fleisches zu erzählen und kümmert sich wenig darum, daß die vermeintlichen Apostel derselben sich längst die schändlichen Ideen, die derselben zu Grunde liegen sollen, verbeten haben. Ueber den Unfinn der Frauenemanzipation verweise ich z. B. auf meinen Versuch Zur Philosophie der Geschichte S. 148.

Ich will nicht in Abrede stellen, daß Mundt, Laube und ich mehr, als sie, Schuld tragen, wenn man uns eine Zeitlang daran erinnerte, wir vergäßen die Schranken des Herkommens, die „ungeschmiedeten Fesseln“ der Sitte, wie Euripides sagt. Ich namentlich kann mich darüber am wenigsten beklagen, weil man mir meine Vorrede zu den Schleiermacher'schen Briefen und eine Romanenscene vorwerfen kann. Von der letzteren hab' ich längst gesagt, daß es mir gleichgültig geworden ist, ob man sie für poetisch oder für abgeschmackt hält; von der ersteren bedenke

man, daß sie aus dem Uebermuthe geflossen ist, ein Buch, welches der Vergangenheit entrisßen werden sollte, wieder mitten in die ganz veränderte Debatte unsrer Tage zu werfen. Ich wollte gleichsam sagen: Was tobt ihr über die Haltlosigkeit, Unzuverlässigkeit und das unreele Idealisiren unserer Tage? Hier blickt auf die Zeiten zurück, wo ein Beamter am Bundestage, Herr von Schlegel, die Lucinde und ein Mann wie Schleiermacher einen Commentar darüber schrieb! Meine übrigens rechtlich vermittelte Herausgabe des letzteren war Schadenfreude; ich gestehe es. Aus dieser Schadenfreude ist aber auch alles herzuleiten, was sonst an dem Buche ein Aergerniß war. Ich wollte ärgern, habe dafür genug gelitten, leide noch; aber durch nichts heftiger, als wenn nun den wilden Hypothesen jener Vorrede ein Glaube untergeschoben wird, den ich niemals daran gehabt habe, oder gar, wie bei Steffens, ein solches System, für

das sich auch die übrigen Bethetheigten ergebenst bedanken werden.

Um endlich zum Schlusse und zu einem Resultate zu kommen, so mag es in Folgendem ausgesprochen sein:

Steffens Revolution ist ein Zerrbild, das weder ästhetische noch historische Wahrheit hat. Die Revolution ist da, sie ist als ein Verbrechen da; aber sie konnte tiefer, erschöpfender und warnender entwickelt werden. Für diejenigen, welche nicht an der Revolution des Herrn Steffens theilhaftig sind, ist sie kein Trauerspiel, sondern eine belustigende Komödie, für die, welche sie angehen soll, ist sie eine Verläumdung und ein schlechter Streich. Ich will Steffens mein aufrichtiges Geständniß machen! Wir waren für politische Träume eingenommen; wir sahen aber ein, daß mit Schmetterlingsflügeln, ja selbst mit Adlerfittigen die Maschine des Bestehenden nicht fortzubringen ist. Wir gaben diese Grillen



um so mehr auf, als der bloß rationelle Liberalismus weder unsrer Phantasie, noch unsrer spekulativen Bildung zusagt. Wir beschränken uns auf die ausschließlich literarischen Interessen. Wir opponiren gegen solche planlose und höchst wahrscheinlich interessirte Verfehrer des Zeitgeistes, wie die H. H. Tiedt und Steffens sind. Wir sind aber über die Nichtigkeit dieser Präntionen schon so im Reinen, daß wir überall der Kritik entsagen und nach Produktionen bei uns und Andern trachten. Wir erwarten sehnlichst von den Regierungen, daß sie unsre Bücher wieder nur einer Censur unterwerfen, die wie früher an allen Orten gehandhabt werde, wo der Verleger wohnt oder sie gedruckt werden. Wir wünschten, die Theater stünden den jungen Kräften frei, um sich auf ihnen in objektiven Gebilden zu üben. Wir wünschten, die Einigung zu Zeitschriften, die Steffens, als Herausgeber eines zwanglosen Journals, ja auch für wichtig hält,

würde eher befördert als gehindert. Ja, und wenn wir nichts weiter wollen, als Freiheit für uns, nicht einmal Gunst, nicht einmal Fürsten, die wie Karl August von Weimar denken; so bleibt nur noch Eines übrig, was allerdings noch hindern könnte, uns so für desinfigirt anzusehen, wie es Theodor Hell, Kriegsrath Mächler, Hofrath Raupach sind. Dies ist allerdings eine gewisse doktrinäre Richtung, die aus der Poesie gern in die Geschichte, aus dieser in die Religion, aus der Religion in die Philosophie springt; aber dies ist gerade jenes Gebrechen, an welchem Steffens einzig und allein die Schuld trägt. Ihm verdanken wir es, daß wir über Mineralogie sprechen und in die Mystik gerathen, daß wir die Fißgebirge ersteigen und auf jedem Ruhepunkt uns von Politik, von Nixenmärchen und Allem durcheinander unterhalten. Ihm verdanken wir die Unbehaglichkeit an dem Positiven, die Entfremdung gegen die Staatsräson, ihm

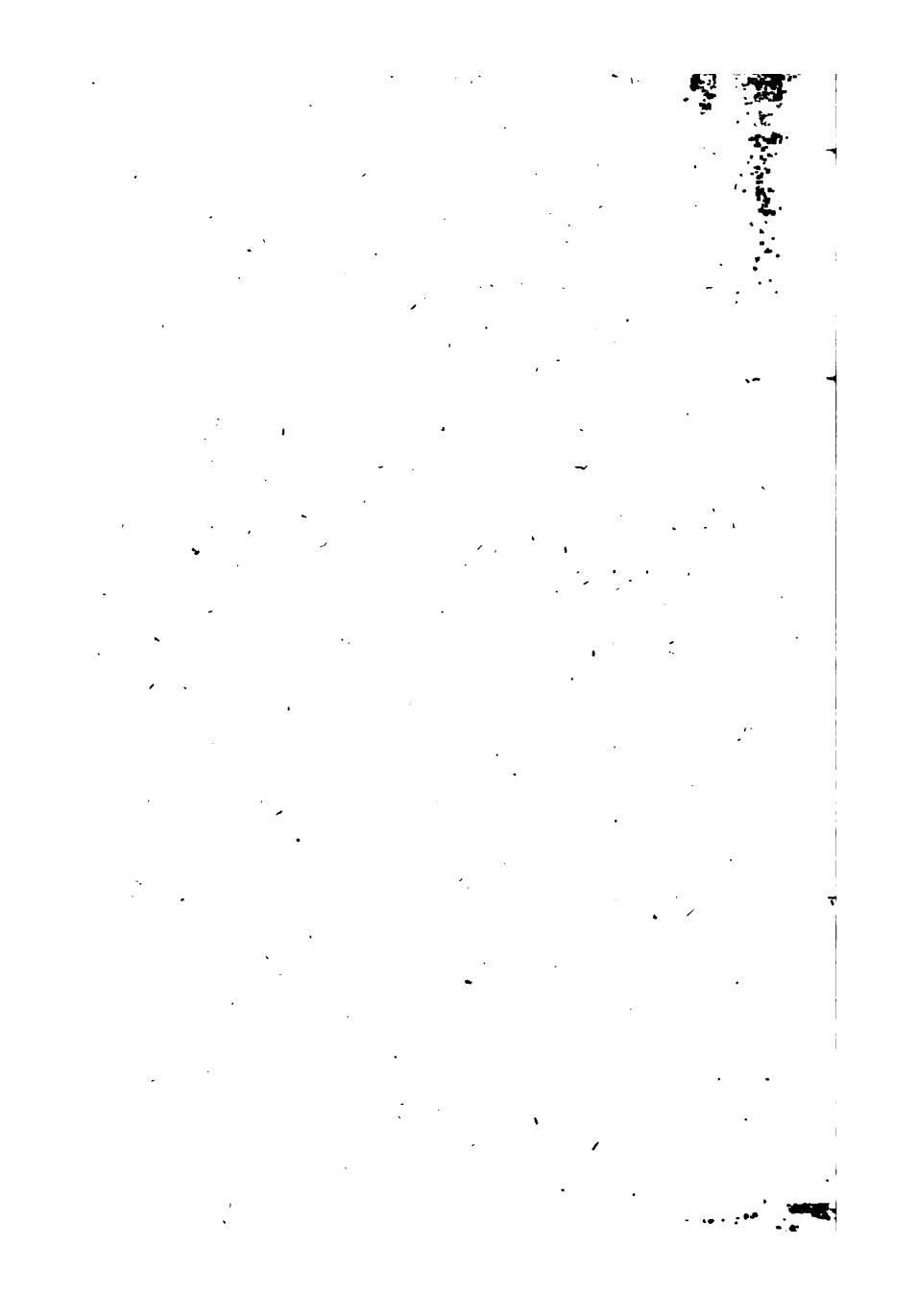
diese Trennung unsrer Ideen von dem in der Wirklichkeit gegebenen Stoffe. Er brachte die Polemik gegen das Zeitalter als solches auf, er schrieb, ich sage nicht, gegen die Censur; nein! gegen die stehenden Heere, gegen die administrative Verwaltungsform der Zeit, gegen die Grundlagen, auf welche der moderne Staat gebaut ist. Er hat uns gelehrt, über die Gegenwart zu grübeln, nicht mehr ideell in ihr zu leben und von dem Faktischen zu abstrahiren. Er hat dies praktische Ungeschick der neuern Literatur am meisten verschuldet. Er hat uns gelehrt, über die Religion zu sprechen, ohne Theolog zu sein, über das Recht, ohne Advokat, über die Politik, ohne Staatsmann, über den Krieg, ohne General, über die Medizin zu sprechen, ohne Arzt zu sein. Wenn es einen Encyclopädisten gibt, der sich für Alles vorgebildet genug hält, um in Allem mitzumachen; so gab Steffens dafür den Ton an; und das Gewissen ist es, das

ihn bestimmt, die zu verdammen, die, wenn sie verstorben sind, es durch ihn wurden. Wenn wir uns von etwas zu befreien haben, so ist es von ihm. Wenn wir etwas auf die Haut werfen müssen, so ist es seine Ansteckung.

Ich habe mich hier nur polemisch ausgesprochen. Wenn die Fluth der Anschuldigungen zu hoch steigt, wer möchte, was ihm das Theuerste ist, die Ehre und den guten Namen, nicht zuerst in Sicherheit bringen? Ich bin aus meinem untern Stocke aufgescheucht und mußte in die Rauch- und Anschwärzungskammer fliehen, wo man sich wohl in Acht nimmt, nicht zuviel Ruß auf die Kleider zu bekommen. Nun sich diese Wasser verzogen haben, möge man mir gestatten, auf meinen eignen Standpunkt wieder zurückzukehren und von diesem aus die friebliche, Angeberei verschmähende und Grund mit Gegengrund austauschende Verständigung fortzusetzen! Auch ohne genöthigt zu sein, gegen angeschuldigte

gefährliche Verbrechen und vor allen Dingen den Vorwurf des Unsinns mich hinter die Schanze der Klugheit zu legen, hoff ich auf ein zufriedensstellendes Ergebnis. Wendet gegen uns ein, was ihr wollt, nur zwingt uns nicht, uns gegen den Vorwurf einer ebenso lächerlichen, wie trivialen Weltverbesserung zu vertheidigen. Wir suchen den freien Mann — nicht das freie Weib, — wir suchen die Wiedereinsetzung des Geistes — nicht die Wiedereinsetzung des Fleisches; — wir suchen Gott — nicht weil wir ihn verloren haben — sondern weil in ihm nur der wahrhaft selig ist, der ihn selber gefunden hat!

---



**Franz Wunderlich**  
**Buchantiquariat**  
**Schönebeck/Elbe Postfach III/14**

Besonders gepflegte Gebiete:  
Philologie - Germanistik - Literaturgeschichte - Geschichte  
Philosophie - Religionswissenschaft - Kunstgeschichte  
Antiquariatskataloge und  
Sonderangebote unverbindlich und kostenfrei - Ankauf!

